

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Unterm roten Adler

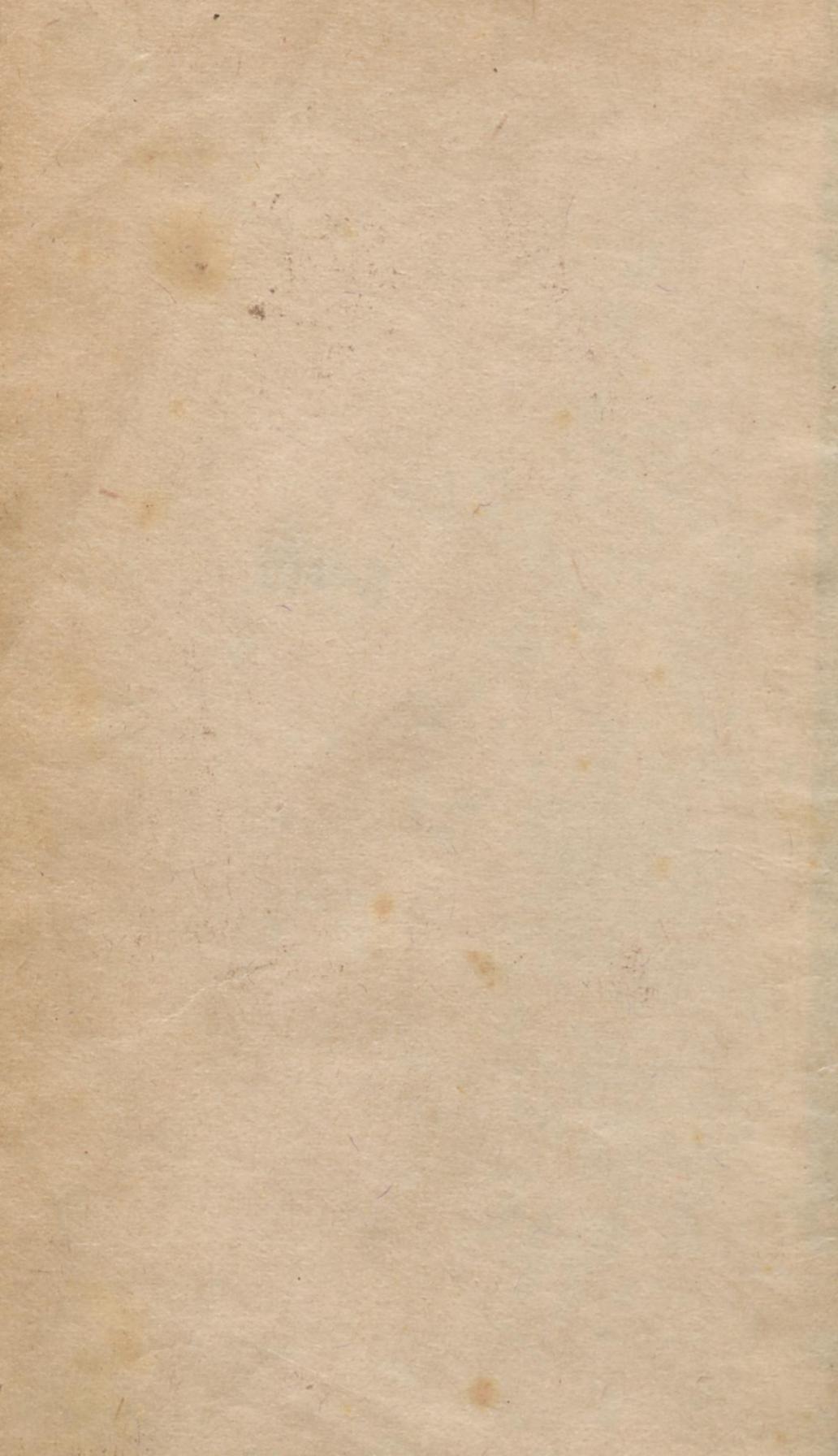
Greinz, Rudolf

Leipzig, 1913

Univ.-Bibliothek Innsbruck



39465



Rudolf Greinz



Unterm
roten Adler

Verlag L. Staackmann Leipzig

Rudolf Greinz
Unterm roten Adler

UB INNSBRUCK



+C27342603

Unterm roten Adler

Lustige Tiroler Geschichten

von

Rudolf Greinz

Erstes bis achttes Tausend



Leipzig / Verlag von E. Staackmann / 1913

(39.465)

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1913 by L. Staackmann, Leipzig



Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Inhalt.

	Seite
Der Geistertanz	7
Der Organisten Krust	30
Die Fremden	45
Der Pestilenz Peter	65
Der Krippenslicker	93
Bliße	106
Der herrische Jöml	120
Das fünfte Rad am Wagen	134
Der Sympathie-Hansl	187
Auf'm Schub	205
Das Kirchsteig-Anderl	223
Wie der Hoisl-Loisl die Neas kriegt hat	240
Das Erlebnis des Göttschen Weit	254
Die schöne Susi	264



Der Geistertanz.

In einem der zur Sommerzeit vielbesuchten Täler Tirols liegt Knapp am Taleingang ein kleines Bergdörfel. Ziemlich hoch liegt es, mit einem weiten Fernblick nicht nur in das eigne Thal, sondern auch in das benachbarte breite Haupttal.

Der starke Strom der Touristen stört die heilige Ruhe und den stillen Bergfrieden des Dörfels fast gar nicht. Berührt sich tatsächlich einmal ein Fremder in die kleine Ortschaft, so wird er angestaunt wie ein Wundertier.

Das Dörfel liegt malerisch steil an der mit saftigen grünen Wiesen, üppiggelben Kornfeldern und dunklen Fichtenwäldern bewachsenen Berglehne. Eine große prächtige Kirche mit rundem Kuppelförmigem Turm macht einen für das kleine Dörfel fast zu prunkhaften Eindruck.

Es ist ein gar lustiges Völklein, das da droben haust. An jedem Abend hört man vom Wirtshaus jugendfrische Stimmen alte Tiroler Lieder singen. Das Jodeln dauert oft bis weit in die Nacht hinein. Es ist nicht immer harmonisch. Denn in vorgerückter Stunde ist die junge „Lebewelt“ des Dörfels schon stark angeheitert.

An Sonn- und Feiertagen wird getanzt. Oft bis zum frühen Morgen. Da ist ein Getrampel und Gepolter, ein Luchzen und Jodeln, daß man an der tollen Lebenslust dieser jungen Menschen seine helle Freude haben muß.

Auch von den umliegenden Einzelhöfen, ja sogar vom Thal herauf fanden sich häufig die Buab'n und Diandeln zum Tanz ein. Denn so lustig und flott getanzt wie hier oben wurde nicht bald anderswo. Dieses heitere Treiben im Ort störte keinen Menschen. Man war es ja seit Menschengedenken so gewohnt. War stolz auf die lustige Jugend. Stolz auch darauf, die besten Sänger und Zitherspieler des Tales zu besitzen.

Nur einen störte das Treiben der jungen Leute. Das war der hochwürdige Herr Pfarrer. Dem war besonders die Tanzerei ein großer Dorn im Auge. War auch kein Wunder. Der Herr Pfarrer war kein Einheimischer. Kam aus einer ganz andern Gegend des Landes. Von dorthier, wo die südliche Sonne die Leute schwerfälliger macht, dickblütiger und vielleicht auch etwas Kopfhängerisch.

Seit zwei Jahren war der Herr Pfarrer nun schon im Dörfel. Und seit dieser Zeit hatte er alles getan, um dem sündhaften Treiben der Dorfjugend ein Ende zu machen. Er ermahnte, drohte und wetterte von der Kanzel. Alles umsonst. Die Buab'n und Diandeln sangen, jodelten und tanzten wie bisher. So konnte das nicht weitergehen. Das mußte mit Gewalt eingestellt werden.

Eines Tags hatte der Herr Pfarrer eine ernste Unterredung mit dem Wirt, der auch zugleich Ortsvorsteher war. Der Schichtwirt besaß das einzige Gasthaus im Ort und war in seiner Jugend selber einer der ärgsten Sünder gewesen.

Jetzt freilich war das anders. Der Jüngste war er gerade auch nicht mehr und hatte doch ein wenig Angst vor dem Gottseibeius. Besonders wenn der ihm in so lebhaften Farben vor Augen geführt wurde, wie das von seiten des hochwürdigen Herrn Pfarrers geschah. Und dann — in offenen Zwist mit der Geistlichkeit wollte der Schichtwirt doch auch nicht kommen. Dazu war er zu fromm.

Also gab er nach. Und der Herr Pfarrer triumphtierte. Gleich am nächsten Sonntag gab es in der Kirche eine große Sensation. Nach der Predigt, die der Herr Pfarrer selbst hielt, erklärte er mit fester, lauter Stimme, daß von nun ab keine Tänze mehr beim Schichtwirt abgehalten werden dürften. Die Sittenlosigkeit und das Argernis nähmen im Dorfe derart überhand, daß er, der Herr Pfarrer nämlich, so leid es ihm täte, zu dieser strengen Maßregel greifen müßte.

Das Aufsehen in der Kirche war ungeheuer. Raun daß man das Ende des Hochamts abwartete. Gleich nach dem letzten Evangelium strömte jung und alt aus der Kirche.

Draußen im Friedhof, der die Kirche unrahmte, und auf dem winzigen steilen Dorfplatz standen sie gruppenweise zusammen und besprachen erregt den

strengen Erlaß des Pfarrers. Die Diandeln schielten mit blutroten Gesichtern verstohlen zu den Burschen hinüber und stoben dann, als der Herr Pfarrer von der Kirche herkam, wie eine Schar aufgeschreckter Vögel eilig auseinander.

Einige Zeit hindurch war heilige Ruhe im Dörfel. Etliche alte Weiblein und der Mesner Anderl fingen an zu reden, daß es jetzt erst ein schönes heiligmäßiges Leben sei. Aber so ganz vom Herzen kamen ihnen diese Reden wohl auch nicht. Denn sie waren es ja von Jugend auf nicht anders gewohnt, und das Singen und die Tanzerei hatten auch einst für sie zu den Schönheiten eines Feiertags gehört.

Wie ein Alp lastete es über dem einsamen Bergdörfel. An den Sonntagen abends war alles wie ausgestorben. Nur einige Burschen saßen mit dicken Köpfen in der spärlich erleuchteten Stube beim Wirt und versuchten derbe Wize mit der Kellnerin zu machen.

Der Schichtwirt schlich mit hängendem Kopf im Haus umher. Lange konnte es nicht mehr so weitergehen. Seine prächtigen Einnahmen, die er hatte, erreichten jetzt kaum mehr ein Viertel des früheren Bestandes. Wenn da keine Besserung eintrat, mußte er ja bankrott werden.

So beschloßen denn die jungen Leute und an ihrer Spitze der Wirt, ein Bittgesuch beim Pfarrer einzureichen. Am Kirchweihsonntag sei es von jeher Brauch gewesen, daß man im Dorf getanzt habe. Der Herr Pfarrer möge doch ein Einsehen haben. Aber

da kamen sie bei dem hochwürdigen Herrn übel an. Ob denn dieser Sündenpfuhl kein Ende haben solle? Was sie denn eigentlich dächten von ihm? Sollte er zusehen, wie seine ihm von Gott anvertrauten Schäflein dem Teufel ausgeliefert würden?

Immer in größere Wut schrie sich der Herr Pfarrer hinein. Es hätte nimmer viel gefehlt, und er hätte die ganze Deputation, an der Spitze den Wirt und Ortsvorsteher, eigenhändig bei der Tür hinausgeschmissen.

Mit dem Pfarrer war nicht viel anzufangen. Das sahen sie ein. Daher verschworen sie sich. Durften sie nicht öffentlich tanzen, so tanzten sie eben heimlich. Aber getanzt mußte sein.

Der Grill Hiasl war derjenige, der zuerst auf den Einfall kam. „Weißt was, Schichtlwirt,“ sagte er, „bei uns droben, da sein a paar Stadel. Auf oan Stadel da is a woltern¹⁾ große Lennen. A bissel außerhalb vom Dorf liegt's aa. Da derfahrt's der Hochwürdige nit a so g'schwind. Z' Sonntag nachts schickst durch dein' Sepp a paar Banzelen Biar aufer und a Fassel Wein dazua. Nachher, Buab'n, paßt's auf! Nachher kann's wieder losgiahn!“

Von nun an wurde bei jeder Gelegenheit ganz im geheimen und stillen getanzt. Und war auch die Beleuchtung mehr als spärlich und die Bewirtung ganz ärmlich und einfach, so kamen der Wirt und das junge Volk doch auf ihre Rechnung. Nur mit dem

¹⁾ ziemlich.

Singen und Jodeln mußte man vorsichtig sein. Dafür wurde aber um so eifriger getanzt, daß den Diandeln die Röcke nur so um die Füße flogen.

Lang aber sollte die Herrlichkeit nicht dauern. Der Mesner Anderl war durch Zufall auf die heimlichen Zusammenkünfte geraten und berichtete sie pflichtschuldigst dem Herrn Pfarrer. Der Herr Pfarrer schickte noch in derselbigen Nacht den Anderl zum alten Grill-Bauern. Einen schönen Gruß vom Herrn Pfarrer, und der Bauer solle gleich die Diandeln aus seinem Stadel jagen. Die Buab'n könnten bleiben, wenn sie wollten.

Aber ohne Diandeln freut halt die Burschen das Tanzen nit. Das ist eine alte Geschichte.

Für diese Nacht waren sie nun allerdings um ihr Vergnügen gebracht. Und mit ihrem guten Versteck war es auch aus. Sie suchten sich jedoch was andres.

Der Kriebacher Stöffl, ein nicht mehr junger Bursch, aber hartnäckiger Sünder und hartgesottener Junggesell, besaß ein Gützl. Nicht weit vom Dorf. Dort hauste er ganz allein. Sein Häusl war nicht groß. Eine Stube und zwei Kammern zu ebener Erde. Die bot er den jungen Leuten an. War ihm selber am meisten am Tanzen gelegen; denn mit den Diandeln hielt es der Kriebacher Stöffl recht gern.

Der Pfarrer war mißtrauisch geworden und sandte den Mesner Anderl auf die Suche aus. Gern tat es der Anderl gerade nicht.

War ein ziemlich bequemer Herr, der Anderl, und lag zur Nacht viel lieber knietief im Federbett drin, als

sich um die jungen Lumpen zu kümmern. Waren doch alles Lumpen. Kein Schad' um die, wenn sie einmal gehörig in der Hölle braten mußten. Und um die Madeln tat es ihm erst recht nicht leid. Auf die hatte der Mesner Anderl schon lange einen heiligen Zorn.

Nur eins wurmte ihn fast täglich. Daß die Mutter Gottes auch einmal ein Madl gewesen war. Seine ganze fromme Demut mußte der Anderl zur Hilfe nehmen, um über diesen wunden Punkt hinwegzukommen.

Die Madeln hatten dem Mesner Anderl, als er noch ein junger und ganz netter Bursch gewesen war, übel mitgespielt. Seitdem haßte er alles, was Röcke trug, ehrlich und ingrimmig. Und war ein recht häßliches altes Manndl geworden. Etwas bequem und schwerfällig, woran wohl in erster Linie der unförmige Kropf schuld sein mochte, der auf der rechten Halsseite in unverschämter Größe prangte und durch kein Halstuch verdeckt werden konnte.

Wie gesagt, den Mesner Anderl freute der Auftrag des Herrn Pfarrers just nicht besonders. Aber wenn der Herr Pfarrer befahl, dann mußte halt der Mesner gehorchen. Der Anderl hatte auch bald die neue Lanzhöhle beim Kriebacher Stöffl entdeckt.

Auf das Donnerwetter, das es am nächsten Sonntag bei der Predigt absetzen sollte, freuten sich die Burschen beinahe. Denn sie waren jetzt schon so tief gesunken, daß sie sich aus dem Verbot des Pfarrers gar nichts mehr machten. Und die Diandeln hielten es wie die Burschen. Diandeln halten ja immer mit den Bur-

schen. Das ist schon einmal so eingerichtet in der Welt.

„Satz heißt's schlau sein, Mannder!“ sagte der Grill Hiasl nach dem Hochamt, das jener denkwürdigen Predigt folgte.

Sie waren auch schlau. So schlau, daß der Mesner Anderl trotz eifrigen Splonierens nichts Verdächtiges entdecken konnte, das er dem Herrn Pfarrer hätte berichten können.

So war es nach Neujahr geworden. Die Faschingszeit ging bereits dem Ende zu, und noch immer wußte der Mesner Anderl nichts von einem neuen Versteck zu melden, wo die jungen Leute ihre heimlichen Tanzunterhaltungen abhielten.

Der Pfarrer aber traute dem Frieden nicht. Er war ein heller Kopf und hatte scharfe Augen. Mit diesen scharfen Augen sah er, daß viele der Diandeln am Sonntagmorgen mit blassen, übernächtigen Gesichtern zur Kirche kamen. Dann war es weiter auffällig, daß diese nämlichen Diandeln höchst selten zur Beichte gingen. Und wenn sie einmal gingen, so schlichen sie scheu an seinem eigenen Beichtstuhl vorüber und verschwanden blitzschnell in dem Stuhl des Herrn Kooperators. Also stimmte etwas nicht, sagte sich der hochwürdige Herr Pfarrer. Es wurde offenbar nach wie vor getanzt.

Aber er wollte mit Hilfe des Mesners schon dahinterkommen.

Etwa eine Stunde oberhalb des Dörfels, schon hart an der Waldesgrenze, stand ein halbzerfallener

Stadel. Dort war vor Jahren einmal eine Mur¹⁾ niedergegangen und hatte die Hälfte des Stadels fortgerissen.

Niemand nahm sich die Mühe, den Stadel wieder aufzubauen. Wäre auch ungeschickt gewesen. Denn es lagerte eine solche Unmasse von Steinen und Felsblöcken um den Stadel herum, daß es viel Mühe und großes Geld gekostet hätte, ihn von dem Geröll zu befreien. So ließ man alles, wie es war. Der Besitzer, der reiche Mitterer-Bauer, errichtete sich unweit davon, aber im gesicherten Abstand, einen neuen großen Heustadel.

Auf diesen alten, halbzerfallenen Stadel hatten nun die Burschen ihr Augenmerk gerichtet. Ganz heimlich kamen sie jeden freien Abend hin, arbeiteten in der Nacht, so gut es bei dem Schein alter Stalllaternen ging, und zimmerten sich einen regelrechten Lanzsaal.

Es ist erstaunlich, was junge Menschen leisten können, wenn Liebe und Vergnügungssucht sie antreibt. Außerlich behielt der Stadel sein zerfallenes Aussehen. Auch der Zugang über die Steine und großen und kleinen Felsblöcke blieb der gleiche. Innen aber sah es recht behaglich aus.

Da war ein neuer Fußboden gelegt worden. An den vom Alter dunkel gebräunten Holzwänden führten rohgezimmerte Bänke entlang. Am äußersten Ende des Stadels war ein Ausschank hergerichtet. Da

¹⁾ Erdlawine.

lagerten große und kleine Fässer Bier, Wein und Schnaps.

Auf einem mächtigen Tisch, hinter dem der Schichtwirt in höchst eigener Person schaltete und waltete, standen eine Reihe Gläser. Sogar Weißbrot und Speck und Salami gab es und etwas Kuchenwerk für die Diandeln.

Von der niedern Decke des „Lanzsaales“ hingen einige Stallaternen herunter, die sinnreich durch Kränze aus Lannenzweigen miteinander verbunden waren. Auch der Ausschanz war reich mit Lannen verziert worden und ebenso die Wände, an denen entlang die Holzbänke liefen.

Groß war dieser Lanzsaal allerdings nicht. Aber den Buab'n und Diandeln kam er ungemein behaglich vor. Es duftete so frisch, wie mitten im Wald, und das Licht leuchtete nur notdürftig, doch gerade genug, um die erhitzten Gesichter der hübschen jungen Madeln noch anziehender zu machen.

Jetzt konnten sie wieder einmal nach Herzenslust tanzen. Und sie tanzten auch, ungestört und mit der ganzen frohen Ausgelassenheit ihrer Jugend. Böllig sorglos konnten sie tanzen. Hier oben würde sie der Mesner Anderl nicht mehr so leicht aufstöbern. Und wenn auch! Für diesen Fall waren sie gerüstet. So leicht vertreiben ließen die sich jetzt nicht mehr.

Heute war es wieder ganz besonders lustig da droben. Bei geschlagener Nacht hatte man sich eingefunden. Einzelnen, nach und nach. Heimlich, um ja kein Aufsehen zu erregen. Denn nur die Eingeweihten im Dorf wußten von dem Versteck.

Als es unten von dem hohen, stattlichen Kirchturm neun Uhr schlug, waren sie alle beim Tanz versammelt.

Der Schichtwirt glänzte über sein ganzes Gesicht, so daß es geradezu fettig aus sah. Er hatte einen warmgestrickten Jangger an. Wegen allzu großer Wärme konnte man sich hier oben nicht beklagen.

Die jungen Leute freilich, die spürten nichts von Kälte. Denen wurde eher zu warm. Der Wirt aber mußte stundenlang hinter dem Schanktisch stehen.

Die vier oder fünf bekränzten Stallaternen sandten ihr trübes Licht durch den dämmerigen Raum. In einer Ecke des Saales auf einer Bank saß ein junger Bursch und spielte die Ziehharmonika. Der Hausser Toni hieß er, einer der schneidigsten Burschen im Dorf und ein Musikant, wie man ihn nicht so leicht finden konnte.

So gut und flott wie der konnte keiner der andern zum Tanz aufspielen. Darum mußte er auch stets den Reigen eröffnen, um das richtige Feuer hineinzubringen. Erst später wurde er von dem einen und andern der übrigen Burschen abgelöst. Dann erst kam er selbst auf seine Rechnung. Denn der Hausser Toni war nicht nur der beste Musiker, sondern auch der schneidigste Tänzer.

Mit sehnsüchtigen Blicken schielten die Diandeln verstohlen zu dem saubern Burschen hinüber. Mit wem würde er wohl heute tanzen? Und welche würde er am meisten auszeichnen?

Ganz ruhig, als ginge ihn das bunte Treiben um

ihn herum gar nichts an, saß der Hauser Toni da und spielte. In gebückter, vornübergebeugter Haltung, mit gesenktem Blick. Immer feuriger wurde sein Spiel, immer rascher das Tempo. Im flotten Wirbel drehten sich die Paare. Immer schneller.

Die Burschen mit rotglühenden dicken Köpfen preßten die Diandeln immer fester an sich. Ab und zu hob einer in wilder Freude jauchzend sein kreischendes Madl in die Luft und tanzte, in jugendfroher Kraft sie frei in den Armen haltend, mit ihr im Kreise.

Drunten in der Ecke, im Dämmer, stand der Schichtwirt und grinste. Grinste übers ganze Gesicht, daß es noch fettiger und rundlicher aussah. Und der Hauser Toni spielte. Mit ernstem Eifer. Ohne aufzusehen.

Nur sein Atem ging rascher, und die Züge in dem sonnverbrannten, scharfgeschnittenen Gesicht erschienen straffer, gespannter. Wie von verhaltener Kraft.

Immer tiefer senkte sich der dunkle Kopf. Ab und zu flog ein scharfer Blick über die Tanzenden. Scharf und zuckend wie ein Blitz. Dann spielte er weiter, immer schneidiger, und seine Sehnen spannten sich wie zum Kampf.

Der Kriebacher Stöffl tanzte mit der Innerhofer Moid. Ein großes, raffiges Mädcl mit derben, eckigen Formen. Fest hielt der Stöffl das schöne Mädcl im Arm. Mit verliebten Blicken sah er ihr ganz nahe in die Augen. Aber die Moid schaute weg. Mit verlangenden Augen sah sie auf den Hauser Toni, der

sie gar nicht zu beachten schien. Und der Stöffl tanzte alleweil flotter, wirbelte das Madl bald rechts, bald links, neckisch, leidenschaftlich.

Da warf der Hauser Toni die Ziehharmonika zur Seite, plötzlich, urplötzlich, und stand mitten unter den Tanzenden, die jäh, fast erschrocken vor ihm davonstoben. Wie ein Kämpfer streckte der Toni die Arme von sich. In junger, unausgegorener Kraft.

„I mag nimmer spielen!“ sagte er dann. Sein Ton klang herrisch, gebietend. Mit einem Ruck war er bei der Innerhofer Moid. Ohne lang zu fragen, nahm er dem Kriebacher Stöffl das Madl weg. „Du tanzst mit mir!“ sagte er schier grob.

Mit festem Griff umschlang er die Dirn. Kräftig und mannhaft. Fast schwächling nahm sich das Mädal gegenüber dieser Kraft aus, und willig gehorchte sie.

Immer wilder wurde der Tanz, immer leidenschaftlicher. Und drunten in der Ecke, hinter dem Schanktisch, ganz im Dämmer, stand der Schichtlwirt und grinste. — —

Der Mesner Anderl im Dorf unten wanderte ruhelos umher. Eiskalt war's, und der Schnee knirschte unter seinen trippelnden Schritten. Den Anderl frore erbärmlich trotz des warmen Fangers und des großen wollenen Halstuchs. Aber pflichtgetreu ging er herum und horchte. Horchte gespannt und aufmerksam.

In jede größere Hütte horchte er hinein und in jeden Stadel. Nichts Verdächtiges regte sich. Gar nichts. Keine Spur. Und doch mußte das verdammte Lumpen-

gesindel irgendwo tanzen. Ganz sicher. Der Herr Pfarrer hatte es gesagt, und es stimmte so.

Der Schichtlwirt war auch nicht daheim. Das hatte der Anderl schon ausgekundschaftet. Wenn der Schichtlwirt nicht daheim war, mußte er anderswo sein. Aber wo?

Völlig Kleinverzagt war der Anderl schon. Der Herr Pfarrer war erst gestern recht unzufrieden mit ihm gewesen. Er sei ein fauler Kerl, hatte er gesagt. Liege viel lieber im Bett und schlafe, als daß er Seelen retten ginge. Und er war doch auf seinem Posten gewesen und hatte nicht geschlafen. Überall im Dorf war er schon gewesen und auch außerhalb in den nächstgelegenen Höfen. Doch umsonst.

Recht viel weiter hinaus aus dem Ort zu gehen, getraute er sich nicht. Der Mesner Anderl war kein Held. Weiß Gott, was ihm da bei geschlagener Nacht und mitten im Winter alles zustoßen konnte!

Heute jedoch, in seiner Kleinverzagten Stimmung, ging er trotzdem ein bisschen weiter als sonst. Heute war es auch hell. Der Mond schien leuchtend über die schneebedeckten Felder, so daß sie glitzerten und funkelten wie mit Diamantsplittern übersät.

Für die Schönheiten einer mondhellen Winternacht hatte der Anderl aber wenig Sinn. Er spähte und spähte in die Nacht hinein, ob er nichts Verdächtiges entdecken könnte. Nichts war zu bemerken. Gar nichts.

„Sag werd' i decht¹⁾ umkehren. Hilft alles nix.

¹⁾ doch.

Dö Malefiz=Lumpenbagasch!“ schimpfte der Mesner Anderl ingrimmig vor sich hin.

Er war ein beträchtliches Stück vom Dorf abgekommen. Weit unter ihm lagerten Kirche und Dorf, mit einem weichen weißen Schneetuch bedeckt. Schier gespenstlich ragte der große Turm in die helle Mondnacht.

Die windschiefen Kreuze und Kreuzchen des Friedhofs verschwanden unter der dichten Schneehaube, die sie zu tragen hatten. Von einer Ecke des Friedhofs schimmerte ein Licht. Ruhig und gleichmäßig. Es war die Totenkapelle, in der jeden Samstag eine Lampe brannte.

Der Mesner Anderl blieb aufrastend stehen, sah hinunter und bekreuzigte sich. Dann schaute er unwillkürlich in die entgegengesetzte Richtung. Hinauf zum Wald, wo vor Jahren einmal die Mür niedergegangen war und alles mitgerissen hatte.

Der Anderl traute seinen Augen kaum. Er rieb sie ein paarmal recht kräftig mit dem Armel seines Sängers. Aber er sah nichts andres. Da oben glitzerte es. Blitzte auf und verschwand wieder. Wie der Schein einer Laterne war es gewesen. Eine Weile blieb der Anderl stehen und sah angestrengt nach der gleichen Richtung. Wieder ein blitzartiges Aufleuchten. Dann Dunkelheit.

„Wird epper¹⁾ oaner hoamglahn!“ sagte der Anderl zu sich selber. Es ließ ihm aber doch keine Ruhe. Ganz unwillkürlich ging er der Richtung des Lichtes

¹⁾ etwa.

nach, das von Zeit zu Zeit immer wieder auf-
flackerte.

„Sag kenn' i mi nimmer aus!“ sprach der An-
derl halblaut und kopfschüttelnd vor sich hin. „Wann
oaner giahn tät', nachher müasset si dös Liachtl do
bewegen. Dö Sakra werden do nit . . .“

Nicht einmal zu Ende vermochte der Mesner An-
derl den Satz zu sprechen, so eine Wut erfaßte ihn.
Jetzt hatte er tatsächlich das Vergnügen, bei geschla-
gener Nacht und bei aller Bärenkälte da hinauf-
zukraxeln. Dem verdächtigen Lichtschimmer nicht nach-
zuspüren, brachte der Anderl nicht über sein
Gewissen.

So stieg er denn, innerlich vor Wut kochend,
den schneeigen Pfad entlang. Je näher er kam, desto
deutlicher sah der Anderl den verdächtigen Lichtschein.
Und jetzt konnte er bereits bei dem hellen Mondlicht
unterscheiden, woher der Schein kam.

Ganz deutlich sah er es. Von dem halbverfallenen
Stadel des Mitterer-Bauern kam es. Musik hörte er
auch schon. Ganz von fern. Und einen Lärm hörte er
wie von stampfenden Füßen.

„Wartet's nur, Lumpenbande übereinander!“
schimpfte der Mesner Anderl verbissen in sich hinein.
„Enk werd' i aber einitunken, daß enk's Tanzen ganz
g'wiß vergeht! In Kirchenbann lass' i enk tuan!
Nimmer eini lass' i enk in die Kirchen, Hader-
lumpen ver—“

Erschrocken hielt der Anderl inne. Die Lichter aus
dem Stadel und die Musik waren mit einem Male

wie weggeblasen — und bei einem Haar wäre ihm ein kräftiger Fluch ausg'rutscht. Und Fluchen, das ist eine Todsünd'! Da kriegt der Teufel Gewalt über einen.

War schon öfters vorgekommen, daß der Teufel einen frommen Menschen für'n Narren hielt, um ihn dann in seine Klauen zu bekommen. Dem Mesner Anderl war es jetzt auf einmal nimmer extra zumute. Wär' er doch gar nicht da heraufgekrazelt mitten in der Nacht! Was gingen denn ihn eigentlich die tanzenden . . .

Den Satz konnte der Anderl nicht mehr fertigen. Von rückwärts hatte es ihn angefaßt, plötzlich und mit aller Kraft, und hielt ihn fest. Verband ihm die Augen und schleifte ihn nach vorwärts. Ein, zwei, drei, vier Fäuste. Starke, eisenstarke Fäuste.

Den Anderl überlief es kalt. Es verschlug ihm die Stimme. Das war alles so überraschend und geheimnisvoll über ihn gekommen, daß er sich gar nicht zur Wehr setzen konnte.

Er war wie betäubt. Wußte nicht, wie viele da waren, die ihn jetzt gewaltsam fortschleiften. Traute sich im ersten Schreck gar nicht zu rühren und kam nicht früher zur Besinnung, bevor man ihn durch die enge niedere Eingangstür in den Stadel stieß.

Drinne war es stockdunkel. Die Binde war wieder von seinen Augen entfernt worden. Der Anderl sah aber trotzdem nichts und hörte auch nichts. Alles war mäusestill. Er fühlte sich nur von unsichtbaren Kräften festgehalten und wußte nicht: war das jetzt Wirklichkeit oder Zauberei?

„Laßt's mi aus!“ brüllte er nun und versuchte sich mit aller Gewalt loszureißen. „I kenn' enk schon! I woaß schon, wer ös seid's! I zoag' enk an! Zu die Schandarmen geh' i! Eing'sperrt werdet's ös...“

Da tauchte auf einmal eine große, riesengroße weiße Gestalt knapp vor ihm auf. In der Dunkelheit erschien sie dem entsetzten Anderl noch größer und unheimlicher. „Andreas Klumperer!“ sagte eine tiefe Stimme. „Von wem sprichst du?“

Dem Anderl stiegen buchstäblich alle Haare zu Berge. Wie aus einer Grabesgruft kommend erschien ihm die Stimme. „I kenn' enk schon...“ stotterte er zähneklappernd. „I zoag' enk an. Den Schandarmen sag' i...“

„Andreas Klumperer,“ fragte die weiße Riesengestalt nun ganz langsam, „warum störst du uns?“

„I... i...“ stotterte der Anderl, dem vor Angst dicke Schweißperlen auf der Stirn standen. „Der Herr Pfarrer... Laßt's mi aus, sag' i!“ brüllte er fast flehend. „Laßt's mi aus! I kenn' enk! I...“

„Du kennst uns nicht!“ sprach die Gestalt in befehlendem Ton. „Aber du wirst uns kennen lernen!“

Eine zweite, ebenso große weiße Gestalt tauchte jetzt im Dunkel neben der ersten auf.

„Du sollst gerichtet werden!“ sagte die erste große Gestalt. „Komm!“ befahl sie barsch.

Dann zogen sie den Mesner Anderl gewaltsam in die Mitte des Stadels. Ein wüster Lärm erhob sich.

Brüllen und Schreien in dem undurchdringlichen Dunkel. Auch das Rasseln von Ketten hörte der Anderl Knapp neben sich. Und ein heißes Pfauchen glaubte er zu fühlen, glühend heiß.

„Du sollst gerichtet werden!“ sagte die unheimliche Stimme nun neuerdings. „Komm!“

Der Mesner Anderl sah nichts als die beiden weißen Gestalten. Aber er fühlte, daß viele unsichtbare Menschen um ihn sein mußten. Eine abergläubische Angst sagte ihm, daß das auch Gespenster sein könnten, Geister von Abgeschiedenen, die ihre ewige Ruhe noch nicht hatten finden können und in dem alten, zerfallenen Stadel ihr Unwesen trieben. Man hörte gar vieles im Thal erzählen von solchen Geistern.

Er schien nun vor dem unsichtbaren Richterstuhl angelangt zu sein, denn auf einmal entstand lautlose Stille. Dem Anderl stieg was in die Nase. Es war der scharfe Geruch von Schnaps.

„Ds! I kenn' enk!“ schrie er, indem er neuen Mut schöpfte. „Für'n Narren halten wollt's mi! Geister trinken koan Schnaps!“

„Du hascht uns geschört!“ sagte eine andre hohle Stimme aus dem Dunkel. „Du trinkst iaz Schnaps!“

Ein fürchterliches Getrampel erhob sich von neuem, vermischt mit Brüllen, Schreien und Kettengerassel. Dann gossen unsichtbare Gestalten dem Anderl Schnaps ein. Er wehrte sich verzweifelt, schrie, bat, flehte, bettelte, winselte. Es half nichts. Er mußte trinken.

„Jaß isch es genuag!“ befahl die hohle Stimme aus dem Dunkel. „Jaß wird getanzt!“

Dem Anderl war von dem Schnapsgenuß ganz schwindlig. „Laßt's mi aus!“ flehte er kläglich. „Seid's, wer's wollt's! Laßt's mi aus! I stierb ja no! I derpack's nimmer!“

Alles Betteln half nichts. Im wilden Wirbel wurde er gedreht, von kräftigen Männerfäusten umfaßt. Von einem Arm flog er in den andern, immer schneller, immer wilder.

„Laßt's mi aus! I bitt' enk! I zoag' enk nit an! Wenn's Geister seid's, i bet' enk alle Tag' an Rosenkranz, solang i leb'! I geh' wallfahrten . . . i . . . Alle guaten Geister loben Gott den Herrn!“ fiel ihm plötzlich der beschwörende Spruch ein.

„Wir sein koane guaten Geischer! Und wir brauchen koan Rosenkranz!“ kam es dumpf aus dem Dunkel.

„Jessas! Jessas!“ jammerte der Anderl. „Dös sein ja die helliachten Hölltuifl!“

Jetzt wurden die Stöße sanfter, nicht mehr so kräftig. Und die Arme, die den Anderl umfaßt hielten, waren weicher und molliger. Dem Mesner Anderl tat es ganz wohl nach den eisenstarken Griffen, die er bisher zu fühlen bekommen hatte.

Der eingegossene Schnaps tat seine Wirkung. Böllig leicht wurde dem Anderl auf einmal. Immer fester umklammerten ihn die weichen Arme. Von einem Arm flog er in den andern im wilden Tanz. Er konnte kaum mehr schnaufen, so schnell ging das. Sein Kropf machte ihm zu schaffen. Aber es paßte

ihm nicht schlecht. Wenn er nur was hätte sehen können. Es war jedoch stockdunkel.

In dem Kopf des Mesner Anderl wurde es auch schon arg neblig. Unsicher tastete er, so gut es ging, die gespenstigen Gestalten an. Einige davon waren hell. Das glaubte er zu sehen. Kein Zweifel. Es waren richtige Geister, und er war in einen wirklichen Geistertanz geraten. Und aus der Höll' waren sie auch noch, weil sie ihm auf seine Rosenkränze piffen.

Solche Dinge gab es also, überlegte er etwas schwerfällig . . . „Aber wär' gar nit so unfein dö G'schicht', wenn man amal besser bekannt wär' mit dö Geister. Dann fassen sie oan ganz wiach¹⁾ an. Wie die Kaiserln.“

Das wilde Drehen und Hopfen, das Gestampf und Gebrüll dauerte noch eine Weile. Der Mesner Anderl hatte jetzt schon einen veritabeln Kausch und hopfte, brüllte und stampfte brav mit. Flog von einem Arm in den andern und keuchte und rang nach Luft, so gut es sein riesiger Kropf zuließ. Ab und zu versuchte er sogar zu jodeln.

„Jaß isch es genuag!“ brüllte eine tiefe Stimme, brüllte mit aller Kraft, so daß sie sogar den wüsten Lärm übertönte.

Im Nu war der Anderl von harten Fäusten unsanft angepackt und zur Tür hinausbefördert.

Wie ein lebloser Ball kollerte er ein Stück den Abhang hinunter. Dann blieb er liegen, ohne sich zu

¹⁾ weich.

rühren. Trotz Kälte und Frost schlief er im Schnee liegend ein.

Am andern Tag fand man den Mesner Anderl schnarchend in der Totenkapelle des kleinen Friedhofs. Dorthin hatten ihn der Grill Hiasl und der Hauser Toni getragen, damit er nicht während der Nacht erfriere.

Aufs Spionieren ließ sich der Mesner Anderl seitdem nicht mehr ein. Ganz kurz und energisch hatte er es dem Herrn Pfarrer gesagt. Denn der Anderl war fest überzeugt, daß es in dem alten Stadel des Mitterer-Bauern geistere, und daß er unter lauter Geistern und mit echten Geistern getanzt habe. Dafür spreche ja schon die Tatsache allein, daß man ihn in der Totenkapelle gefunden habe. Und was für ein frommer Mensch müsse er sein, weil ihm die Hölltuisfl nicht kurzweg das G'nack umgedreht hatten. Und recht feine Hölltuisfl seien auch darunter gewesen. Böllig schad', daß die mit in der ewigen Pein sein müßten.

Der Mesner Anderl verweigerte entschieden jede Auskunft über Ort und Richtung des Stadels. Da wäre er ja nimmer sicher, auf Weg und Steg von Geistern angepackt zu werden. Er habe mit dem einen Schrecken genug. Ein andermal könnte es ihm vielleicht nicht so glimpflich ausgehen.

Seitdem tanzten die jungen Burschen und Diandeln in ihrem Versteck ungestört weiter. Denn wenn der Herr Pfarrer nicht selber spionieren gehen wollte, dann mußte er eben gute Miene zum bösen Spiel machen.

Der Mesner Anderl war nicht mehr zu haben und

sonst auch niemand im Dorf. Denn wem wäre just viel daran gelegen, mitten in einen Geistertanz zu kommen?

Das Erlebnis des Anderl hatte sich natürlich herumgesprochen und wurde namentlich von den älteren Leuten gern geglaubt. Und von den jungen erst recht. Die waren seitdem die eifrigsten Verfechter des Geister=tanzes geworden und trugen überall das Ihrige dazu bei, die gruselige Geschichte, die dem Anderl passiert war, ja recht glaubhaft erscheinen zu lassen und wozumöglich noch mit verschiedenen fürchterlichen Zutaten auszuschnücken.



Der Organisten Krust.

Den ersten Sonntag, den ich im Hause des Lehrers in meinem stillen, weltfernen Gebirgswinkel zubrachte, hat es mir gründlich verregnet. Ich hatte mich in die Waldeinsamkeit geflüchtet, um wieder einmal aufzuatmen von dem Bücherstaub und all dem gelehrten Zeug, mit dem man doch noch kein Mittel gegen den Tod erfunden hat. Beim Ortschaftslehrer war gerade eine freundliche Kammer frei. Die mietete ich um ein geringes Entgelt.

An jenem Sonntag wachte ich also recht mißmutig auf. Den Regen hörte ich an die Fenster klatschen. Der kalte Talwind heulte draußen. Mich fror es, wenn ich daran dachte, und ich verkroch mich eine Weile unter die Bettdecke, bevor ich mich entschließen konnte, aufzustehen.

Ein trostloser Anblick. Die Nebel jagten sich über dem Wald. Der Weg war ausgewaschen und glich einem schmutziggelben Schlammhäglein.

Vom Zimmer des Lehrers herüber ließ sich der Ton eines Klaviers vernehmen. Feierliche Akkorde, kirchliche Musik. Ich wusch mich, warf mich in die Kleider und schlich zunächst in die Küche zu ebener Erde mit

ihrem offenen Feuerherd und den rauchgeschwärzten Wänden, um nach dem Frühstück zu sehen.

Nachdem der leibliche Mensch etwas erquickt war, begab ich mich nach dem Lehrerzimmer, in dem es recht lebhaft zuging.

Man hielt eben Gesangsprobe für das Hochamt. Die Diandlen standen abgeseondert an einer Seite beim Schubkasten, die Buaben wiederum für sich beim Klavier. Drei bis vier primitive Notenständer waren aufgestellt. Man übte gerade das „Credo in unum Deum“.

Nahm sich ganz seltsam aus, die stämmigen Burschen und die frischen, kerngesunden Diandlen in der Sprache des Horaz und Vergil singen zu hören. Natürlich verstanden weder sie noch der Organist Krust¹⁾ am Klavier etwas von dem Wortlaut.

Den Organisten Krust hatte ich schon zwei Tage früher kennen gelernt. Er sah eigentümlich genug aus unter den übrigen. Die Burschen trugen zumeist entweder das Gesicht glattrasiert oder höchstens einen Schnauzer. Dem Organisten Krust wallte ein großer, breiter und pechschwarzer Vollbart auf die Brust nieder. Sein schwarzes Haar war etwas schütter geworden. Die Stirne hatte sich bereits bedenklich nach oben verlängert.

Der Krust saß am Klavier, piff die Melodie leise vor sich hin und hackte mit den auffallend langen und dünnen Fingern auf die Tasten ein. „Pa-trem

¹⁾ Christian.

omni-po-ten-tem“ sang er jetzt den andern vor, wobei sich seine Lippen bei jeder Silbe spitzten, als ob er an einer Zuckergigarre lullen würde.

Der Passus wollte gar nicht recht gehen. Besonders fehlte der Tenor fortwährend. „Omni-po-ten-tem!“ sang der Organisten Krust. Die Geduld begann ihn zu verlassen. Er sah auf seine Uhr in der gelben Messinghülle. Noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Beginn des Amtes, und alles ging nicht viel besser zusammen wie ein Hahnenkonzert.

„Loisl!“ rief endlich der Krust zu dem Tenor hinüber. „Sei lieber ganz stad! Dös is ja a'rat, als wenn man alte Hafendeckel z'sammenschlagen tät!“

Der Tenor machte ein beleidigtes Gesicht. Er war sich seiner Würde und Unentbehrlichkeit wohl bewußt. Man hatte für den kleinen Kirchenchor keine andere Kraft finden können, welche die Tenorpartie besetzt hätte, als den Loisl. Der Krust meinte freilich, daß „si unser Herrgott selber d'Ohren zuhalten müßt“, wenn er den Loisl hören würde.

Bei der Lüre kamen die beiden Söhne vom Müller am Bach herein. Der Krust warf über sein Klavier weg einen entsetzten Blick auf die Ankömmlinge. Jeder der beiden Müllerbuben hatte eine Nelke hinter das Ohr gesteckt. Als jetzt der Krust zu einem fortissimo einsetzte, sang der eine Müllerbua:

Beim Wirt in Peterbründl
Is's lustig und fein,
Und da hört man den Kuckuck
Aus der Maßflaschen schrei'n!

Der Krust ließ vor Entsetzen die Hände von den Lasten sinken.

Und da hört man den Kuckuck
Aus der Maßflaschen schrei'n!

brüllte es im Chor. Selbst die Diandlen sangen mit.
Und es begann der andere Müllerbua:

Und in Sonntag drei Wochen
Haben s' den Luifl abg'stochen,
Wer Luiflsfleisch mag,
Soll kemman dö Tag'!

Der Krust hatte bereits mit einem bitterbösen Gesicht den Klavierdeckel geschlossen und begann die Noten zusammenzuräumen.

Jetzt sang der Loisl, und zwar merkwürdig richtig und rein:

Der Bürgermeister von Bethlehem
Hat Hühneraugen im G'sicht.
Und wenn er a bißl a Dampf hat,
Roar¹⁾ g'siecht er völlig nicht!

Dabei schielte der Loisl auf den Krust hinüber, der einige große Warzen im Gesicht trug.

„Gelt, zu dö Bosheiten verschlagt's dir d' Stimm' nit!“ grollte der Krust gegen den Loisl und wandte sich zu den Diandlen: „Daß ös aa nit g'scheuter seid's! Jaß soll's gehn, wie's will, i spiel' enk loan Lon mehr vor!“ Der Krust wußte es wohl, wenn einmal die malefizischen Müllerbuaben da waren, dann ging es mit seiner Autorität zu Ende.

¹⁾ dann.

Man stellte die Musikständer in die Ecke und schob die Notenblätter in den Sack. Da war auch die Zeit schon um. Man mußte auf den Kirchenchor zum Hochamt. Es ging alles so ziemlich glatt ab. Dem Loisl hatte der Krust noch bedeutet, er solle sich „beileib' nit untersteh'n“, mitzusingen.

Der Loisl ließ sich das auch gesagt sein, summtete aber während des ganzen Amtes ein Schnadahüpfel nach dem andern. Er stand den Diandlen am nächsten, so daß die ihn wohl verstehen konnten und während der ganzen Andacht etwas zu „pfnuttern“¹⁾ hatten. Der Krust an der Orgel hätte den Loisl am liebsten aufgespießt.

Der Krust hatte an jenem Sonntag für den Lehrer, der in der Nachbargemeinde einige Geschäfte besorgte, den Organistendienst übernommen. Er half überall im Tale aus, übernahm dort und da ein Totenamt oder eine andere gesungene Messe, wenn der bestellte Organist und Lehrer gerade nicht Zeit hatte oder nicht sonderlich musikalisch war. Der Krust hatte nie eine Musikschule besucht und außer den Anfangsgründen, welche ihm der frühere alte Organist und Mesner des Dorfes beigebracht hatte, wohl auch nie einen Unterricht genossen. Was er konnte, hatte er selbst gelernt durch eisernen Fleiß und staunenswerte Beharrlichkeit.

Er stand nun in der Mitte der Dreißiger und bewirtschaftete mit seinem älteren Bruder Hannes einen kleinen Bauernhof an der Berglehne, fast eine Stunde

¹⁾ kichern.

steilen und beschwerlichen Weges ober dem Dorfe gelegen. Wenn er auf Organistendienst auswärts war, mußte eben der Hannes zusehen, wie er mit der Feldarbeit fertig wurde.

Der Krust brachte ja zur Wirtschaft manchen blanken Gulden heim. Man konnte das Geld wohl brauchen; denn für die zwei Kühe im Stall wurde das Futter von den kargen Wiesengründen, welche die beiden Brüder besaßen, meistens schon vor Weihnachten fertig.

Wenn der Krust ein Amt hielt, brauchte er auch den ganzen Tag keine Kost daheim. Das wußte er schon so einzurichten, daß er bei einem Bekannten den Tag über blieb. Dabei gebahrte sich der Organisten Krust aber stets, als ob er jeden Augenblick aufbrechen wolle. Meistens blieb er aber über Nacht und zum Frühstück des nächsten Tages auch noch.

Das fiel niemandem auf. Jeder fand es für selbstverständlich. Bei Stadtleuten hätte der Krust vielleicht für einen Scharozer gegolten. Auf dem Land werden die Portionen jedoch bei halbwegs wohlhabenden Bauern nicht so genau ausgemessen, daß nicht noch einer oder auch mehrere sich mit den übrigen satt essen könnten.

An jenem Sonntag hatte sich der Krust beim Lehrer einquartiert. Nach dem Amt kam er in die Küche. „I werd' völlig glei gehen müssen!“ meinte er, „daß i no z' Mittag heimkimm.“

„Aber a Feszele¹⁾ Kaffee wirst do no nehmen,

¹⁾ ein wenig.

Krust!“ sagte die Mutter des Lehrers, die diesem die Wirtschaft führte, und schob dem Organisten eine ganze Schüssel voll Kaffee auf das Brett, das um den Herd lief.

„Die Zeit wird völlig nimmer langen!“ sprach der Krust in seinen Bart, hatte aber gleichzeitig schon ein Brot entzweigebrochen und tunkte es in die Schüssel. „Werd’ mi recht schleunen müssen, wenn i no zeitig z’ Mittag heimkommen will.“ Dabei kante der Organisten Krust, daß er zuletzt nicht mehr „Papp“ sagen konnte. „So, der Himmel vergelt’s, Muatter!“ Damit schob er die Schüssel über den Herd und das übriggebliebene Stück Brot in die Tasche.

Dann ging er aus der Küche und verschwand für eine Weile. Als das Wasser in dem großen eisernen Kessel auf dem Herd schon lustig brodelte und die Knödel in demselben auf- und abtanzten, stand plötzlich der Krust mit seinen bodenscheuen Hosen wieder in der Küche.

„Gibt’s heut’ gar Knödel?“ meinte er und guckte in den Kessel. „I hab’ derweil grad’ a bißl nach’m Wetter g’schaut. Es will gar nit aufhören z’ schütten und z’ regnen. Im Himmel müssen’s heut’ alle Waschzuber ausg’leert haben, daß ’s gar a so tuat! — I werd’ mi völlig iaß auf’n Heimweg machen müssen, sonst wird’s no ärger und i bring’ koan trocknen Faden mehr z’ Haus.“ Dabei hatte sich der Krust schon auf die Küchenbank gesetzt, Kreuzte die Beine übereinander und trommelte auf dem Herdbrett.

„In dem Wetter kannst nit heim!“ wendete die Muatter ein. „Bleibst grad’ über Mittag no da!“

Der Krust blieb auch wirklich über Mittag, blieb den ganzen Nachmittag, jedoch nicht, ohne sich inzwischn noch mindestens ein duzendmal „hoamg'macht“ zu haben.

Nachmittags saßen wir mitsammen in der Stube und sprachen über dieses und jenes. Ich mußte unwillkürlich staunen über die Belesenheit des Krust in Autoren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Seine ganze Bildung schien in diesem Rahmen eines vergangenen Zeitalters gewachsen zu sein. Seine Ansichten waren meistens etwas antiquiert, aber doch im allgemeinen gesund und kernig.

„D mei,“ sagte die Muatter, die am Spinnrad saß, „der Krust kauft alle alten Bücher z'samm, dö er nur in der Gegend auftreibt und um dö koa Mensch nix mehr gibt. Uns hat er aa schon a paar davong'schleppt.“

Der Krust lachte still in sich hinein. Wenn wir mit unsern Ansichten in Widerstreit kamen und ich ihm eines und das andere aufklären wollte, dann hörte er mir eine Weile zu und meinte zuletzt immer: „Ei ja, so wird's wohl sein, wie's der Herr sagt!“ Ich war jedoch innerlich überzeugt, daß er dennoch bei seinen Gewährsmännern aus den vergangenen Jahrhunderten blieb.

„Wissen's,“ klärte er mich auf, „i hab' a Masse so alte Dokterbücher und Kräuterbücher, und da steht viel mehr drin, als die Leut' heutzutag wissen! Dö alten Bücher darf man nit verachten. Früher sein d' Leut' viel g'scheuter g'wesen und haben si mit allem

mehr Müß' geben. Heutzutag geht alles so hurli-wurli¹⁾, a jeder will voran sein! Und z'lezt sein's alle hinten. Warum sterben ihnen denn iatz die meisten Leut', wenn amal a bißl was 'brochen is in der menschlichen Maschin! Und warum erfinden's denn alleweil neue Krankheiten!"

Ich wußte nicht viel darauf zu erwidern. Es lag unbedingt ein Stück Weisheit in der Rede des Organisten Krust.

„Schaun's, Herr,“ fuhr er fort, „da haben wir im Dorf an alten Bader g'habt. Wird wohl schon zwanz'g Jahr' unter der Erden sein. I denk'n aber no guat. Wenn wer g'storben is, dann hat er aa alleweil die Krankheit ins Totenbuch eintragen. Is nit viel Unterschied g'wesen in dö Krankheiten. Man könnt' aus dem alten Bader sei'm Totenbuch wohl kaum a halbes Duzend verschiedene Krankheiten z'sammzählen. Wenn er gar nit g'wußt hat, was für a Bildnis²⁾ an Bauern z'lezt sein G'nack abdreht hat, nachher hat si der alte Bader aa z' helfen g'wußt. Hat einfach g'schrieben: der Waldgrinter Hias, oder wie der Bauer g'heißen haben mag, is so g'storben! D' Leut sein z'frieden g'wesen, und den Toten hat's aa nimmer gramt!"

Es wurde Abend. Der Organisten Krust war einige Male verschwunden gewesen und hatte, sobald er wieder in der Stube auftauchte, inzwischen nach dem Stallvieh, der Hauskaze, die ein paar Tage früher

¹⁾ durcheinander. ²⁾ unerklärliche Krankheit.

geworfen hatte, oder auch nach dem Wetter geschaut.

„Mir scheint do, es wird gegen den Ferner a bißl heller!“ schloß der Krust seine Wetterbetrachtung, „daß i mi iatz nachher auf'n Hoamweg machen könnt'.“ In der That wurde es draußen mit dem Wetter immer schlechter. Es goß in Strömen. Der Nebel braute im Thal, als ob etliche tausend Bauern ihre Reggelpfeifen¹⁾ rauchen würden.

Der Lehrer kam ganz durchnäßt heim. Bald stand das Abendessen, eine Schüssel dampfenden Milchmuses und sodann Kasnocken, am Tisch. Der Krust hieb wacker ein und begann nach dem Essen einige alte Notenblätter, die er in einem Winkel des Hauses aufgestöbert haben mußte, zu kopieren. Blieb auch noch beim Rosenkranz, der Krust.

Als sich die übrigen gähmend zum Schlafengehen rüsteten, fragte er, ob man ihm nicht vielleicht eine alte Stallaterne leihen könnte, jetzt müsse er doch schauen, daß er heimkomme. Schließlich kam er aber nicht weiter, als bis in den Heustadel, wohin er ein grobes Leintuch mitgenommen hatte, es auf das Heu breitete und bald schnarchte wie sieben Erzengel, wenn sie die Ewigkeit verschlafen haben.

Am nächsten Tag hellte sich der Himmel auf. Der Krust tunkte noch seine Schüssel Kaffee aus, kopierte die Noten fertig und machte sich wirklich auf den Heimweg, nicht ohne mich eingeladen zu haben, ihn bald einmal zu besuchen.

²⁾ Stummelpfeifen.

Es war gegen Ende der Woche, als ich den engen und holperigen Steig zu dem Gütel des Krust empor-
klimm. Ein heißer Sommernachmittag war es. Die
Mücken tanzten durch die Luft, und die Käfer summteten.
Bunte Schmetterlinge flogen über den Feldblumen.
Da und dort bot ein Obstbaum oder eine hochragende
Fichte willkommenen Schatten. Auf den Wiesen an
der Berglehne rupften die Kühe das Gras ab und
schellten bei jeder Bewegung mit ihren großen
Glocken.

Jetzt hatte ich die kleine Ebene erreicht, auf der
das Gütel des Krust und seines Bruders inmitten
eines Lürkenackers lag. Der Hannes war nicht da-
heim. Er sei in den Wald, Streu machen, sagte der
Krust, der vor dem Hause auf der Bank saß und eine
Sense dengelte. Noch ein paar Hammerschläge tat
er und erhob sich dann.

„Sag will i dem Herrn meine Bücher zeigen!“
sprach er, mir in das Haus vorangehend. „Is freilich
a bißl schad', bei dem Wetter in der Stuben z' hocken.
Aber der Herr wird's bald g'sehen haben. Es is nit
viel Kares dran.“

Wir gingen in die Stube und von da in die Schlaf-
kammer der beiden Brüder. Der Krust kroch unter
eine Bettstelle und zog einen hölzernen Koffer hervor.
Dann kramte er in der Hosentasche nach einem
Schlüssel, öffnete den Koffer und legte auf dem Bett
alle seine Herrlichkeiten aus.

Das erste, was ich in die Hand bekam, war Abra-
hams a Santa Clara „Judas der Erbschelm“ in der

alten Originalausgabe, zwei dicke Bände in Schweinsleder. Dann folgten einige uralte Werke über Ackerbau und Falkenzucht und mehrere Doktor- und Kräuterbücher.

Das war also die Bibliothek des Organisten Krust, die noch manches andere und mitunter recht wertvolle Stück enthielt. Einige Weltbeschreibungen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren das letzte, was der Krust aus dem Koffer holte. Und diese Bücher hatte der Besitzer vom Anfang bis zum Ende durchgelesen, nicht nur einmal, nein, er hatte sie sorgfältig studiert. Aus ihnen bauten sich seine Kenntnisse und Ansichten über Völkergeschichte, Naturwissenschaft, Gottesgelahrtheit auf. Ihm war Abraham a Santa Clara so modern, wie uns ein neuer Roman.

Ein eigentümliches Gefühl kam über mich. Es war mir, als ob ich um zwei Jahrhunderte zurückversetzt sei und einen Magister der damaligen Zeit vor mir stehen hätte. Der lange schwarze Bart des Organisten Krust trug nicht das wenigste zu dieser Illusion bei.

Im Grunde genommen gehörte der Krust nur körperlich unserem Jahrhundert an. Hätte er Andersens Zaubergalloschen gehabt, er würde sich bald in Ton und Geist der vergangenen Jahrhunderte, die vor mir auf der schweren gewürfelten Bettdecke lagen, hineingefunden haben. Es war unter den Büchern aber auch nicht eines, das ein neueres Datum auf dem Titelblatt getragen hätte.

Wie mochte sich nur die alte Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“ in das einsame Thal verirrt haben! Das „Narrenschiff“ habe er einmal fast ganz auswendig gekannt, erzählte der Krust. Sei aber auch „sov'l a rar's Buach, und a jeder Kriag' da sein Teil!“

Ob er mir die Ausgabe nicht verkaufen wolle, fragte ich den Krust. „Mit um an Hunderter!“ rief er energisch und nahm mir das Buch schier ängstlich aus der Hand, indem er zugleich die übrigen mit einer gewissen Hast wieder einzupacken begann, den Koffer sorgfältig verschloß und unter das Bett schob.

„Solche Bücher werden heut' nimmer g'schrieben!“ sagte der Krust, als wir in die Stube zurückgekehrt waren. „Und so a starkes Papier nehmen s' aa nimmer, daß es a paar Jahrhundert' lang aushalten tät'. Was heut' die Leut' z'sammenschreiben, is alles nur für'n Schein. Is 's aa nit wert, daß man's viel besser druckt.“ Der Krust hatte außer den Kalendern und einer oder der andern Zeitung wohl noch nicht viele neue Bücher gesehen. „Der Lehrer hat wohl a etliche drunten,“ meinte er. „Hab' aber no nie was G'scheutes dabei g'funden. Was in dö Bücher drinnen steht, is in dö meinen no viel besser und viel genauere!“

Der Krust hatte eine Flasche auf den Tisch gebracht. Ob ich nicht a bißl an „Gigges“¹⁾ möge. Dabei schenkte er mir ein Glas mit Kornbranntwein voll.

¹⁾ Schnaps.

„Wissen's,“ sagte er, „i tät Ihnen schon eins oder das andere von meine Bücher auf a paar Tag' leihen, wenn S' mir's wieder ordentlich z'ruckbringen; aber dö Madlen beim Lehrer haben alleweil so a Gegoas¹⁾ und haben nix als z'lachen über dö alten Bücher. Und dö's leid' i nit. Deswegen laß i sie aa selten wem anschauen.“ — —

Es wurde Spätsommer. Da erzählte mir der Lehrer eines Tages, daß der Krust nach Innsbruck wolle, um „Präparandie“ zu studieren. Mit 36 Jahren! rief er.

Es war aber wirklich so. Bald darauf vertraute mir der Organisten Krust selbst sein Geheimnis an. Er habe sich von seinen Ämtern und gesungenen Messen „a bißl was verloappat“²⁾ und wolle den Lehrerkurs besuchen.

Der Krust ist Anfang September nach Innsbruck. Er ging zu Fuß und zog sich selbst ein kleines Wägelchen, auf das er einen alten Kasten mit seinen Habseligkeiten, die Büchertruhe und einen großen Sack Erdäpfel geladen hatte. Was er sonst zum Essen brauche, würde ihm schon sein Bruder, der Hannes, von Zeit zu Zeit bringen.

Der Organisten Krust hat sich in Hötting bei einem Bauern einquartiert, kocht sich selbst und schmalzt sich seine Erdäpfel ab. Neue Bücher hat er sich allerdings kaufen müssen. Anfangs soll es ihm auch etwas sonderbar vorgekommen sein, als härtiger Mann unter

1) kindisches Wesen. 2) erspart.

den jungen Leuten zu sitzen. Haben ihn aber alle gleich lieb gewonnen, den Krust.

Hut ab vor solcher Beharrlichkeit! Wir hoffen, daß der Krust noch ein tüchtiger Volksbildner werden wird.

Wenn er mit vierzig Jahren die Präparandie verläßt und als Lehrer in ein tirolisches Gebirgstal zieht, wird er den Bauernkindern neben der neu erworbenen Bücherweisheit gewiß auch ein Stückchen Lebensweisheit beibringen können.

Und das letztere ist oft nützlicher als das erstere.



Die Fremden.

Irgendwo in Tirol gibt es ein ganz merkwürdiges Dörfel. Ich verrate es aber nicht, wo.

Es liegt inmitten eines breiten, sonnigen Talkessels und ist umgeben von leuchtend grünen Wiesen und üppig goldenen Kornfeldern. Steile, graue Bergriesen umgrenzen das Tal. Eine schmale Landstraße durchzieht das Dörfel und teilt es gewissenhaft in zwei Hälften.

Hunderte von Fremden wandern alljährlich zur Sommerszeit durch die kleine Ortschaft. Sie liegt mitten im Fremdenstrom und doch wieder völlig abseits davon. Denn keinem der vielen Wanderer fällt es ein, hier Rast zu machen.

Das kommt davon, weil das Dörfel so garstig ist und so unwirtlich aussieht. Längs der Landstraße, die hier die Dorfgasse bildet, reiht sich Stall an Stall. Recht komisch schaut das aus. Alt und braun und ganz zerlattert sind die Ställe. Keine Blume, nichts Grünes, das dem Auseren ein freundlicheres Gepräge geben würde. Gar nichts. Auch keine spielenden Dorf- kinder sind da.

Wie ausgestorben ist die öde Gasse. Hie und da

ein kleiner struppiger Köter, der aufgereggt leift und bellt. Und das schrille Krähen der Hähne. Sonst kein Laut. Stille überall . . . Hähne gibt es in dem Dörfel in Hülle und Fülle. Sie scheinen mit ihren Hennen die hauptsächlichsten Bewohner der seltsamen Ortschaft zu sein. Dem Hühnervolk geht es wohl im ganzen Land nirgends so gut wie hier. Ein reines Hühnereldorado.

Vor jedem der alten morschen Holzstadel steht breit, massig und übelriechend ein stattlicher Misthaufen mit der dazugehörigen Mistlücke. Rechts und links von der Gasse bis zum Dorfplatz ein Misthaufen nach dem andern.

Der Mittelpunkt des Dorfes ist ein großer vier-eckiger Steinbrunnen. Darüber steht ein heiliger Florian, buntbemalt, in schon verblaffenden Farben. Der Heilige mit dem steifen Helm gießt Wasser auf das Dach eines brennenden Hauses. Und eigentümlich drollig ist auch dieser Heilige. Rohe Bauernschnitzerei. Ein naiv fragender Ausdruck in dem nicht gerade geistreichen Gesicht.

Der heilige Florian scheint sich offenbar darüber zu wundern, warum er just hier aufgestellt wurde. Soweit er schauen kann, kein einziges Haus. Nur Ställe, Misthaufen und Schmutz. Aber letzteren gibt's reichlich. Sogar der Brunnen ist alles eher denn ein Muster von Reinlichkeit.

Der Schmutz und dazu der Geruch, der vom Dorfplatz ausströmt, ist wahrhaft nicht geeignet, die durchkommenden Fremden zu längerem Verweilen in dem

Dörfer einzuladen. Trockenen Fußes überquert man selbst zur heißesten Sommerszeit niemals diesen Hauptplatz des Dorfes. Stets ist es hier schmutzig und sumpfig. Massige Kuhfladen, von den Tieren herührend, die beim Dorfbrunnen zur Tränke getrieben werden, bedecken den lehmigen Erdboden. Der Platz sieht aus, als ob er nie und nimmer und unter gar keinen Umständen je gereinigt würde.

Dieses seltsame Dorf, das überhaupt nur aus Ställen zu bestehen scheint, besitzt aber in Wirklichkeit wahre Schmuckkästchen von alten Tiroler Bauernhäusern. Nur ganz versteckt liegen sie, abseits von der Straße, hinter den zerlatterten Ställen und den Misthaufen.

Große einstöckige Holzgebäude sind es. Schwarzbraun wie tiefbrauner Samt ist ihre Farbe, und eine herrliche Blumenpracht erfüllt die niederen Fenster und freundlichen Söller. Wie schlafende Dornröschen nehmen sie sich aus. Behütet von einer dichten Hecke, die hier in Gestalt von schönen, üppigen Obstängern die Höfe vor neugierigen Augen schützt.

Weit außerhalb des Dorfes, schon nahe am Berges-
saum liegt das Kirchel. Hell und freundlich, mit spitzig grünem Turm. Und dicht dabei der Widum¹⁾ und das Gasthaus. Die einzigen Gebäude außer der Kirche, die gemauert sind. Aber sie gehören schon fast nicht mehr zum Ort. Liegen abseits der Straße und abseits des Verkehrs.

¹⁾ Pfarrhaus.

Nur an Sonn- und Feiertagen und am Samstag nach dem Rosenkranz, wenn der Mesner Feierabend geläutet hat, kommt ein bißel Leben in diese Gegend. Da wandert der eine und der andere gestandene Bauer in der Richtung der Kirche zu dem Gasthaus.

Fröhliches Treiben findet hier allerdings nie statt. Kein Fuchzen und kein Lanzten. Das würde der alte Herr Kurat niemals zugeben. Der geistliche Herr führt nämlich ein strenges Regiment und hat auch sein tüchtiges Anteil daran, daß die Leute im Ort so rückständig und weltfremd geblieben sind.

Fast alle sind sie fremdenscheu. Betrachten die Fremden als Eindringlinge in ihr Land, als Sittenverderber und Unfriedensstifter. Aus Erfahrung können sie allerdings nicht mitsprechen; denn es geschieht selten, daß sie mit einem „Hearrischen“ in Berührung kommen. Aber eine gute Wegstunde vom Dorf entfernt ist eine größere Ortschaft. Ein Sammelpunkt von Sommerfrischlern und Touristen.

Dort geht's lustig und hoch her, und ab und zu schleicht sich einer von den Dorfburschen hinüber ins Nachbardorf, um mit heißen, genußgierigen Augen dem Treiben dieser großen Welt zuzuschauen. Viel ist das freilich nicht. Den weltfremden Dörflern erscheint es jedoch ungeheuer und sündhaft.

Die Geschichten, die im Dörfel über die Fremden verbreitet sind, grenzen ans Märchenhafte. Nur mit Schaudern sehen die Weiber in die Richtung des Nachbardorfes, und mit einer Art von lüsterne[m] Gruseln und mit offenen Müulern lauschen die Mädeln Abends

beim „Hoangart“ den Erzählungen der Burschen, die sich in das lasterhafte Fremdendorf gewagt hatten.

Der Herr Kurat allerdings wettete dann an den Sonntagen von der Kanzel und schrie sich den etwas speckigen Hals wund, wenn er wieder einmal von so einem neugierigen Ausreißer erfahren hatte.

Seit einigen Tagen war eine förmliche Aufregung in das stille Dörfel gekommen. Etwas ganz Außerordentliches war geschehen. Fremde, richtige, ausgewachsene, waschechte Fremde waren ins Dorf gekommen und hatten beim Lehrer Quartier genommen.

Drei hochgewachsene Herren waren es mit jungen übermütigen Gesichtern. Der Lehrer sagte, es seien Maler, die hier studieren wollten. Recht viel Gescheites zum Studieren würden die im Dörfel wohl nit finden, meinte die Mabacherin, das Weib des Vorstehers. Und die Langebnerin grinste boshaft mit ihrem zahnlosen Mund: „Wird sie wohl epper's G'stänk vertreiben dö Zöch¹⁾!“

Aber 's G'stänk vertrieb sie nicht. Ganz im Gegenteil. 's G'stänk schien ihnen zu gefallen; denn sie hielten sich hauptsächlich in der schmutzigen Dorfgasse auf. Ließen sich dort gewissermaßen häuslich nieder. Auf kleinen Hockerln saßen sie und hatten Staffeleien vor sich stehen. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen, bis die Sonne hinterm Berg verschwunden war, schmierten sie bunte Farben auf die Leinwand.

So berichteten wenigstens die Dorfjungen, die die

1) Kerle.

Hearrischen heimlich aus den Gucklöchern der Stadel beobachteten. In ihre Nähe wagten sich die Jungen nicht. Sie waren geradeso fremdenscheu wie die Alten.

Zwei volle Wochen hausten die drei Hearrischen nun schon beim Lehrer und machten keine Miene auszuwandern. Es behagte ihnen so gut dort, erzählten sie dem Wirt, daß sie nun sogar ihre Angehörigen nachkommen ließen. Und dann bestellten sie vier Betten beim Wirt. Zwei Herren und zwei Damen würden in den nächsten Tagen eintreffen.

Der Wirt ließ seine beste Stube räumen und dazu noch eine Kammer. Die Kammer war für die Männer, die Stube für die Weibsetzer bestimmt. Die Fulterer Kathl, die mit räumen half, verbreitete die Nachricht wie ein Lauffeuer. Böllig nicht mehr erwarten konnte sie es bis zum Feierabend, und dann lief sie ins Dörfel und schrie es förmlich in jedes Haus hinein . . . „Sah kkommen no ihrer mehrer von dö Lutherischen! Und zwoa Weibsetzer sein aa dabei!“ berichtete sie atemlos vor Aufregung.

Daß die Fremden Lutherische waren, stand im Dörfel fest. Obwohl sie bis jetzt gar keine Veranlassung dazu gaben, daß man ihre Religion hätte feststellen können. Aber „Fremde sein alleweil lutherisch!“ hatte der Herr Kurat einmal bei der Predigt von der Kanzel in die Kirche hinunter gedonnert.

Der Herr Kurat Johann Unterkofler hatte sich bisher über die Anwesenheit der Fremden ausgeschwiegen. Nach seinem Geschmack war diese Invasion nicht. Aber

er wollte nicht gleich als offener Gegner des Lehrers auftreten.

Der Lehrer war nun allerdings auch nicht nach dem Geschmack des hochwürdigen Herrn. Der hatte so viele revolutionäre neumodische Ideen und hielt sich sogar eine Tageszeitung. Recht lange war der Lehrer ja noch nicht im Ort, und der Kurat hoffte im Stillen immer, daß der Lehrer mit der Zeit ruhiger werden und seine Ansichten mehr denen des Kuraten anpassen würde.

Mit den Fremden hatte ihm der Lehrer einen argen Streich gespielt. Und der Hochwürdige verhielt sich bloß deshalb so ruhig, weil er nur zu gut wußte, wie schwer es war, einen tüchtigen Lehrer für seine Gemeinde zu finden.

Jetzt aber herrschte offener Aufruhr im Dorf. Der Vorsteher kam zum Kuraten gelaufen und wollte von ihm wissen, wie man sich in der Fremdenfrage zu verhalten habe.

„Ausweisen!“ sagte der Kurat kurz und bündig. „Weibetser brauchen wir Koane. Haben selber ihre.“

Der Hochwürdige war seiner Lebtag ein kräftiger Weiberhasser gewesen und sprach kaum je ein Wort zu seiner alten, spindeldürren Häuserin.

Vom Ausweisen wollten aber sowohl der Lehrer als auch der Wirt nichts wissen. Sie protestierten energisch.

„Das ist gesetzwidrig. Wann die Fremden sich nir zuschulden kommen lassen, hast du Ko Recht nit, sie auszuweisen!“ klärte der Lehrer den Vorsteher auf.

Der Vorsteher fragte sich bedenklich hinterm Ohr und streichelte dann seinen kurzen, schon stark ergrauten Bart. Die Logik des Lehrers leuchtete ihm ein.

„Wann die Fremden sich nix zuschulden kommen lassen, hab' i Koa Recht nit, sie auszuweisen!“ entschied er auf alle Fragen, die auf ihn einstürmten.

Es bildeten sich zwei Parteien im Dorf. Die einen waren für, die andern gegen das Kommen der Fremden. Der Vorsteher beschloß, eine Gemeinderatssitzung beim Wirt einzuberufen, um über die wichtige und schwierige Frage zu entscheiden. Der hochwürdige Johann Unterkofler und der Lehrer wurden eingeladen, der Sitzung beizuwohnen.

Am Samstag abends, als es dunkelte, versammelten sie sich alle beim Wirt, die über das Wohl und Wehe der Gemeinde zu entscheiden hatten. Der Vorsteher Sebastian Plabacher, der Geierbauer, der Langebner Kup, der Giggembacher und der Einhauser. Alles ältere gestandene Bauern. Derbe, wetterharte Gesichter und kräftige, ungebeugte Gestalten.

„Alsdann, Mannder, Können wir's angiahn!“ eröffnete der Vorsteher die Sitzung. „Ds wißt's alle, z' wegen was wir uns da versammelt haben. Alsdann redet's! Luat's es Maul auf!“ gebot er ziemlich energisch.

Sie saßen alle um einen großen runden Tisch, der heute ausnahmsweise mit einem rotgewürfelten Tuch gedeckt war. Alle hatten sie die Hüte am Schädel. Nur der Herr Kurat saß mit entblößtem Kopf auf dem Ehrenplatz unter dem Kreuzifix im Herrgotts-

winkel. Auch der Lehrer, der dem Hochwürdigen gegenüber saß, hatte den Hut neben sich auf die Holzbank gelegt. Er erhob sich jetzt als erster der Redner. Ein großer, schlank gewachsener Mensch in den Dreißigern, mit scharf geschnittenen Zügen und einer kräftigen Adlernase.

„Laß' mi zuerst reden, Vorsteher!“ sagte er.

„Alsdann red', Lehrer!“

„Nehmt's mir's nit verübel, Bauern,“ fing nun der Lehrer seine Rede an, „wenn i a bissel anders red' mit enk, als ös von mir erwartet.“

„Red' lei¹⁾! Red'!“ brummte der Einhauser, der älteste der Bauern.

„Und Sie, Hochwürden Herr Kurat, nehmen mir's aa nit übel. Aber was i sagen will, ist dös: A Schand' ist's, daß wir überhaupt da sein!“

„Ha?“ machte der Geierbauer schwerhörig.

„Was hat er g'sagt?“ frug der Langlebner seinen Nachbar, den Wirt.

„A Schand' ist's, wie wir uns zu der Fremdenfrag' stehen!“ wiederholte der Lehrer mit seiner lauten, volltönenden Stimme. „Wir tun ja, als wenn wir uns fürchten täten vor die Fremden. Rückständig sein wir! Rückständig!“

„Er soll 's Maul halten!“ brummte der Geierbauer faul.

„Halt's Maul!“ echote der Giggelbacher.

„Ausreden lassen!“ entschied der Vorsteher mit Energie.

¹⁾ nur.

„I sag', wir sein rückständig. In ganz Tirol wird man wohl koan oanzigen Ort finden, der a so fremdenscheu ist wie der unsrige. Und warum sein wir fremdenscheu? Warum frag' i!“

„Wir brauchen dö Hearrischen nit!“ brummte der Geierbauer.

„Dö Lutherischen!“ schrie der Langebner und hieb derb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Der Wirt goß bedächtigt aus einer Flasche den Rotwein in die Gläser nach. Sein Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck von still verzeihender Milde und heimlicher List.

„Dös ist koa Antwort nit auf mei' Frag'!“ fing der Lehrer nun neuerdings an. „Wer sagt enk, daß die Fremden alle lutherisch sein?“

„Juden sein's!“ entschied der Geierbauer.

„Sein's was der will! 's Geld ist von allen gleich gut, ob katholisch, ob lutherisch oder jüdisch. Sell¹⁾ ist gleich!“ erklärte der Lehrer. „Und Geld bringen die Fremden einer ins Land. Das ist amal Tatsache.“

Der eisgraue Einhauser zog ein paarmal kräftig die Nase ein, kniff die Lippen fest aufeinander und sah lauernd auf den Lehrer.

„Geht's lei umanander fragen im Land!“ sagte der Lehrer eindringlich. „Fragt's es die Leut', die nit a so dumm sein wie ös seid's, die die Fremden aufnehmen und a bissel freundlich mit ihnen sein, wieviel

¹⁾ das.

Tausende und Tausende von Gulden dö alle Jahr' Profit machen."

„Ah wohl!“ meinte der Langlebner interessiert.

„Fragt's amal den Wirt da!“ forderte der Lehrer auf. „Wieviel der schon an die drei Herrn verdient hat.“

„Ha?“ frug der Einhauser und sah mit kleinen, neidischen Augen auf den Wirt.

Der Langlebner stieß den Wirt unsanft mit dem Ellbogen an. „Red' du!“

„Mei'!“ sagte der Wirt bedächtig und rieb sich mit den dicken, ungeschlachten Fingern verächtlich die Nase. „Gar a so ist dös weiter aa nit.“

Der Kurat hatte sich bis jetzt schweigend verhalten. Er hatte mit scharfen Augen beobachtet, und keine Veränderung in den sonngebräunten Gesichtern der Bauern war ihm entgangen.

„Recht hast, Wirt!“ sagte er nun, „Der Profit wird nit extra sein.“

„Naa! Gar nit extra!“ stimmte der Wirt bei.

„Warum nimmst denn du nachher dö Fremden auf?“ fragte der Einhauser lauernd.

„Joa. Warum denn?“ meinte der Giggembacher gleichfalls mißtrauisch.

„Weil er an Profit hat! Dös seht's ja!“ sagte der Lehrer eindringlich.

„Mei' . . .“ machte der Wirt verächtlich.

„Dö Wirt' sein alleweil auf's Jammern aus!“ sprach der Vorsteher. „Der Profit . . .“

„Was nützt euch aller Profit, wenn ihr an eurer

Seele Schaden leidet!“ ließ sich der Herr Kurat salbungsvoll vernehmen.

„Entschuldigen Sie, Hochwürden!“ widersprach der Lehrer. „Aber i kann absolut koan Seelenschaden dabei entdecken, wenn a paar Fremde in unserm Ortl essen, trinken und schlafen. Wann dös a so g'fahlt wär', nachher kommet ja 's ganze Land in die Höll.“

„Ja. Das wird's auch! Alle werden sie noch den breiten Weg des Lasters wandeln, die Religion verleugnen, keine Fasttage mehr halten. An Freitagen werden sie den Fremden Fleisch zu fressen geben und so um des klingenden Goldes willen Gottes Fluch auf sich laden!“

Der Kurat hatte das in seinem gewohnten Kanzelton mit feuerrotem Kopf und zornfunkelnden Augen geschrien. Und hatte dabei mit seiner kleinen, dicken Faust ingrimmig auf den Tisch gehauen. Mit geduckten Köpfen, wie sie's in der Kirche zu tun pflegten, sahen die Bauern eingeschüchtert auf ihren Seelsorger. Nur der Lehrer ließ sich nicht einschüchtern.

„Aber das Fastengebot können wir dann reden, Hochwürden Herr Kurat, wenn wir amal mehr Fremde im Ort haben!“ sagte er mit leichtem Spott. „Vorerst handelt es sich darum, daß wir Fremde herkriegeln. Die paar, die wir jetzt haben und die noch kommen sollen, machen no koa richtige Sommerfrisch' aus in unserm Ortl.“

„Naa!“ meinte der Wirt zustimmend.

„Wir brauchen keine Sommerfrischler!“ protestierte der Herr Kurat eifrig.

„Das werden wir nachher abstimmen, ob wir welche brauchen oder nit!“ entschied der Lehrer.

„Soa. Abstimmen!“ nickte der Wirt eifrig.

„Daß dir ja nit dei' Profit auskimmmt!“ höhnte der Einhauser.

„Kannst aa verdienen, bald du an Fremde vermietet!“ gab der Wirt zurück.

„Verdienen g'nug!“ stimmte der Lehrer bei. „Die Betten, Milch, Eier, Butter . . .“

Der Langlebner stierte vor sich hin. „Zwoa Kammer'n könnt' i alleweil herrichten!“ meinte er nachdenklich. „Könn't nit amal extra viel kosten!“

„Kosten tut enk' das an Schmarrn!“ redete ihnen der Lehrer zu. „A jeder von enk' hat a Kammer und a Stub' zuviel im Haus und a paar Betten . . .“

„Mei' Alte hat no a etlene Betten g'erbt von ihrer Basl!“ sagte der Geierbauer. „Sein mir lei alleweil im Weg g'wesen auf'm Dachboden.“

„Werden wohl halb's derfault sein deine Betten!“ hänselte der Einhauser. „Ist ja a faul's Trumm dei' Alte.“

„Schau halt du, das i dir kimm!“ schrie der Geierbauer zornig. „Neidig bist . . .“

„Stad sein und's Maul halten!“ gebot der Vorsteher mit Würde. „Da wird nit g'stritten. Da wird beraten.“

„Ja wohl . . . beraten!“ knurrte der Geierbauer. „Wenn oan' nit amal a bissel Verdienst vergunnt wird!“

„Zuerst mußt ein' haben, Geierbauer!“ sagte der Herr Kurat mit leichtem Spott.

„Moanst, Hochwürden, dö zahlen nit dö Heerrischen?“ frug der Langebner mißtrauisch.

„Zahlen tun's g'nug!“ fiel nun der Lehrer abermals ein. „Aber wenn ös tatsächlich an Profit haben wollt's, nachher müßt's halt a bissel dazuschau'n. Müßt's tun wie andere Gemeinden im Land. Damit's euch die Fremden derhaltet's und einerlockt's.“

„Joa!“ nickte der Wirt würdevoll. „Derhalten.“

„Wir brauchen keine Fremden!“ wetterte der Herr Kurat. Aber die Bauern hörten diesmal gar nicht auf ihn. Steckten die Köpfe hinein und dachten tief nach.

„Und zahlen tuan's guat?“ erkundigte sich der Langebner nach einer längern Pause.

„Freilich!“ bestätigte der Vorsteher. Er hatte im Stillen ausgerechnet, wieviel Profit sich seine Bäurin machen könnte, wenn er sich ein paar Fremde eintun würde.

Der Lehrer sah, daß seine Sache gut stünde. Den Bauern bei der Habgier packen, das war schließlich doch die beste Politik.

„Ös müßt's a bissel herrichten!“ fing der Lehrer wieder zu reden an. „A bissel aufräumen mit dem Dreck in der Gass'n.“

„Aufräumen? Dös braucht's nit!“ lehnte der Langebner ab.

„Was tät' denn das der Gemeinde kosten?“ frug der Vorsteher.

„Und wir könnten die Steuern zahl'n!“ beehrte der Einhauser auf.

„Ja, wann's ös gar nit tun wollt's, könnt's Koane

Fremden einersiegeln¹⁾!“ sagte der Lehrer achselzuckend.

„Joa. Der Lehrer hat recht!“ entschied der Wirt.

„Der Dreck muß weg!“ verlangte der Lehrer.

„Was tät' dös epper Kosten?“ wollte der Vorsteher wissen.

„Ja, dös kann i nit a so genau sagen!“ meinte der Lehrer.

„Die Dorfgass'n mußst pflastern lassen . . .“

„Ha?“ machte der Geierbauer schwerhörig.

„Pflastern lassen, hat er g'sagt!“ berichtete der Langlebner.

„Dös braucht's nit!“ erklärte der Giggerbacher.

„Bohl, dös braucht's. Die Gass'n muß sauber werden!“ verhartete der Lehrer auf seinem Standpunkt.

„Sell braucht's nit!“ schrie der Einhauser. „Verstanden!“

„Stad sein!“ beruhigte der Vorsteher. „I sag' aa, es braucht's. I bin dafür.“

„I aa!“ stimmte der Wirt bei.

Der Langlebner sah mißtrauisch lauend auf den Wirt. „Bald²⁾ du dafür bist . . . stimm' i aa dafür!“ entschied er sich.

„Alsdann drei Stimmen dafür und drei dagegen!“ sagte der Vorsteher.

„Naa, i bin dafür!“ erklärte der Geierbauer.

„Alsdann pflastern wir die Straß'n!“ entschied der

¹⁾ hereinlocken. ²⁾ wenn.

Vorsteher. „Lehrer, schreib' auf! Nimm's zu Protokoll!“

Der Lehrer breitete mit großer Umständlichkeit einen Bogen Papier vor sich aus, tauchte die Feder in ein großes Tintenfaß, das der Wirt eiligst herbeibrachte, und fing zu schreiben an. Dabei sah er mit einem boshaften Blick zu dem Herrn Kuraten hinüber, der von der ganzen Verhandlung keine Notiz mehr zu nehmen schien.

„Also der Gemeinderat beschließt, daß die Misthaufen entfernt und die Dorfstraße gepflastert wird!“ las der Lehrer dann vor.

„Was?“

„Was hast g'sagt?“

„Bist narret?“

„Die Misthaufen entfernt?“

„Dös haben wir nit ausg'macht!“ schrien die Bauern alle aufgereggt auf den Lehrer ein.

„Ja . . . wia wollt's denn ös die Straß'n pflastern, wenn die Misthaufen und Mistlacken da sein?“ frug der Lehrer ruhig.

„Dös gibt's nit! Dö Misthaufen müssen bleiben! Dös ist alleweil a so g'wesen!“ sagte der Einhauser eigensinnig.

„Schamen müßten wir uns!“ brüllte der Langlebner.

„A Schand' für uns Bauern wär's!“ erklärte der Vorsteher mit Würde. „Zu an ordentlichen Bauer g'hört a ordentlicher Misthaufen!“

„Sell ist alleweil a so Brauch g'wesen und muuß a so bleiben!“ schrie der Geierbauer.

„Ja . . . aber . . . die Fremden . . .“ sagte der Lehrer, nun doch etwas kleinlaut gemacht. „Den Fremden g’fallen dö Misthaufen nit.“

„Wohl . . . dö g’fallen ihnen!“ protestierte der Einhauser. „Sie sein alleweil bei dö Misthaufen umadum.“

Jetzt erhob sich der Herr Kurat.

„Meine lieben Bauern!“ begann er. „Wenn ihr euch schon mit dem Gedanken vertraut macht’s, in euer stilles Dorf die Fremden einzulassen und mit den Fremden Zank und Unfrieden, Laster und Unglauben, so müßt ihr euch auch damit vertraut machen, daß eben im Ort manches anders werden wird wie bisher. Die paar Fremden, die jetzt hier sind, die zählen nit. Da habt’s ganz recht. Denen g’fallen die Misthaufen. Aber die sind Maler. Die wollen die Misthaufen malen.“

„Was wollen dö?“ schrie der Giggelbacher.

„I laß’ mir mein’ Misthaufen nit abmalen! Dös ist a ausg’schamte Gemeinheit!“ brüllte der Langlebner.

„Stad sein! Ausreden lassen!“ gebot der Vorsteher.

„Aber alle Fremden, die zu euch kommen, sind nit Maler . . .“ fuhr der Herr Kurat fort. „Und denen gefallen die Misthaufen nit. Also . . . ich sag’: wann ihr euren Ort verschandeln wollt’s, wann ihr Zank und Streit haben wollt’s, wann ihr Fremde haben wollt’s . . . nachher müssen die Misthaufen weg.“

Der Lehrer hatte es sofort begriffen, daß ihm der Kurat mit seiner Rede einen argen Streich gespielt

habe. Aufgeregt und voll Mut sprang er jetzt vom Sessel empor. „Hochwürden . . .“ schrie er.

Aber der Langebner zog ihn mit starken Fäusten zurück und zwang ihn zum sitzen. „Da setz' di her, Schualmoaster!“ höhnte er. „Du hast iatz nix dreinzureden!“

„Red', bald g'fragt wirst!“ befahl der Vorsteher.

„Er hat überhaupt koa Stimm' nit in der Gemeinde!“ sagte der Einhauser geringschätzig.

„Unsere Misthaufen täten ihn schenir'n den nobligen Kunt'n¹⁾!“ spottete der Giggerbacher.

Nur der Wirt verhielt sich ruhig. Das ärgerte wieder den Langebner. „Du . . . du bist aa so vaner! Alleweil hoch dran. Lei auf's Geld aus. Und koa Ehr' im Leib!“ stänkerte er.

Dem Wirt schoß das Blut schwer zu Kopf. „Soll i dir!“ drohte er hitzig und hielt dem Bauer seine zwei derben Fäuste hin.

„Was? Aufmandeln²⁾ willst di, Wirt?“ schrie der Geierbauer. „Du lebst von uns! Verstanden!“

„Pst! Friede! Ruhe!“ gebot der Herr Kurat.

„Maul halten!“ schrie der Vorsteher mit drohender Stimme in den aufgeregten Bauernhaufen hinein.

Sie hatten den Wirt umringt, brüllten auf ihn los und bedrohten ihn von allen Seiten. Der Wirt hieb mit starken Fäusten um sich. Der Herr Kurat sah, daß es jetzt zu einer ernstern Rauferei kommen würde, und entfernte sich eiligst.

1) Kerl. 2) sich großmachen.

Der Vorsteher wollte begütigen. „Luisel! Sakra, narrete!“ schrie er. „Werdet's ihn auslassen oder nit!“

„Maa! Nit lassen wir'n aus!“ brüllte der Langebner erboßt.

„Fremde will er uns eineriegeln . . .“

„Lutherische! Er und der Lehrer!“ schrie ein anderer.

„Der Lehrer . . . der Sakra!“

„Haut's ihn!“

„Nit amal a Bauer ist er!“

„Lutherische will er einertuan!“

„'s Maul soll er halten!“

„Die Misthaufen wären ihm nit recht dem noblen Herrn!“

Jetzt entlud sich auf einmal alle Wut über den unglücklichen Lehrer. Windelweich schlugen sie ihn. Aller Widerstand half nichts. Es waren zu viele gegen einen. Sogar der Vorsteher und der Wirt halfen mit . . .

Der Lehrer ging mindestens zwei Wochen mit Beulen und blauen Flecken herum. Dieser offenkundige Ausbruch der kochenden Volksseele mochte den Fremden im Dorf auch etwas ungemütlich erscheinen. Tatsache ist, daß sie schon in den allernächsten Tagen nach der denkwürdigen Sitzung des Gemeinderates in das Nachbardorf übersiedelten, wo man für die Interessen des Fremdenverkehrs entschieden mehr Verständnis hatte.

In unserm Dörfel ist alles beim alten geblieben.

Bei näherem Zusehen eigentlich doch nicht ganz beim alten. Die Misthaufen sind seitdem noch größer und die Mistlacken noch umfangreicher und breiter geworden. Der Dorfplatz selbst gleicht noch mehr als je einem unergründlichen Sumpf.

Das ist etwa kein Zufall, sondern die Bauern haben mit Absicht die äußern Kennzeichen ihrer Ökonomie vergrößert, damit es die verfluchten Hearrischen erst recht graust und sie sich's ja nimmer einfallen lassen, in dem Dörfel Quartier zu nehmen. Es ist der richtige erbangesessene Ehrgeiz entbrannt, wer den größten Misthaufen sein eigen nennt.

Der Lehrer hat sich seitdem nicht mehr gemüht. Aus der neuen Sommerfrische ist nichts geworden. Das Dörfel liegt nach wie vor still und verlassen da. Denn jetzt wissen sie es aus Erfahrung, daß die Hearrischen nur Unfrieden ins Land bringen.

Stolz, breit und massig stehen die mächtigen Misthaufen in stattlicher Reihe längs der Dorfgasse, und die Hähne Krähen selbstbewußt ihr lautes Kikeriki ins sonnige Thal.



Der Pestilenzen Peter.

Vor einem Jahr hatte man dem alten Gfrörerbauern das letzte Geleite gegeben. Einige boshafte Seelen im Dorf, deren es ja immer genug gibt, hatten behauptet, der alte Kaspar habe wohl sein Lebenlang zu „naß gefüttert“. Das ist aber bei manchem der Fall, dem die Leber auf der Sonnenseite liegt, und läßt sich gegen solche Naturanlage oft schwer ankämpfen.

Der alte Gfrörer war nichtsdestoweniger ein redlicher Mensch gewesen, der zu seinem Anwesen schaute, an den Werktagen für zwei Knechte arbeitete und nie in jenen verderblichen Schlendrian verfiel, der Fünfe gerade sein läßt.

Mitten im Dorf lag der stattliche Bauernhof mit seinen blütenweiß getünchten Wänden, den grasgrünen Fensterladen und dem geschnitzten Sölder, der um das ganze erste Stockwerk des Hofes lief. Zwölf Waldteile gehörten zu dem Gut und auch sonst Acker, Wiesen und Bergmahden genug, daß wohl eine Familie darauf hausen und sich jeden Tag des Jahres ohne Sorgen satt essen und an hohen Feiertagen und zu Kirchweih auch noch ein Gutes darüber tun konnte.

Wie so manches im Leben ungleich verteilt ist, so war es auch hier der Fall. Sitzt da oft ein Kleinhäusler mit einem Weib und einer Schar hungriger Kinder, die sich unheimlich schnell vermehren wie Königshasen, auf einem kleinem Gütlein, das ein paar Rußbäume beschatten und ein Jagdhund mit wenigen Sprüngen durchmessen könnte.

Auf dem stattlichen Gfrörerhof saß aber nur ein einziger Erbe. Die alte Bäuerin war, da sie mit dem Peter in den Wochen lag, gestorben. Der kleine Bub hatte nie eine fürsorgende Mutterliebe kennen gelernt, wuchs unter dem Gesinde auf und bekam selten ein gutes Wort zu hören. Der Vater hielt ihn streng in Zucht, die älteren Knechte wollten nicht viel von ihm wissen, außer wenn sie ihn hänselten.

Jetzt war der Peter auf einmal ein großer Bauer geworden. Ein baumstarker Lackl war er dahergewachsen, mit breiten Schultern und knochigen Fäusten.

Trotzdem hatte es einen gewaltigen Haken mit ihm. Den Peter plagten die Geister, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe und „trakteten“ und foppten ihn auf Weg und Steg. Es gibt solche Menschenkinder, denen sich die übersinnliche Welt mit ihren Erscheinungen gewaltsam aufdrängt, mögen sie nun damit einverstanden sein oder nicht. Der Glaube wurzelt fest im Volk.

Wo sich irgend etwas „marte“, wie man für die Meldungen der Gespenster zu sagen pflegt, war es gewiß der Peter, zu dem es kam. Und Gespenster oder „Pestilenzen“ gibt es ja bei uns im Lande genug.

Von den Franzosenkriegen sind viele solche verfluchte Seelen zurückgeblieben, die nun ihre Passion darin suchen, die Lebenden auf alle mögliche Art zu necken. Viele unter dem Kriegsvolk, das damals in unser heiliges Land Tirol kam, sollen ja nicht einmal getauft gewesen sein oder sich wenigstens schon bei Lebzeiten dem Höllischen verschrieben haben. War ja der Kaiser Napoleon selbst ein Bruder des Beelzebub. Das hat der Pfarrer oft genug von der Kanzel gepredigt. Also muß es auch wahr sein.

Wenn der Peter in der Nacht etwas spät vom Wirtshaus heimging, hatte er wahre Leidensstationen durchzumachen. Oft bekam er schon, kaum daß er die Dorfgasse betreten, eine schallende Ohrfeige ins Gesicht, oder es strich ihm eine eiskalte Hand über die Wangen, oder es lupfte ihn eine Pestilenz von rückwärts plötzlich tückisch an beiden Füßen in die Höhe.

Das war noch das mindeste unter den Gewalttaten, die er zu erdulden hatte. Gewöhnlich lag zuletzt noch vor seiner Haustür irgend ein schwarzes Ungeheuer, das ihn ankurrte und erst wich, wenn er ihm das geweihte Skapulier zeigte.

Der Peter war in alle frommen Bruderschaften eingeschrieben. Es wollte jedoch alles nichts nützen. So fand er sich zuletzt völlig in sein Los und trug es mit Geduld, ja sogar mit einer Art ruhiger Würde, als ob es ein öffentliches Amt wäre. Nun ja, was stand er schließlich auch dem Dorfvorsteher oder dem Kirchprobst nach! Die hatten ihr Amt unter den Lebenden. Er war nun einmal dazu bestimmt, sich mit

allen den mehr oder minder bössartigen Pestilenzen der Umgebung herumraufen zu müssen.

Als Bub hatte der Peter viel in den Gesindestuben gehockt und hatte auf die Gespenstergeschichten von den verfluchten Sennern, den Geizhalsen, die nachts auf einer einsamen Wiese graben, den Lügenmäulern, die ein Zentnergewicht an der feuerrot glühenden Zunge schleppen, und tausenderlei mehr gehört. Das hatte sich alles der jugendlichen Phantasie fest eingepägt, war ihm zur Überzeugung geworden und gewann Form und Gestalt wie das Leben unter der Sonne. Raum irgend eine Erscheinung gab es, die dem Peter nicht schon zugestoßen wäre. Man nannte ihn deshalb in der ganzen Gegend allgemein nur den Pestilenzen Peter.

Mit der Zeit hatte er es in seinem Glauben zu einem ganzen System gebracht, das immer eingehender ausgebildet wurde. Er sprach auch fast von nichts anderem mehr als von seinen Erlebnissen mit den Geistern.

Der Peter hätte nun recht gut heiraten können. Er war ein schmucker Bursch und gut in den Zwanzigern. Manche Dirn im Dorf hatte ein Auge darauf, nicht allein, um Gfrörerbäuerin zu werden — der Besitzer des Hofes war für seine eigene Person ebenfalls anziehend genug.

Der Pestilenzen Peter tat aber nichts dergleichen, obwohl ihm bezügliche Anträge in unverblümter Weise gestellt wurden und der Hof eine Hausfrau auch wohl hätte brauchen können.

Man weiß, wie weit man mit bezahlten Dienstboten kommt, wenn man schon noch so fleißig zum Zeug schaut, wie es der junge Gfrörerbauer tat. Bezahlte Leute bleiben eben bezahlte Leute, und eigene sind eigene. Ist man nicht immer gleich hinterdrein, so geschieht alles nur halb oder schleuderisch oder oft gar nicht.

Das wußte der Peter so gut wie irgend einer. Fragte ihn jemand, warum er nicht heirate, so machte der Peter das mitleidigste Gesicht von der Welt und meinte: „Was willst machen, wenn d'nit anders kannst. So g'scheut wär' i selber schon längst g'wesen. Aber es geht nit! Meiner Seel', es geht nit! Bei mir könnt's keine aushalten mit der ewigen Plag' von dö Pestilenzen. Dös werd' i schon allein tragen müß'n mein Lebtag lang, bis sie mir amal 's Glöckl läuten. Heirat'n? — Naa! dös möcht' i nit amal der alten Grundhuber Kathl antun!“

Und das wollte viel sagen. Die Grundhuber Kathl war die Häßlichste im Dorf. Sie hatte bis vor wenigen Jahren das Vieh auf der G'moanwiesen gehütet und war nun als Einlegerin, die jede Woche ein anderer Bauer in Wohnung nehmen und beköstigen mußte, in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

„Is gut,“ sagte damals der Altvorsteher, „den Kühen hätt' ja mit der Zeit d' Milch im Leib sauer werden müß'n, wenn's dös schiache Raffelscheit¹⁾ no länger hätten anschau'n müß'n!“ —

¹⁾ häßliches altes Weib.

So blieb alles auf dem Ofrörerhof beim alten. Der Michl, der noch unter Peters Vater selig als Knecht auf den Hof gekommen war, schaute zum ganzen Anwesen, schalt und rebellte im Haus herum. Man hätte es gar nicht vermeinen mögen, daß der alte Großknecht schon seine wohlgezählten Siebzig am Buckel hatte.

Dann waren noch zwei jüngere Knechte und ein Hüterbub auf dem Hofe. Zur Erntezeit mußten freilich immer noch etliche Mithelfer im Taglohn aufgenommen werden.

Der weibliche Teil der Ehaltenen¹⁾ bestand bis vor kurzem nur aus der Cilli, die auch schon schneeweiß war, mit dem Michl beständig im Krieg lag, aber fleißig zur Küche und Hauswirtschaft schaute und eine gewisse Vormundschaft über den Bauer ausübte.

Sie hatte dem Peter, da er noch in der Wiege lag, schon die Schnuller mit Anis und Zuckerkandel gefüllt und war die lebendige Dorfchronik. An ihr fand der Peter auch die gläubigste Zuhörerin für seine Gespenstergeschichten.

Mit dem Frühjahr war ein blutjunges Diandl als Jungmagd auf den Hof gekommen, weil die Cilli ihre Jahre zu drücken begannen und sie die härtere Arbeit nicht mehr allein leisten konnte. Der Jungmagd lag die Arbeit im Stalle ob und auch sonst noch viel im Hause. Sie hatte den ganzen Tag zu laufen und zu springen und fleißig die Arme zu

¹⁾ Dienstboten.

rühren. Sie molk die Kühe, butterte, besorgte die Reinigungsarbeit, nähte und flickte für die Mannsleute'.

Das Agathel vom Moosbauern war ein recht flinkes und munteres Ding, in der Frühe die erste auf und abends die letzte zu Bett. Dabei ging ihr alles so rüstig vom Fleck, als ob ihr etwas Unsichtbares helfen würde. Das Agathel hatte keine guten Tage erlebt. Auf dem stattlichen Ofrörerhofe kam es ihm ganz fürstlich vor.

Seine Eltern waren arme Kleinhäusler in der Nachbargemeinde, mit desto reicherm Kindersegen. Das Agathel war die Drittälteste; das jüngste, ein Bub, lernte erst gehen — und auf den Winter sollte es wieder neue Nachkommenschaft daheim geben. Nicht umsonst meinten daher die Leute, das Diandl könne sich alle zehn Finger abschlecken, daß es einen so guten Dienst bekommen habe.

Sie sah es auch ein, war schön bescheiden und still und machte nichts aus sich, wemgleich ihr der Spiegel ein so hübsches Gesicht zeigte, wie nur wenige zu finden sind. Erstens fand aber das Agathel nicht Zeit, oft in den Spiegel zu schauen, und zweitens bestand ihr Spiegel nur aus einem kleinen Scherben, der noch dazu lauter Flecken hatte.

In einem Punkt ließ sich die Jungmagd aber nichts bieten — und damit war sie mit dem Bauer im größten Widerspiel. Das Agathel glaubte nämlich nicht an Pestilenzen und scheute sich auch nicht, hierüber ihre Ansicht offen auszusprechen. Freilich nicht dem

Bauer gegenüber. Da kam es höchstens zu einem schüchternen Wörtlein. Mit der alten Cilli setzte es aber oft erbitterte Fehden ab, wenn die beiden allein in der Küche waren.

Das Agathel spülte meistens das Geschirr ab, während die alte Dirn Erdäpfel für den nächsten Tag schälte oder Bohnen ausfiselte¹⁾. Dann drehte das Diandl im Eifer des Streites ihren Spülfehen oft zusammen wie einen Strick, bis kein Tropfen Wasser mehr daraus rann. Die Cilli aber, die im Halbdunkel des Feuers unter dem Kessel am offenen Herd mit ihren alten Augen nicht mehr recht sah, schnitt sich gewöhnlich mit dem Schälmesser in den Daumen.

„Auh!“ rief sie dann. „Jas sagst mir no amal, es gibt keine Pestilenzen! Wer schneidet oan' denn da mittelt in Finger, als so a boshafte höllische Zwidurzen!“

„Dös is gar nit mögli!“ erwiderte das Agathel. „Wer soll si denn da bei uns herunter no umanand treiben, wenn er amal g'storben is! Dö in Himmel kommen sein, denen b'langt's g'wiß nimmer nach der buckleten Welt da. Und nachher is ja der heilige Peterl aa droben beim Himmelstor. Zu was wär' denn der vom lieben Herrgott ang'stellt, wenn man da oben grad' ein und aus dürfet, wie man will! Dös wär' mir a schöne Ordnung! Naa, naa, Cilli, laß di nit auslachen!“

„Aber die höllischen Geister!“ wandte die alte Magd

¹⁾ aus den Hülsen schälte.

ein, indem sie das Blut aus ihrem Daumen sog, damit keine wilde Eiterung darein käme.

„Dö erst recht nit!“ meinte das Diandl. „Dö sein alle mit faustdicke Ketten ang'schmiedet, daß sie si nit zwei Schritt von ihr'm Plazl rühren können. Und alle halbe Stund' schaut der höllische Schließmeister nach, ob wohl alles no in der Richtigkeit is.“

„Du red'st ja, als wenn d' selber schon amal drunt' g'wesen wärst!“ greinte die Großdirn und suchte einen alten Leinwandlappen aus dem Nähzeugkörbchen am Fensterbrett, den sie um ihren blutenden Finger band. „Die armen Seelen im Fegfeuer wirst mir z'lezt wohl nit aa no abstreiten wollen!“

„Ei ja!“ lachte das Agathel. „Dö sein froh, wenn man sie selber in Ruah' laßt, und haben g'wiß Eoa Luft nit, andere Leut' z' plagen!“

„Weißt, daß dös G'red' von dir eigentlich a arge Sünd is!“ sprach die Cilli, mit den Zähnen die beiden Fadenenden an ihrem Verband zusammendrehend. „Du bist ja a ganz ungläubiges Ding du! Dös hätt' i gar nia denkt von dir! Scham di!“ Damit nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Es wurde geraume Zeit still in der Küche, bis das Gespräch wieder auf etwas anderes kam.

Inzwischen saß der Pestilenz Peter beim Köffelwirt. Es ging heute dort recht lustig zu. Der Köffelwirt feierte seinen Namenstag und ließ einige Maß extra guten Röthel vom b'sundern Faß im Keller auffahren.

An einem Tisch bei der Stubentür saßen ein paar

Kaubbieter. „I biet' a Kaub!“ — „An Hanger!“ — „I halt' ihn!“ — „Drei in Gleich!“ — „Wer hat's Gleich?“ — So schallte es kurz und gedrungen nacheinander wie kräftige Hammerschläge auf einen Schmiedeamboß. Zur Bestärkung gab es wohl auch öfter einen tüchtigen Faustschlag auf den Wirtstisch, daß die Gläser zu tanzen und klirren begannen.

Die Spielergesellschaft war aber heute nur Nebensache. Die eigentlich Begünstigten und zur Feier des Tages Geladenen saßen rund um den Tisch in der Herrgottsecke, wo der kleine Hausaltar mit seinen bunten Heiligenbildern, farbigen Holzleuchterchen, der bestaubten Spitzendecke und den Büschelstöcken mit künstlichen roten Nelken und weißen Hyazinthen oder Lilien zwischen den beiden zusammenstoßenden Stubenwänden seinen Platz gefunden hatte.

Am Tische, auf dem zwei Talglichter brannten, saß der Köffelwirt in seiner ganzen behaglichen Breite, dann der Altvorsteher Sauerwein, ein kleines Männlein mit vielen Falten im Gesicht und klugen lustigen Augen.

Der Kirchprobst und der Vorsteher fehlten ebenso wenig wie der Schullehrer, der zum Unterschied von seinen sonstigen Amtsgenossen ein recht stattliches und wohlgenährtes Aussehen zur Schau trug. Er hatte eine reiche Bauerndirn vom Dorf geheiratet und saß in einem recht warmen Nest, war auch Gemeinderat und bewirtschaftete in den auf dem Lande nicht karg bemessenen Ferien seine Acker und Gründe. Außerdem hockten noch mehrere erbgeessene Bauern um den Tisch, darunter auch der Pestilenzten Peter.

„Iß dir heut' Nacht nix zug'stoßen, Peter?“ fragte der Limmehzer Waschl, indem er, sich mit dem Ellbogen auf die Tischplatte stützend, sein Weinglas langsam gegen den Gfrörerbauern schob, um mit demselben anzustoßen.

„Heut' Nacht war's ganz grausli, schier nit zum verzählen!“ meinte der Peter, indem er dem Limmehzer Bescheid tat.

„So verzähl's do!“ ermunterte der Köffelwirt. Die Gesellschaft rückte näher zusammen. Der Reiz des Geheimnißvollen ist jedem Naturmenschen von der Wiege angeboren. Wenn er sich auch noch so sehr dagegen sträubt, ein Wort, eine Miene . . . die Neugierde ist wieder rege und die Lust am Schauerlichen, am Gruseln.

Alle Zuhörer des Peter kannten ihn und seine Geschichten schon längst. Dennoch lauschten sie immer wieder von neuem. Es kommt über die Seele so eine Art Gefühl wie über den Körper etwa durch einen zu großen Schluck Brantwein. Das zieht zusammen und brennt und macht Schaudern. Prrrh!

So gab der Peter denn seine neueste Geschichte zum besten. Er sei gerade im ersten Schlaf vor Mitternacht gewesen. Da rückt's mit seiner Bettstatt allmählig in die Höhe, langsam, immer höher, bis an die Kammerdecke, daß er glaubte, „iaß und aber“ müsse es ihn da oben zu dem reinsten „Paß“¹⁾ drücken. Rechtzeitig habe er noch das Skapulier der

1) Brei.

Moisi-Bruderschaft erwischt. Da war der Pestilenz der Atem ausgegangen, und das Bett stampfte wieder auf den Fußboden nieder. Er habe es noch gehört, wie es in der entgegengesetzten Ecke der Kammer halblaut fluchte — und der Fluch habe beiläufig gelautet, wie: „Himmelsackra! Der damische Malefizzipfel der!“ Dann sei es still gewesen, und er habe ruhig weiter-schlafen können.

„Was ist das nachher g'wesen?“ fragte der Alt-vorsteher, indem ein schelmisches Schmunzeln um seine Mundwinkel ging.

„Dös soll a anderer erraten, nit i!“ erwiderte der Peter voll Ernst. „Es gibt so verschiedenartige Pestilenzen. Aber dö lassen sich alle mitsammen in zwei Gattungen bringen: Solche, dö dem Menschen was z' Leid tun, und solche, dö ihm nix tun. Die ersten sein natürlich die zwidern und ganz eintuefsten, vor dö uns alle Heiligen bewahren sollen. Die aller-schlimmsten sein aber dö, dö nit g'rad z' Mitternacht ihr Unwesen treiben, sondern aa zu jeder andern Tags-stund', im hellichten Sonnenschein!“

„Dös is amal vom Grund aus erlogen!“ polterte ein kurzer stämmiger Bauer, indem er seine Kegel-pfeife¹⁾ am Tischrand ausklopfte und sich eine neue zu stopfen begann.

Der langgeschossene Sturmer Hias neben ihm, mit dem zerzausten Schnurrbart, den vorstehenden Backen-knochen und der Hasenscharte in der Oberlippe, der

1) ganz kurze Stummelpfeife.

sonst nie etwas zu sprechen pflegte, schob seinen Tabaktschüß¹⁾ von der rechten auf die linke Seite im Mund und spie durch die Scharte den Saft im weiten Bogen über seinen Tischnachbar auf die Stubendielen. „Dös kann nit wahr sein! Muß es sagen, wie's is!“ brachte er langsam und gedehnt hervor, schenkte sich ein neues Glas voll und versetzte den Tschüß auf den früheren Platz.

Alle schauten jetzt mehr auf den Sturmer Hias, als auf den Peter. „Der Hias muß a bißl z'viel vom Röthel aufg'schüttet haben!“ sagte der Vorsteher leise zum Schullehrer, „daß er heut' gar so g'sprachig is!“

Der Peter hatte eine Weile still geschwiegen. Dann ließ er seine Blicke wie mitleidig über die am Tisch schweifen und meinte ruhig: „Also nit glauben wollt ös es! Da seid's g'stimmt! Dös is no meinem Vater selig selber vorkommen. Auf unserer Schrötenalm hat si dō Pestilenz zeigt am brennlichten Mittag. Vor der Almhütten is er auf- und abgangen mit an aufg'spannten feuerroten Paradachl²⁾ und an gelben Saum rund ummer. Os könnt's den Pater Guardian von die Kapuziner fragen. Der lebt no. Der is damals aufi auf die Alm mit'n Weihbrunnkessel und sein' Herenbuch und hat die Pestilenz vertreiben woll'n. Und was glaubst, was der verfluchte Senner da droben g'macht hat?“

„Na, was denn?“ fragten mehrere am Tisch.

„Ausg'lacht hat er ihn!“ sagte der Peter entsetzt.

1) Kautabak. 2) Sonnenschirm.

„Da hat er aber recht g'habt!“ lachte der Schullehrer und blies eine dicke Wolke aus seiner langen Studentenfleife.

„Hörst, wenn di nit no amal der Kohlschwarze bei lebendigem Leib holt, laßt i mi aa aufhängen!“ rief der Peter. „Wenn d'amal in der Früh' beim Aufstehen an anständigen Bratelg'ruch verspürst und siehst di selber am höllischen Kost langsam schmoren, darfst di gar nit drüber wundern. So an Menschen wie di kann a anders Los gar nimmer treffen!“

„Meinst?“ versetzte der Schullehrer kurz und blies den blauen Rauch in zierlichen Ringeln durch die dicke Stubenluft.

„Dös wundert mi aber do, daß es der Pater Guardian nit zustand 'bracht hat!“ murmelte der Steffl vom Kunstbauern, ein halbwüchsiger junger Bursch, der es gern mit dem Peter zu halten pflegte.

„Bird's halt dazumal no nit recht verstanden haben!“ klärte ihn der Schullehrer auf. „Weißt, dös Teufelaustreiben is a heikliche Sach'. Bis man dös los hat, braucht's mehr G'studi. Und is nur a Wörtel verkehrt, glei hat er di beim G'nack und dreht dir's so sanft um, als wenn d' lauter Butterwecken statt Beiner hättest.“

„Eppes muß damals schon g'fehlt haben. Dös glaub' i selber!“ legte sich der Peter wieder darein. „I trauet' mir übrigens schon, so einer Pestilenz's Höllische aus'm Leib z'treiben!“

„Peter!“ rief der Altvorsteher über den Tisch. Nachdem er vorher den übrigen zugeblinzelt hatte, setzte er

nun eine ganz feierliche und geheimnisvolle Miene auf. „Gilt dös Wort?“

„Es gilt!“ entgegnete der Peter fest.

„Gut!“ fuhr der Altvorsteher fort. „Es andern seid's Zeugen. Und a Mannswort darf bei uns in Tirol nit umg'standen¹⁾ werd'n! Du kannst mir an großen G'fallen tun, Peter. Auf meiner Schwog²⁾ bei der Riffianer Wand oben geht's seit a paar Wochen um!“

„Was d' nit sagst!“ rief der Peter und schob sich auf der Bank näher zu dem Altvorsteher.

„Wie i 's sag'!“ bekräftigte dieser. „Bundert mi, daß d' no nir g'hört hast davon. Es is aber auch a ganz b'sondere Pestilenz. Dort oben soll vor hundert Jahren amal a saubre junge Sennerin g'haust haben, a Madl wie Milch und Blut und flink wie a Madl. Dö hat mit an feschen Jagersbua a Lechtelmechtel g'habt. Ganze Nächt' is er bei ihr droben g'fessen. Und daß da dö zwei nit den Rosenkranz miteinander 'betet haben, kannst dir wohl an die Finger herzählen und ausrechnen. Bald hat die Umgegend davon gewußt. Und do hat dös Diandl no die Reckheit g'habt, bei der Fronleichnamsprozession ihren Jungfernkranz aufz'setzen, wo sie ihr schon lang hätten sollen den Strohkranz vor die Tür hängen. Die Straf' hat aber nit lang auf sich warten lassen. Am selben Tag gegen Abend is sie no zur Alm aufi. A alter Holzhauer is ihr auf'm Weg begegnet. Bis zur Hütten is sie

1) umgestoßen. 2) Alm.

nimmer kommen. Der Alte hat ihr nachg'schaut auf ihrem Weg. Auf einmal ist sie vor seinen Augen verschwunden, als ob sie der Erdboden g'schluckt hätt'. Seitdem hat sie sich schon öfters da droben g'mart und wartet auf ihre Erlösung. Seit den letzten Wochen is sie viel um die Almhütten g'sehen worden. B'sunders am Morgen von hohen Frauentagen laßt's ihr kua Ruh' nit."

„Und morgen haben wir Maria Himmelfahrt!“ sagte der Peter.

„Willst es epper morgen schon probieren?“ frug der Altvorsteher.

„Natürlich! A gut's Werk soll man nie verschieben!“ Der Peter trank seinen Wein aus, saß dann noch eine Weile schweigend da und brach plötzlich auf. Jetzt habe er die Art und Weise schon gefunden, wie der Pestilenz auf der Riffianer Schwog beizukommen sei. Damit war er bei der Tür draußen.

„Du machst ihm no 's letzte Radl in sei'm Hirnkasten ablaufen und ihn ganz narrisch!“ bemerkte der Schullehrer vorwurfsvoll zum Altvorsteher.

„An dem is nix mehr zu verderben!“ versetzte der Altvorsteher. „Jedem Lappen g'fällt sei' Rappen!“

Der Peter ging unterdessen schweigsam nach Hause. Es passierte ihm nichts Ungeheuerliches, als daß ein altes Scheunentor am Weg ein Gesicht schnitt schier wie der Sturmer Hias und durch eine ellenlange Hasenscharte nach ihm zu spucken schien.

Das störte den Peter aber nicht weiter in seinem Simulieren. „Also a verwunschnes Diandl is es!“ sagte

er für sich. „Schau, Schau! Das is mir no nit unterkommen. Vielleicht is da droben auch a Schatz z' heben.“

Mit dem Gedanken an den Schatz kam das Simulieren des Peter in etwas mehr irdische Regionen. Auf das Geld war er veressen wie je einer. Und dem Altvorsteher, dem er nicht so ganz grün war, würde er damit auch einen Lort spielen, wenn es ihm gälänge, den Schatz zu heben. „Und wenn auch koa Schatz da droben z'finden is,“ schloß er sein Nachdenken, „es is wenigstens a Verdienst für'n Himmel, wenn man einer armen Seel' zu ihrer ewigen Seligkeit verhilft!“

Der Peter legte sich schlafen, konnte aber keine rechte Ruhe finden, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man sich für das Aufstehen am nächsten Tage eine frühe Stunde vorgeseht hat.

Noch vor zwei Uhr morgens wollte der Peter aufbrechen; denn bis zur Alm an der Riffianer Wand war es ein tüchtiges Stück Weges. Beim ersten Morgenschein mußte er aber droben anlangen, um die Pestilenz nicht zu verpassen.

Zur rechten Zeit machte sich der Peter auf den Weg. Er hatte eine gemsleiderne Umhängtasche bei sich. Einen Stock pflegt der Bauer auch zu den beschwerlichsten Wegen selten zu nehmen. In der Tasche befand sich etwas Mehl und Schmalz. Wenn die Sennerin auf der Alm zufällig nicht daheim wäre, wollte sich der Peter selbst nach der überstandenen Fährnis eine kräftige Brennsuppe da droben kochen, die ihm doppelt gut munden sollte.

Den meisten Raum der Tasche nahm aber ein großes Zinngesäß mit weitem Halse ein, in dem der Peter für gewöhnlich eine heilkräftige Tinktur gegen Frostbeulen aufzubewahren pflegte und in das er nun Weihwasser geschüttet hatte. Aus dem Krüglein bei der Türe nahm er selbst noch zuvor einen Weihbrunn und achtete sodann wohl darauf, daß er mit dem rechten Fuß voraus über die Schwelle schritt.

Als er gegen den Hochwald kam, begann es im Osten bereits lichter zu werden. Er beschleunigte seine Schritte und wischte sich zeitweise den Schweiß von der Stirn. Es war ein harter Weg. Und wie es einem armen Menschenkind auf solchen Pfaden oft ergehen mag, davon hat man Beispiele die Hülle und Fülle.

Die Lannennadeln knirschten unter den Füßen des Bergsteigers. Hie und da nahm eine über den steilen Weg kriechende Wurzel die Gestalt einer Schlange an, die empor zu züngeln und zu zischen schien.

In den uralten Waldbäumen rauschte der Morgenwind. Da und dort ließ sich schon ein heller Vogel-
pfiff vernehmen, oder ein früh munteres Eichkätzchen huschte von einem Wipfel zum andern und lugte in der immer heller werdenden Dämmerung in die Tiefe, was der einsame Mann zu dieser Zeit schon im Walde wolle.

Der Peter legte sich unterdessen in seinem Kopf einen ganzen Kriegsplan zurecht. Die verwünschten Dirnen pflegten gewöhnlich in zwei verschiedenen Gestalten zu erscheinen, entweder engelhaft schön und zaubernd oder höllisch häßlich.

In beiden Fällen handelte es sich aber darum, nach einem ausgiebigen Stoßgebetein zur Muttergottes und allen Heiligen und Märtyrern herzlich auf den Spuß loszugehen und ihn auf den Mund zu küssen, habe dieser nun die Gestalt eines zähnefletschenden Drachenmaules oder sei er so rosig und zart, wie die Lippen eines wunderschönen adeligen Fräuleins.

Gewöhnlich pflegten die Pestilenzten das auch selbst zu verlangen. Der Peter wischte sich wie in einer Vorahnung mit dem Rockärmel die Lippen und setzte seine Wanderung rüstig fort.

Als der Peter in die Nähe der Alpenhütte kam, zeigte sich schon das erste schüchterne Morgenrot auf den mächtigen Bergesgipfeln und vergoldete ihre in den klaren Himmel ragenden Zacken und Kuppen.

Es versprach ein herrlicher Tag zu werden. Keine Wolke zeigte sich am Himmel. Nur aus dem Hochwald stieg ein leichter Nebel, der sich über den Wipfeln der Bäume allmählig verflüchtigte.

Jetzt ließ sich schon deutlich das Trillern eines Finken vernehmen, der Gesang der Amsel und dazwischen der schrille mißtönige Schrei des Rußhähers.

Ein frisches Brunnlein plätscherte aus dem be-
moosten Rohr auf der Almwiese und rann dann als
munteres Bächlein dem Walde zu. Die Steine und
das Erdreich hatte es in seinem Rinnsal ganz dunkel-
braun gefärbt. Es war ein eisenhaltiges, gar kräf-
tiges Wasser. Der Peter nahm einen Schluck aus der
hohlen Hand; denn Kraft brauchte er ja zu seinem
Vorhaben.

Dann machte er einen Rundgang um die Alm-
wiese, überall zwischen die Baumstämme spähend, ob
sich nichts Verdächtiges blicken lasse. Nichts regte sich.
Nur hin und wieder Klang von der Almhütte her das
Schellen einer Kuhglocke, das sich recht unmelodisch
in den Gesang der Vögel, der immer lauter und lebens-
diger wurde, mischte.

Doch, was war das! Auf einmal, da der Peter
sich umwandte, kam es in der Dämmerung über die
Wiese gegen das Brunnlein, langsam, öfter stehen
bleibend, als ob es Atem holen wollte.

„Da haben wir dö Pestilenz!“ murmelte der Peter
zwischen den Zähnen und schlich von einer andern
Richtung gegen das Almwasser, daß ihn das ver-
wünschte Diandl nicht sehen möge.

Jetzt war er etwa zehn Schritte von der Erschei-
nung entfernt, die sich zum Brunnenrohr niederbeugte
und sich das Gesicht zu waschen begann.

„Arm's Diandl! Arm's Diandl!“ flüsterte der
Pestilenz Peter mitleidig für sich. „Satz glaubst
wohl, daß du dir dei' Tod'sünd' abwaschen kannst von
der Seel'! Ja, dös is nit so bald g'macht. Und mit
dem dalketen Almwasser aa no dazu, dös koan kirch-
lichen Segen hat und nix!“

Dabei holte er das Zinngesäß mit dem Weihbrunn
aus der Ledertasche, machte ein paar Schritte vorwärts
und tappte sodann mit halbgeschlossenen Augen, ein
lautes: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“
hervorstößend, auf die Pestilenz zu.

Jetzt hatte er sie in den Armen, jetzt küßte er sie

— und jetzt, wenn ihm nicht der höllische Gottseibeiuns gleich das Gesicht ins Genick setzte, mußte das verwunschene Diandl bald erlöst sein.

Sein Gesicht blieb zwar noch am richtigen Fleck, aber eine tüchtige Ohrfeige bekam er, daß ihm die Funken vor den Augen stoben wie ein Schwarm wild gewordener Heuschrecken. Er sah einen Augenblick lang gar nichts. Nur das verwunschene Diandl hörte er plötzlich hellauf lachen.

„Ja, der Bauer!“ rief es, immer wieder vom Lachen unterbrochen. „Ja, Bauer bist denn ganz verrückt worden?“

„Den Teufel will i dir austreiben!“ rief der Peter und schüttete aufs Geratewohl den ganzen Weihbrunn aus dem Zinggefäß dem Diandl ins Gesicht.

„G'waschen hab' i mi grad iaß!“ lachte das Diandl. „Dös is nimmer notwendig.“ Damit warf sie die nassen Haare aus dem Gesicht. Der Peter riß die Augen weit auf und meinte, es müsse ihn vor Staunen der Schlag treffen.

„'s Agathel!“ rief er. „Ja, wie kommst denn du da herauf?“

„Auf meine beiden Füß'!“ versetzte das Agathel munter und trocknete sich das Gesicht mit der Schürze. „Fliegen hab' i no nit g'lernt, Bauer!“

„Und was tust da heroben?“

„Übernachtet hab' i bei der alten Schwoager Moidl, weil i heut' in Maria Einöd bei der Frühmess' sein will. I hab's bei meiner letzten Osterbeicht versprochen.“

Maria Einöd war ein kleiner Wallfahrtsort mitten im Hochgebirge. An jedem hohen Frauentage hatte dort ein Pater aus dem Kapuzinerkloster die Messe. So verordnete es eine uralte Stiftung.

„Könnt' i völlig mit dir gehen!“ meinte der Peter. „Dös schadet nie, wenn man's aa nit in der Beicht versprochen hat.“

„Mir is recht. Geh'n wir mit'nander!“ sagte das Agathel resolut.

Dann gingen beide in die Sennhütte, wo die Schwoger Moidl eben aufgestanden war und Feuer auf dem Herd machte. Die verwunderte sich nicht wenig, den Ofrörerbauern so früh bei ihr droben zu sehen.

Ob er denn auch nach Einöd wolle. Ja freilich. Dann möge er für sie fein was beten. Darauf ließ die Moidl einen mißtrauischen Blick über das Agathel gleiten.

Die alte Schwogerin war ihr Lebtag lang häßlich gewesen und konnte ihre Tugend auch in der einsamsten Almhütte sicher genug wissen. Mit der Zeit bekam sie aber doch einen recht „galligen Gift“ auf alle jungen Diandeln. Je älter sie wurde, desto mehr Böses traute sie jedem jungen hübschen Gesicht zu.

Als der Peter und das Agathel, nachdem sie die Brennsuppe zu sich genommen hatten, aufbrachen, hielt die Moidl das junge Mädchen bei der Schürze zurück und sagte ziemlich laut: „Weißt, Diandel, an andersmal suchst dir a anders Platzl für deine B'stellungen aus! Da heroben bei der Riffianer Wand werden

koane solche G'spusi geduldet! Merk' dir's und scham' di in Grund deiner Seel' eini!"

Das Agathel wußte einen Augenblick gar nicht, was es denken und von der g'spassigen Red' halten solle. Da ging ihm ein Licht auf, und es wurde purpurrot bis tief in den Hals.

„Laß mi mit deiner spitzen Lästertzung' in Ruh'!“ fuhr das Diandl auf.

„Stell' di nur nit so!“ versetzte die Alte bissig. „Mir machst nix weiß!“

Das Agathel wollte noch etwas erwidern; da rief der Bauer, ob sie nicht bald nachkomme.

„Nachkommen sollst!“ spottete die Moidl. „So schleun' ¹⁾ di do! Er erwart's kaum. Und i wünsch' recht gute Unterhaltung!“ Damit verschwand sie unter der Thür. Das Agathel eilte sich, ihren Bauer einzuholen.

„Was hat's denn no geben mit der Moidl?“ fragte der.

„D nix!“ entgegnete das Agathel und blieb den ganzen, etwa eine Stunde weiten Weg bis zum kleinen Wallfahrtskirchlein still und schweigsam. Manchmal schluckte sie krampfhaft, als ob sie eine zornige Aufwallung hinunterwürgen wolle.

In Maria Einöb hörten die beiden recht andächtig die heilige Messe, die ein junger, krank und blaß aussehender Pater zelebrierte.

So ganz bei der Sache war der Bauer freilich nicht.

¹⁾ eile dich.

Seit dem Bussel, das er dem Agathel gegeben hatte, war es ihm im ganzen Leib so eigentümlich wirblich, daß er sich's gar nicht zu deuten wußte. Ob ihn nicht doch eine Pestilenz angeflogen war?

Der Pater gab den Segen. Die Messe war aus, und die Andächtigen strömten ins Freie. Ein herrlicher Frühsonnenschein lag über der Gegend. Auf Bäumen und Sträuchern, im Grase blinkte der Tau wie lauter farbige Grallen¹⁾ vom Rosenkranz der Jungfrau Maria selbst.

Auf dem Heimweg setzten sich der Peter und das Agathel an einer Waldblöße nieder und rasteten. Man genoß von da aus einen herrlichen Rundblick über das Thal, und der Peter konnte fast alle seine Wiesen und Acker mit freiem Auge zählen. Groß genug waren sie, daß man sie leicht sehen konnte.

Das Agathel hatte schon lange ein Gesicht gemacht, als ob es etwas sagen wolle; aber immer kam es nur zum Anfaß. Endlich nahm es sich ein Herz, als es so neben dem Bauer saß, der sich eine frische Pfeife angezündet hatte.

„Bauer!“ sagte das Agathel, indem es das Schürzenband zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand drehte, „du erbarmst mir eigentlich!“

„Warum denn?“ meinte der Peter, der sich ganz lustig aufgelegt fühlte und lange dünne hellgraue Wolkenstreifen aus seiner Stummelpfeife blies.

„Mit del'm G'spensterglauben erbarmst mir!“ ent-

¹⁾ Kugeln

gegnete das Diandl, mutiger geworden. „Schau' do amal abi ins Thal, wie da alles lacht und blüht und leuchtet, daß es a Pracht ist! Und da soll der liebe Herrgott die toten Leut' umanand gehen lassen, damit sie die Lebendigen plagen! Dös heißt ja unsern lieben Herrgott für ganz an schlechten Menschen ausschreien, wenn man sowas glaubt!“

Das Agathel hatte sich immer mehr in Eifer gesprochen und brannte nun am ganzen Gesicht, als wenn sie gerade vom glühenden Herd gekommen wäre.

„Glaubst?“ sagte der Pestilenz Peter und sah das Diandl fast furchtsam von der Seite an. Er dachte aber offenbar an anderes, sonst hätte er vielleicht mehr erwidert.

„Freilich glaub' i's, und das fest aa no! Und i gäb' viel drum, Bauer, wenn i dir dö Dummheiten austreiben könnt', daß d' endlich amal g'scheuter wurd'st. Schau', du bist ja selber der geplagteste Mensch dabei und hast koan Fried' bei Tag und Nacht!“ Das Agathel erstaunte selbst über den Mut, den es sich dem reichen Bauern gegenüber herausnahm. Sie erwartete es eigentlich jeden Augenblick, daß er sie recht tüchtig anschnarren würde.

Der Peter aber biß eine Weile auf seinen Pfeifen- spiß und sagte gar nichts. Das Begebnis am Almbrunnen ging ihm immerwährend durch den Kopf, wie ein Wasserrad, das sich dreht und den Bach schäumen macht und die hellen glitzernden Tropfen hinausstiebt in den Sonnenschein.

Es wurde bei dem Nachsinnen etwas heller und

immer heller in dem Kopf des Bauern. Zuletzt kam er sich völlig lächerlich vor und schämte sich vor der jungen Dirn an seiner Seite. Wie er nur das Agathel für ein Gespenst hatte ansehen können! Das war doch das munterste Leben, das sich denken ließ.

Das Agathel hatte seine Meinung an den Mann gebracht und zog nun, da der Peter weder eine Miene machte, zu antworten noch auch aufzubrechen, ein altes schweres Gebetbuch aus der Rocktasche, das von der Urgroßmutter herstammte.

Sie wollte noch in aller Geschwindigkeit Glaube, Hoffnung und Liebe erwecken; denn dazu war ihr während der Messe nicht mehr Zeit geblieben.

Kaum war sie über die ersten Gebetsformeln glücklich hinaus, fragte der Gfrörerbauer neben ihr: „Was wolltest nachher geben, wenn i g'scheuter würd'?"

Das Agathel klappte das Buch eilig zu und meinte: „Das Gnadenpfennigel von Altötting amal g'wiß!"

„Und was no?"

„Und die rote Schnur um an Hals!"

„Und?"

„Und's Gebetbuch von der Ahnl aa no, wenn's grad' sein müßt!" schloß das Agathel, etwas schweren Herzens.

„Schau," sagte der Peter, „vielleicht kannst es no viel billiger haben." Dabei rückte er ganz nahe an sie heran und schlang den Arm um sie. „Wenn d' mir halt no a Bussel geben wolltest, Agathel? I weiß nit, seit dem ersten is es ganz anders worden in mir drinnen. Es hat mir's ganze Blut aufg'wiegelt.

Und i glaub' völli, das könnt' mir zu guterlezt helfen!"

Das Agathel rückte erschrocken von ihm weg. Der Peter ließ sie aber nicht mehr los, bis ihm endlich das Diandl hell lachend einen lauten Schmatz auf den Mund drückte und dabei meinte: „Da hast es halt, du narrischer Kunt¹⁾!“

Es ist nach einer Weile ganz still droben geworden am Waldesrand. Zwei glückliche Leute sind dort gefessen. Nachdem sie sich zuerst gar viel zu erzählen gewußt, war ihnen zuletzt das „Trumm“²⁾ ausgegangen, wie es bei Liebesleuten oft zu geschehen pflegt, wenn sie vernünftig zu werden beginnen. — —

Im Spätherbst ist eine junge Bäuerin auf den Gfrörerhof gezogen. Es gab viel Gerede und Gespötte im Dorf, als der Peter mit dem armen Agathel Hochzeit hielt. Aber das ging zumeist von neidischen Zungen aus, deren Besitzerinnen sich selbst allzugern auf dem stattlichen Hof gesehen hätten und dem notigen Häuslerdiandl sein Glück nicht vergönnen wollten.

Das, was dem Agathel gelang, ist doch keiner von ihnen gelungen — nämlich, daß sie dem Peter seine Pestilenzen gründlich aus dem Kopf getrieben hat.

Die alte Cilli meinte am Hochzeitstag freilich, nun sei erst die wahre Pestilenz auf den Gfrörerhof gekommen, und sie begreife es gar nicht, wie das Diandl so etwas zu Wege gebracht habe. Stille Wasser

1) Kerl. 2) Stoffende, Stück.

gründen tief, und da sehe man wieder einmal den Nutzen davon, wenn man an einem hohen Frauentag nach Maria Einöd wallfahrten gehe.

Im Grunde ihres Herzens war die Cilli aber eine gute Haut und neidete es der jungen Bäuerin nicht. War doch für sie eine günstige Wandlung mit dem Agathel vor sich gegangen, da es ihr niemals mehr widersprach, wenn die Rede auf die Pestilenzen kam.

Nach einem Jahr wußten wieder gewisse Leute im Dorf zu munkeln, das Agathel habe eigentlich auf dem Gfrörerhof die Hosen an. Wie dem auch sein mag, der Peter befand sich gesund und wohlauf dabei und glaubte an die Geister schon gar nicht mehr, seit er sein eigen Fleisch und Blut als einen starken Buben mit dicken roten Backen in der Wiege herum-schlögeln¹⁾ sah. Und einen Schatz hat der Peter auf der Riffianer Schwoag auch gefunden.

1) zappeln.



Der Krippenflicker.

Ein einschichtig Häusl liegt am Waldrand, zerrattert und zerlumpt, mit rauchgeschwärzten Wänden und einem halb eingestürzten Kamin. Auf dem Dache sieht man bald mehr Sparren als Schindeln. Da und dort ist notdürftig ein Brett darüber genagelt, um die ärgsten Lücken zu verdecken.

Das Häusl ist in den felsigen Grund hineingebaut. Zu ebener Erde und in den ersten Stock geht man überall durch eine besondere Lür hinein. Eine verbindende Stiege gibt es nicht.

Ringsherum ist in bunter Unordnung Holz aufgestößelt, bald hoch, bald niedrig, bald auf einen Haufen zusammengeworfen. Dazwischen lehnen ein paar Ackergerätschaften, alte Schaufeln, Hacken und Sensen. Ein Schubkarren ohne Rad macht sich breit. Im Erdgeschosß ist ein ziemlich geräumiger, aber leerer Stall. Selbst die Lür fehlt. Die übrigen Gelasse, eine Stube, eine kleine Küche und eine Kammer, haben keine Fenster mehr.

Bewohnt ist nur das obere Stockwerk. Und da geht gar mancher proßige Bauer aus und ein, der es sonst in seinem Leben nie über sich gebracht hätte,

in eine so elende Keusche auch nur einen Fuß zu setzen. „Der G'sund is halt so viel a rares Ding!“ Da geht man weit und bückt sich auch, wenn noch halbwegs eine Hoffnung vorhanden ist, ihn zu erreichen. Dem Menschen fehlt's halt leicht einmal im G'schlingerl¹⁾ oder im Geblüet, oder er hat gar „an Haren z'viel g'habt und si den aa no brochen“.

Der Krippenflicker Bartl, der eine große Zusprache von weit und breit besaß, hatte seit Jahren in dem Häusl seine Wohnung aufgeschlagen. Er hätte sich wohl eine bessere vermocht, aber gerade da droben gefiel es ihm.

Wem der Weg zu weit war, der sollte zu einem Landdokter gehen. Da droben war ein gutes Bergwasser, eine herrliche, frische Luft und eine Aussicht, wie man sie so leicht nicht wieder fand. Für alles das hätte der Krippenflicker nicht mit dem stolzesten Bauernhof getauscht.

Das waldumrauschte Eggenthal baute sich zu seinen Füßen. Gerade vor ihm stiegen die mächtigen Felsgruppen des Rosengarten und des Latemar empor. Sah er in entgegengesetzter Richtung, so konnte er an klaren Tagen aus der Ferne die schneeigen Gipfel der ganzen Ortlergruppe herübergrüßend erblicken.

Ich hatte den Krippenflicker, wie man bei uns daheim einen heißt, der gerade nicht in der „Studir“ gewesen ist, aber es doch ganz gut versteht, eine aus dem Leim gegangene Krippen²⁾ wieder zurechtzubrin-

1) Lunge. 2) Körper.

gen, beim Köffelwirt kennen gelernt. Dort hatte man ihn zu einem Frankен Dchsen geholt; denn der Bartl war für Bieh und Leut' gleich geschickt.

Der Alte — er mochte nun bald Siebzig sein — saß gerade bei einem „Budele Ohnewanzeler“¹⁾, das er schon zur Hälfte geleert hatte. Ich rückte neben ihn auf die Bank. Er sah mich eine Weile von der Seite an, klopfte dann seinen Kegel aus und ließ mich folgendermaßen an:

„Wo bist denn her, herrischer Bua?“

„I' München bin i außen. Iah hab' i halt aa wieder amal ins Tiroler Landl einerg'schaut,“ erwiderte ich.

„Hast a G'schäft draußen?“

„Dös könnt i grad nit sagen.“

„Was bist denn nachher?“

„Mit viel b'sonders.“

„Ja, ja, schaußt mir aa nit darnach aus!“ Mit dieser herablassenden Bemerkung trank der Krippenflicker seinen Schnaps aus und erhob sich. In der Thür wandte er sich noch einmal nach mir um und meinte mit einer gewissen Freundlichkeit: „Wenn dir amal was fahlt, Bua, nachher kimmst zu mir. I will dir 's schon billig machen oder gar nit rechnen, wenn's grad sein muß. 's hat mir g'fallen von dir, daß d' nit lang aufdraht hast. Sonst machen dö Hearrischen an Wind, daß d' moanen sollst, sie haben die Weisheit mit Löffel g'fressen. Wann d' mi als a G'sunder

1) Gläschen Schnaps.

amal hoamsuchen magst, hab i aa nix dagegen. Muast dir aber g'nagelte Schuah anzieh'n, der Weg is woltern¹⁾ stoanig. Jaz b'hüat di Gott, Bua!"

Ich ließ mir die Einladung gesagt sein und machte mich gleich am nächsten Tag in aller Frühe auf den Weg über die sogenannte Wolfsgrube zur Behausung des Krippenflickers.

Eine gute Stunde hatte ich Arbeit. Als ich droben anlangte, stieg eben in majestätischer Pracht die Sonne über dem Rosengarten empor und umzog die Wipfel der hohen Waldbäume mit ihrem Goldnetz.

Drunten lag das Tal im Schatten. Aus dem Walde piff eine Amsel. Das muntere „Zalvizida“ der Lannenmeise ließ sich vernehmen, und ein blutroter Krummschnabel, den ich zwischen dem Geäst eines Lärchenbaumes wohl bemerken konnte, rief seinen hellen Waldgesang.

Nun lag auch das alte Häusl im Sonnengolde da. Es paßte so recht zu seiner ganzen Umgebung. Ein Stück bezaubernder Waldeinsamkeit. Ich ließ mich auf die Bank vor dem Hause nieder, um etwas zu verschnauften; dann pochte ich mit dem Klopfer an die Thür.

„Kimm lei²⁾ einer! I hab di schon g'sech'n!" ließ sich die Stimme des Bartl vernehmen.

Ich trat über einen holprigen Hausflur zunächst in die Küche. Da hatte der Alte auf dem offenen Feuerherd eine Pfanne mit Suppe brodeln und rührte die Einbrenn fleißig mit einem Scheit Holz um.

¹⁾ ziemlich. ²⁾ nur.

„I muaß grad meiner Muatter a Suppen kochen!“ meinte er. „Sie is allerweil no guat bei Appetit.“

„Ja, lebt denn die Muatter no?“ fragte ich erstaunt; denn ich hatte früher nichts davon gehört.

„Freilich lebt sie no, und dös fest wie Eisen!“ rief der Krippenflicker mit einem gewissen Triumph.

„Fünfundneunzig Jahr' is s' alt. Is koa so altes Leut ummer in der ganzen Gegend.“

Wir gingen in die Stube. Die alte Mutter lag in einem reinlichen Bett und sah uns mit ganz hellen Augen an.

„Kennst den da?“ fragte der Bartl, indem er auf mich deutete und ihr gleichzeitig die Suppenschüssel mit einem Löffel auf die Bettdecke stellte.

Sie griff gleich zu. Ich bemerkte nicht einmal, daß sie sonderlich zitterte. Nachdem sie verkostet hatte, antwortete sie: „G'sehen hab' i ihn schon amal, aber i woaß ihn nit wohin tuan.“

„So sagt sie bei an jeden!“ lachte der Bartl. „Auf dö Weis' kommt sie am leichtesten draus.“

Als sie einen guten Teil der Suppe ausgelöffelt hatte, meinte sie, zu ihrem Sohne gewandt: „Du kimmst zu oberst in Himmel aufi, weil du gar so viel guat bist.“

„Da kimmt die Muatter schon auch aufi!“ sprach ich.

„Woanst wohl?“ fragte sie erfreut. „Dös wär' mir schon recht. Da wär' i a unverlorenes Mensch. Wann i nur droben a Platz kriag! I bin gar nit hoaklig.“

Ich staunte, daß sie noch so gut beim Zeug war.

Sie faßte jede Frage auf und gab vernünftige Antwort.

„Mit der Muatter hast wohl a b'sondere Kur aufgestellt?“ sagte ich zum Bartl.

„Dö brauchst Koan' Krippenflicker,“ erwiderte er. „Der hat der Herrgott selber den G'sund geben.“

Die Alte war leise eingeschlummert. Ich ging mit dem Sohn, dessen stämmige Gestalt die Jahre, die er schon auf dem Buckel hatte, keineswegs vermuten ließ, wieder vor die Thür und setzte mich neben ihn auf die Bank.

Der Krippenflicker Bartl zündete sich seine Pfeife an, fuhr mit der Hand über das mit dichten grauen Bartstoppeln besäte Gesicht und meinte in die prachtvollende Gegend hinausdeutend: „Is eigentlich schad, daß der Herrgott so a schönes Land für die Leut' g'schaffen hat, weil wir ja do nit da bleib'n können. 's weilt¹⁾ oan' nur no mehr an, wann's amal z'sammpacken und abfahr'n hoast.“

„Fürcht'st di vor'm Sterben?“ fragte ich.

„I nit!“ erwiderte der Bartl energisch. „Der Tod is grad a Schnaggler, und vorbei is es. Dauert nit amal so lang, als das Zahnziehen. Aber davor muast di halt no tüchtig ummerrackern. Mi hätt's wohl schon längst geklaubt. Aber i bin a Fäther. I muast a viereckete Seel' haben, dö fahrt halt so viel hart aus durch a rund's Loch. In unsrer Familli sein die vierecketen Seelen überhaupt dahoam; 's is alles meer-

¹⁾ sieht an.

alt worden. Den Urähndl hab i no guat kennt. Er is alleweil in der Holzschupfen hinter'm Haus g'sessen, hat fleißig aus a birkenen Dosen g'schnupft und uns Buaben dabei Pfitschipeiler¹⁾ g'macht, daß es a Gaudi war. Und die Muatter hast wohl selber g'sechn. A Natur wie a forchene²⁾ Rinden. I selber hätt', wie i no jünger war, wohl bald dran glauben müassen, daß 's mit mir Matthäi am letzten is. Und von da an hab' i ang'fangen, z' doktern. I hab' weiter aa nit viel Guat's g'habt in mein' Leben. Bin a armer Bauernknecht g'wesen, den alle über d' Achsel ang'schaut haben. Seit i aber amal a paar ihre löhe³⁾ Krippen z'sammg'flickt hab', hat's ganz a anders G'sicht kriagt. Die Leut sein fein mit mir worden, als wie a Haar. Noa übels Wörtel hab' i mehr z' hören kriagt. Da hab' i mir denkt: Was sollst di no lang abischinden; bleibst bei dem G'schäft. A Jahr lang bin i in d' Lehr gangen beim Ratsöler Hias im Sarntal drein. Dös is der beste g'wesen landaus und landein. Er is bald drauf g'storben und hat mir alle seine Dokterbüacher vermächt. Da war i nachher a Mann. Dö ganze Kundschaft is mir zuag'flogen. I hab' mir woltern etwas auf d' Seiten legen können. Meine Verwandten werd'n froh sein drum, wenn i amal den letzten Schnaufer tan hab'."

„Ja, und z'wegen was bist denn nachher so Frank g'wesen?“ fragte ich.

„Wenn's di wundert, kann i dir's schon erzählen,

1) leichte Holzpeile. 2) föhrene. 3) Franke.

Bua. Kannst dir a guate Lehr und a Beispiel dran nehmen. Os junge Leute glaubt's amerst¹⁾ alleweil, os könnt's grad in d' Höh' hupfen und stoßt nirgends an. Aber die Welt is wie a Türstock, und glei hast dein' Dester auf'n Schädel, wenn du di a bissel z'viel reckst. Kimmst aber mit mir eini in mei lateinische Kuchel? I muaf nachher no zum Luzenschuster Sackele ummi. Der hat si 's G'nack verrenkt, dös hoast, er bildet si alleweil an Höllenteufl ein und is hint' und vorn nix dran. Der Kunt²⁾ is g'sund als wie a Hebadaren³⁾ in der Sonnen."

„Da wird wohl die Salben aa nix ausrichten!“ wandte ich ein.

„Die Salben ja nit!“ erwiderte er. „Dö is nix als Wagenschmier und a bissel Schweinfetten. Aber der Glauben macht die Leut' g'sund und krank. Der Luzenschuster Sackele muaf si gegen sein verrenkt's G'nack alle Tag in der Fruah beim nüchternen Mag'n beide Fußsohlen mit der Salben einschmier'n, aber beide z'gleich! Den werd's tanzen machen. Und dabei muaf er no kräftig Reu und Leid erwecken und ordentlich beten. So hilft man den Leuten, denen nix fehlt. Wenn die Maschin' aber amal ernstlich aus'n Gang kemmen is, nachher hoast's schon ordentlich zua greifen.“

Wir waren in die „lateinische Kuchel“ des Krippenflicker Bartl gekommen. Alles lag in bunter Unordnung durcheinander. Auf einer Anricht befanden sich

1) ohnedies. 2) Kerl. 3) Eidechse.

Flaschen mit angelegten Waldkräutern, Lavendel, Arnika, Bergminzen und dergleichen. Daneben standen die alten Dokterbücher. An einer Wand waren etliche Duzend lärchene Schindeln aufgereiht, die zum Verbinden von Knochenbrüchen dienten. Auf einem kleinen Klappfischchen an der Wand stand ein großer Mörser. Einige Tiegel mit Salben und „Schmirben“ vervollständigten die Einrichtung.

Der Bartl machte sich an die Arbeit und rührte in einer hölzernen Schale die Ingredienzien durcheinander. „Ja, ja,“ meinte er nach längerem Stillschweigen. „Schau, Bua, alles is prächtig eing'richtet in der Welt. Für an jeden Wehdam laßt der Herrgott a eigenes Kräutel wachsen. Grad' z'finden muuß man's wissen. Aber wenn grad' unser Herr dem Adam dö Ripp' nit außer g'nommen hätt! Da hat er sein' ung'schickten Tag g'habt, wie er die Welt g'macht hat.“

„Hat di dö Ripp' schon amal scheniert?“ fragte ich aufhorchend.

„Was, scheniert! 'Auf die Krepierbank hat s' mi bracht. Wenn nit die Kräuter g'wesen wären und mei' braves Muatterl, i lieget längst schon bei unserm Kirchenpatron drunten im Freithof. Bua, i rat' dir, laß di mit dö sakra Diandln nit z' weit ein. Es führt selten zu an guaten End'. Abfexieren kannst es. Aber schau lei, daß dir 's Einwendige g'sund bleibt. Denn, wenn du da amal bocknarret worden bist, nachher is alles aus. I hab' amal mein' ganzen Verstand verlorn' g'habt. I glaub', wenn dö' (Gitsch¹) von

¹) Mädchen.

mir verlangt hätt', i sollt' alle Stund' amal über 's Kirchturmdach abirutschen, i hätt' mi koan' Augenblick b'sonnen. Nit amal meine Knochen hätt' i mir nummeriert, daß i sie drunten wieder akkrat z'sammenfind'. Und was hat's mir g'nugt, daß i ihr nachgelaufen bin wie a Hund, daß sie mir Treu' g'schworen hat, daß i g'arbeitet und g'haust hab' Tag und Nacht? A Nasen hat sie mir draht!" Der Bartl stieß mit einem beinernen Löffel die fertige Salbe ingrimmig in die bereitstehende Schachtel. „Wie i hoamkommen bin vom Militari, is 's erste g'wesen, was i g'sehen hab', daß sie mit dem reichen Grabnerbauern in die Kirchen gangen is, Hochzeit halten. Bua, zelm¹⁾ bin i außi in Wald. Koa Baum wär' mir z' hoch g'wesen und koa Abgrund z' tias, wenn i ohne a Ewigkeit g'schwind von der Welt hätt' weg sein können. Aber die Furcht vor unserm Herrn hat mi z'ruckg'halten und der Gedanken an mei' Muatterl. Was sie in der Zeit für mi 'tan hat, kann i ihr nit vergelten!" Ein paar dicke Tränen rannen dem Alten über die Wangen. „Siehst," fuhr er fort, „weil si damals der Herrgott über mi erbarmt hat, hab' i mir denkt, i sei vielleicht aa zu mehr nutz auf der Welt, als zum Holzhacken und Kraut sä'n. I hab' manchem schon g'holffen, den die herrischen Dokter aufgeben haben. Kannst mir's glauben oder nit! Wahr is es! Eing'sperret haben s' mi aa schon a paarmal. Wegen dem Geld hätt' i's nimmer not. Aber mir erbarmen halt die Leut'!

¹⁾ damals.

Und i kann koan' davonschicken, wenn so a elendiger Hascher um sein' G'sund betteln kommt. Sach hoast's aber die Füß' über d' Achsel nehmen!" mahnte der Bartl zum Aufbrechen.

Zuvor schaute er noch in die Stube zu seinem Muatterl. Sie schlummerte ruhig. „Hart is 's freilich, dö alte Haut oft stundenlang allein lassen z' müssen!“ meinte er. „Aber sie leidet koan' andern Menschen um ihrer. So lang sie no bei Verstand is, si selber anlegen kann und bis vor's Haus außi, in die Sunn z'sitzen kimmt, is no nit alles g'fahlt.“

„Und lebt dös Diandl no?“ fragte ich den Krippenflicker, als wir ein Stück des steilen Bergweges abwärts gestiegen waren.

„Voriges Jahr is sie g'storben!“ entgegnete er. „I hab' ihr alles verziehen. Der Herr geb' ihr die ewige Ruh'! Sie hat hart g'nuag büassen und leiden müassen, die Moidl. Er hat alles verputzt und verschnapselt. Man hat ihn amal toter in an Graben g'funden, wo er mitten im Winter in sein' Rausch erfroren is. Und 's Weib hat ins Armenhaus müassen und hat die fressete Krankheit¹⁾ kriegt. Koa Mensch is ihr z'lest mehr zuangangen und hat ihr was antan, als i allein. Und no an dem Tag, wo sie ummi is vor'n Thron Gottes, hat sie mir mit aufg'hobene Händ' gedankt, daß i sie nit beim lebendigen Leib hab' verweahren²⁾ lassen. I hab' ihr die Augen zuedruckt. Und froh bin i g'wesen, daß sie 's hat über-

1) Krebs. 2) elendig zugrunde gehen.

standen g'habt. Denn für den Wehdam is nit leicht a Kräutel g'wachsen.“

Aus dem Tale herauf tönte der helle Ton der Glocken. Man läutete zur Wandlung bei der Frühmesse. Der Krippenflicker Bartl nahm den alten Filzhut vom Kopf und kniete, sich bekreuzigend, nieder. „Bua, beten!“ sagte er. „Sie läuten unsern Herrn aus!“

Ich kniete neben ihm auf dem moosigen Waldboden und hörte, wie er murmelte: „Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Herr, gib ihr die ewige Ruh', und das ewige Liacht leuchte ihr!“

Wir hatten uns wieder erhoben. „Für alles is vielleicht no a Mittel auf der Welt,“ sprach der Bartl, indes wir weiter gingen, „wenn frühzeitig dazuaug'schaut wird. Grad' für oa Ding gibt's koa Mittel und koan' Krippenflicker in der ganzen Welt, wann's amal grob fahlt. Bald's dir im Herzen amal nimmer z'sammeneht, Bua, und es is dir schwar wie a Stoan — nachher magst dazuauschaug'n, daß d' an andern Krippenflicker find'st. 's richtige Trankl für den Fahler am G'sund kann dir wohl niemand verschaffen, als der, den sie grad' früher ausg'läutet haben. Mir hat er's verschafft — und i dank ihm's alle Tag'. Woast, 's gibt a fein's G'stanzel, dös will i dir no singen, vor wir auseinandergehen. I muuß iaz nachher den Weg da links aufi zu dem verruckten verrenkten G'nack. Du gehst wieder talabwärts.“

Dann sang er mit einer kräftigen Stimme:

U Herz, dös is a g'spassig's Ding,
Es hat an feinen Gang,

Is's brochen, bringt's auf derer Welt
Koa Krippenflicker z'samm'.

Wenn nit der Herrgott selber schaut
In seiner Gnad' dazua,
Kimmt's broch'ne Herz auf derer Welt
Gar nimmermehr zur Ruah.

Sechs Bretteln und a Fleckel Erd',
A Kreuz, a Lasterl dran,
Is's Danz'ge oft auf derer Welt,
Was man ihm geben kann.

Dagegen is a lustig's Herz
Im Wald an Vogel gleich,
A waxer¹⁾ Bua auf derer Welt,
Und nachher ins Himmelreich!
Holdrioh! Suche!

Der Krippenflicker Bartl ließ einen lauten Fodler
los, daß es nur so einen Widerhall gab, schüttelte mir
die Hand zum Abschied und schlug den Seitenweg ein.
Noch in der Ferne hörte ich ihn mit den Fingern
schnalzen, und es tönte mir nach:

A waxer Bua auf derer Welt.
Und nachher ins Himmelreich!

¹⁾ Schneidig, lebfrisch.



Blizele.

Beim Herrn Postmeister herrschte große Trauer. Es war aber auch keine geringe Sache. Die dicke Frau Postmeisterin heulte und jammerte den ganzen Tag, und die alte treue Kellnerin Kathl ging auch mit verschwellenen Augen herum.

Das Schicksal des Blizele hatte sich entschieden. Er sollte aus diesem irdischen Dasein hinausbefördert werden. Nicht wegen Alter und Gebrechen, sondern unterschiedlicher himmelschreiender Untaten halber, die das ganze Dorf und die nächste Umgebung seit Monaten in Aufruhr gebracht hatten.

Es war höchste Zeit, daß endlich energische Abhilfe getroffen wurde; denn der Blizele erfreute sich im bescheidenern Rahmen seiner Wirksamkeit ungefähr eines ähnlichen Rufes wie der bayrische Hiasl und andere Räuber und Missetäter.

Dabei war der Blizele nur ein Hund. Aber was für einer! Das infamste Rabenvieh, das man weit und breit finden konnte. Ein schneidiger Rattler, der seinen Mut an den Krägen der Hühner und Enten und an den Wadeln der Menschen austobte.

Wieviel die Frau Postmeister für zerrupftes Ge-

106

flügel zahlte, das war schon eine ganz anständige Summe. Aber das ließ sich schließlich noch alles mit Geld abmachen. Bedenklicher war es mit den Wadeln. Unter dieser Liebhaberei des Blizele begann sogar bereits der Betrieb des Postwirthshauses zu leiden, das sonst am besuchtesten war. Aber Blizele hatte nicht einmal mehr auf die Wadeln der Stammgäste Rücksicht, wenn er übler Laune war.

Nun hatte jedoch seine Stunde geschlagen. Denn das neueste Verbrechen war fürchterlich. Das Mistvieh hatte sich an den geheiligten Wadeln des Herrn Oberpostrates vergriffen, der sich auf einer Inspektionsreise befand und dabei das kleine Postamt des Dorfes revidierte.

Das Unglück wollte es, daß Blizele just unter dem Schreibtisch des Postamtes lag, als sich der hohe Vorgesetzte an dem Tisch niederließ. Bei dieser Gelegenheit bekam Blizele einen zwar unbeabsichtigten, aber deswegen nicht weniger derben Tritt und rächte sich sofort auf seine Weise. Hunde sind es eben meistens noch nicht gewohnt, auf Tritte von oben mit Bücklingen zu erwidern.

Ob dieser Verletzung jeglichen Respektes, die einer Amtsehrenbeleidigung schon so ähnlich sah wie ein Haar dem andern, lebhaft Entrüstung des Herrn Oberpostrates. Hunde gehörten überhaupt nicht ins Amtszimmer und derart bissige Rörter schon gar nicht. Es wäre eigentlich eine Disziplinaruntersuchung am Platz. Aber in Anbetracht der bisherigen tadellosen Führung des Herrn Postmeisters wollte man diesmal noch da-

von absehen. Es sei jedoch dringende Abhilfe geboten. Denn solche gefährliche Zustände in einem öffentlichen Amt könnten unmöglich länger geduldet werden.

Die Langmut des Postmeisters war erschöpft. Die letzte Untat Blizzeles bedeutete dessen Todesurteil. Er sollte nun von Amts wegen aus der Welt befördert werden.

Da halfen alle Bitten und Tränen der Postmeisterin nichts. Auch sämtliche Versuche, den Blizzele zu verschonen und damit sein Leben zu retten, schlugen fehl. Der Leumund des Inculpates war ein derart schlechter, daß jedermann ein solches Geschenk mit allen Zeichen des größten Entsetzens ablehnte.

So wurde denn Blizzele dem Briefträger Seppl zur Exekution anvertraut.

Der Seppl hatte einmal ein kleines Bauerngütel besessen und es fleißig, treu und redlich versoffen. Er wäre der Gemeinde zur Last gefallen, wenn man für ihn nicht zuletzt noch das Amt des Gemeindebriefträgers gefunden hätte, das er seit Jahren zur ziemlichen Zufriedenheit ausfüllte. Es ist ja nicht so heikel am Land, ob ein Brief heute oder morgen ankommt. Wenn ihn der Adressat nur überhaupt erhält.

Der Briefträger Seppl, der nun die Sechziger schon überschritten hatte, liebte zwei Dinge auf der Welt. Das eine war der Schnaps. „Liaber a bissel weniger z' essen und dafür a warm's Tröpfle!“ Das war seine Lebensweisheit. Die andere Leidenschaft des Seppl war die „Brettelbohrerei“.

Wenn es im Dorf oder im nächsten Umkreis ein

Scheibenschießen gab, da konnte es der Briefträger Seppl sogar über sich bringen, daß er nüchtern blieb. Er war trotz seines vorgerückten Alters immer noch einer der besten Scheibenschützen in der Gegend. Trug auch manchen schönen Preis an Geld und Wertsachen heim. Das Geld versoff er und die Wertsachen ebenfalls, nachdem er sie vorher gegen eine anständige Bezahlung losgeschlagen hatte. So fand sich denn im Besitze des Seppl kein einziger silberner Schützenbecher, Ehrenkranz, silberbeschlagene Pfeife oder ähnliche Herrlichkeiten, wie sie als Beste auf Schießständen prangen.

An dem Abend eines glücklichen Schützentages lieferte der Seppl dann gewöhnlich den größten Saurausch. Da wollte er sich für die erzwungene Nüchternheit entschädigen. Meistens fiel ja ein solches Schützenfest auf einen Sonntag oder einen Feiertag. Da gab es keine Briefe auszutragen. Und am darauffolgenden Tag machte der Seppl einfach blau.

Der Briefträger Seppl sollte also den Blitzele durch ein wohlgezieltes Kugele möglichst rasch und unauffällig spedieren. Weit droben im Gemeindewald, wo es niemand sah und hörte. Dort sollte der Blitzele nach der Exekution auch gleich verscharrt werden.

Zu dem Seppl besaß der Blitzele ein unerschütterliches Vertrauen. Er war einer der wenigen Menschen, mit dem er ging, den er sogar oft und regelmäßig auf seinen Botengängen begleitete. Diese Vertrautheit wurde zur Grundlage des düstern Planes.

Zwei Tage, nachdem Blitzele sich an den Wadeln

des Herrn Oberpostrates versündigt hatte, wanderten in aller Herrgottsfrühe der Briefträger Seppl mit dem scharf geladenen Stutzen über der Schulter und der nichts ahnende Blizzele selbender dem Hochwald zu. Die Freundschaft zwischen dem Briefträger und Blizzele hatte durch ein tüchtiges Stück Speck, das der Seppl mitbrachte, noch eine erhebliche Verstärkung erfahren . . .

Nach vollbrachter Tat kehrte der Briefträger Seppl im Laufe des Vormittags wieder ganz still ins Dorf zurück, fand sich auf dem Postamte ein, nahm dort die angekommene Post in Empfang und waltete pflichttreu seines Amtes. Der Postmeister hatte ihn mit einer stummen Gebärde gefragt, ob alles in Ordnung sei. Der Seppl hatte stumm dazu genickt. Der Blizzele hatte also sein Ende gefunden. Der Postmeister drückte dem Seppl einen Gulden in die Hand. Damit war für ihn die Sache abgetan.

Die Postmeisterin ging dem Seppl in den nächsten paar Tagen schein aus dem Weg, wie man einen Verbrecher meidet. Endlich wagte sie es aber doch, sich über die letzte Lebensstunde des Blizzele zu erkundigen. Der Seppl wich ihren Fragen diskret aus und meinte nur, es sei gleich vorüber gewesen. Bei ihm als renommiertem Schützen wäre das auch nicht anders möglich, warf er sich stolz in die Brust.

Dann wollte die Frau Postmeisterin wissen, wo der Blizzele denn eigentlich seine Ruhestätte gefunden habe, wo ihn der Seppl nach vollbrachter furchtbarer Tat verscharrt habe. Da war aus dem Seppl aber

gar nichts Bestimmtes herauszubringen. Das Plätzl habe er nun wahrhaftig vergessen. Das sei auch gleichgültig. Er habe das Hundl schon gut verwahrt. Da solle die Frau Postmeister nur ganz außer Sorge sein. War also nichts herauszukriegen aus dem Seppl über das Grab des Bligele.

Am nächsten Sonntag nachmittag saß der Briefträger Seppl in der Wirtsstube bei der Post zusammen mit seinem engsten Freunderl und Spezi, dem Wöst Neulichedel. Die zwei waren schon seit Jahren unzertrennlich. Der Neulichedel hatte eine kleine Schnapsbrennerei im Dorf. Da der Seppl nichts lieber trank als Schnaps, hatte er eine geradezu leidenschaftliche Zuneigung zu dem Neulichedel gefaßt, der aus Krane Wittbeeren, Enzianwurzeln oder Vogelbeeren so manche Zaubetränke zu brauen wußte.

Der Neulichedel war ein fetter Kerl mit einem kloßigen, aufgedunsenen Gesicht, roten Haaren und rötlichen Bartstoppeln im Gesicht, den sein Gewerbe offenbar recht gut zu ernähren schien. Zu seinem Aussehen paßte auch die schmalzige, gröhlende Stimme. Der Briefträger Seppl war gerade auch nicht mager, aber viel knochiger als der Neulichedel und viel verstoffener im Gesicht. Sein verwilderter graumeliertes Schnauzbart hing ihm in zwei langen Strähnen herunter, die etwas Sehnsüchtiges an sich hatten, als ob sie immer durstig wären und nie genug mit dem tröstlichen Raß in Berührung kommen könnten.

Also der Neulichedel und der Briefträger Seppl saßen gemütlich in der großen Bauernstube auf der

Post und Kartelten¹⁾). Das tat der Seppel außer Trinken und Schießen auch noch ganz gern. Denn dabei schaute gar oft ein extra Viertele Wein oder ein Schnaps für ihn heraus.

Besonders mit dem Neulichedel Böst kartelte er gern. Den bemogelte er, so oft es ging, und nur höchst selten kam ihm der Böst auf den Betrug. Denn der Briefträger Seppel war gerade noch einmal so schlau als der dicke und bequeme Böst. Bis der sich eine Karte überlegt hatte, haute ihn der Seppel zweimal übers Ohr.

Wenn es aber vorkam, daß der Neulichedel Böst seinen Freund bei so einer Hinterlist ertappte, dann wurde der Böst fuchsteufelswild. So ein Wutausbruch des Böst, war dann jedesmal recht lustig. Die anwesenden Bauern und Burschen begleiteten jedes seiner Worte mit jubelndem Gegröhl. Hexten und reizten den Böst noch mehr, so daß sein kugelrunder Schädel vor lauter Zorn und Aufregung wie eine blaurote große Kegelfugel aussah.

Sonst mochten sie den Böst aber alle recht gut leiden im Dorf. Nur die Hunde, die konnten ihn nicht ausstehen. Die kläfften ihn wütend an und liefen ihm knurrend und bellend ein Stück des Weges nach. Aber gebissen hatte ihn noch keiner. Nicht einmal der Blitzele hatte sich zu Lebzeiten an ihn herangewagt. Obwohl er in ihm offenbar seinen Todfeind sah.

Wenn der Blitzele den Neulichedel Böst nur von der

¹⁾ spielten Karten.

Ferne roch, kläffte er wie toll im Hause herum und wollte es absolut nicht dulden, daß der Böst in die Stube ging. Gewaltfam mußte die Kellnerin den Blitzele aus der Stube entfernen. Aber Ruhe gab der deswegen doch keine, solange er den feisten Schnapsbrenner im Hause witterte.

Der Neulichedel Böst bekümmerte sich gar nicht um das Hundevieh. Nicht um den Blitzele und nicht um die übrigen Köter des Dorfes. Mit stoischer Ruhe schritt er, begleitet von dem aufgeregten Hundevolk, durch die Gassen. Tat, als bemerke er überhaupt nichts von dem Hundelärm, und watschelte, soviel es ihm bei seiner aufgedunsenen Gestalt möglich war, gravitätisch einher.

Er tat aber nur so. Denn in Wirklichkeit bekümmerte sich der Böst sehr viel um das Hundevolk. Der dicke Böst aß nämlich nichts lieber in seinem Leben als einen Hundebraten. Dieser sonderbare Geschmack war eine ausgesprochene Leidenschaft des Schnapsbrenners. Jedes Hunderl, das er am Weg sah, taxierte er heimlich darauf hin, wieviel Fett und wieviel Fleisch es wohl abgeben würde. Aber er kam selten zu dem ersehnten Genuß. Auf's Hundestehlen hatte er sich noch nicht verlegt. Dazu war er zu stolz. Und freiwillig schenkte ihm niemand im Ort einen Hund. So mußte er's dem Zufall überlassen, bis er wieder zu seinem Leckerbissen gelangte.

Der Briefträger Seppl hatte dem Böst heimlich den toten Blitzele verschachert. Ein Liter Enzian und eine Halbe Kranewitter war der Preis.

Daß der Seppl mit dem Neulichedel Böst so eng befreundet war, auf den Umstand hatten sie bei der Post im Drange der Begebenheiten ganz vergessen. Als der Böst aber heute wie gewöhnlich an Sonntagen zur Stubentür hereinwatschelte, fiel es der Kellnerin plötzlich mit jähem Schrecken ein.

„Der wird do epper nit . . .“ dachte sie und schützelte sich vor innerm Grausen. Mürrisch und voll Mißtrauen betrachtete sie, während die beiden Freunde in eifrig kartelten, den Neulichedel Böst. Sie sah, daß der umfangreiche Brustkasten des Böst heute noch umfangreicher war. Daß die beiden innern Seitentaschen seiner lichtgrünen Rodenjoppe angebauscht waren. Also, schloß sie folgerichtig, hielt der Böst darinnen etwas verborgen.

„Was hast nachher in der Taschen, Böst?“ frug sie mißtrauisch.

„Ha?“ gröhlte der Böst.

Die Kathl war resolut. Mit raschem Griff hatte sie eine Literflasche herausgezogen.

„An Schnaps! Zu was epper?“ fragte sie neugierig.

„Der g'hört mir!“ sagte der Briefträger Seppl.

„Dir?“ Eine ganze Welt von Mißtrauen lag in diesem einen Wort. „Ah so! Dir! B'suff alter!“ machte sie verächtlich. „Und was hast nachher in derer Taschen?“ frug sie mit einem kräftigen Schlag auf die andere Seitentasche des Böst.

„Na an Schnaps!“ gröhlte der Böst mit seiner Speckstimme.

„Na für'n Seppl? Ha?“

„Joa!“ gröhlte der Böst.

Die Kathl beschloß der Sache auf den Grund zu kommen.

„Wia teuer?“ fragte sie.

„Ha?“ gröhlte der Böst.

„Wieviel hast zahl't für'n Liter, Brieftrager?“

„I? I hab' nit zahl't!“ erwiderte der Briefträger Seppl leicht verlegen.

„Ah nit?“ fragte die Kathl anzüglich.

„Dös ist a G'schenk!“ gröhlte der Böst umständlich.

Die Kellnerin sah ein, daß sie auf diese Weise nichts aus den beiden Hallunken herauskriegen würde. Also versuchte sie's auf eine andere klügere Weise. Sie fragte gar nichts mehr, sondern stellte sich bald hinter dem Böst und bald hinter dem Seppl auf und schaute ihnen in die Karten.

Anfangs war den beiden die Beobachterin lästig. Dann aber, als die Kellnerin sie mit keinem Wort mehr störte, bemerkten sie ihre Gegenwart vor lauter Spieleifer überhaupt nicht mehr.

Die Kathl war ganz bei der Sache und sah bald, daß der Seppl seinen Freund wieder einmal gehörig bemogelte.

„Oha! Brieftrager!“ mischte sie sich plötzlich und völlig unvermittelt ein. „Dös ist g'fahlt!“

„Halt's Maul!“ fuhr sie der Seppl erschrocken an.

„Dös ist . . .“

Aber der Böst war schon mißtrauisch.

„Du . . . du Lump . . .“ gröhlte er zornig. „Be-trüagen . . . ha?“

„Ah, woher denn!“ tröstete ihn der Seppl. „Laß die Weiberleut'! Luan grad' Unfrieden stiften.“

„Naa. Du hast den Böst betrogen!“ beharrte die Kathl. „I siech's iaz schon die längste Zeit.“

„Dös . . . dös ist a Gemeinheit!“ polterte der Böst. „A Gemeinheit . . . sein' besten Freund . . .“

„Sei stad, Böst!“ suchte ihn der Briefträger zu besänftigen. „Sie versteht an Schmarrn!“

„Naa. Sie versteht eppes! Du bist a Lumpenkerl . . . a ausg'schamter! A Betrüager . . . a Lump!“ gröhlte der Böst, so laut er nur konnte.

Sein Geschimpf lockte den Postmeister und die Postmeisterin und noch andere Gäste in die Stube.

„I . . . i bring' dir koan Schnaps mehr . . . du . . .“ drohte der Böst.

„Da siß di nieder, Böst!“ machte der Seppl begütigend. „Hast ja an Kausch!“

„I . . . i hab' koan Kausch nit! Dös ist gemein! Lumpenkerl ausg'schamter! Betrüager!“

„Iaz halt's Maul, sag' i!“ wurde nun der Seppl fuchtig.

„Naa . . . i red' . . . i . . .“

„Naa! 's Maul haltest!“

„I . . . i . . . laß' mir nix verbiaten! Von so oan' schon gar nit als wia du bist!“ gröhlte der Böst mit seiner mißtönigen Stimme.

„Du Hundsfresser!“ beschimpfte ihn der Briefträger ernstlich zornig.

„Wa . . . was hast g'sagt . . . du?“ Der Böst nahm eine drohende Haltung ein. Daß man ihn

wegen seiner Leidenschaft beschimpfte, das vertrug er schon gar nicht. „Dös ist a Niedertracht! A Verläumdung! Dös muascht du büaßen! Schwar büaßen! Du! Hundsfresser! J! Wegen so an zachen G'rippele! Fürhalten tätest du mir dös! Du! Böllig alle Zähnd' hab' i mir ausbeißen müassen dabei! Und g'schenkt hast mir aa nix, du! Soviel Schnaps für so a Rabenviech!“ schimpfte der Böst ganz blaurot vor Wut und Aufregung.

„Heilige Muatter Anna!“ schrie jetzt die Postmeisterin auf, die während der ganzen Zeit sich vor lauter Lachen die Seiten gehalten hatte. „Du wirfst do epper nit . . .“

„Ja!“ bestätigte die Kathl und sah ingrimmig auf die beiden Hallodri. „Den Blizele hat er g'fressen! J hab' mir's glei denkt, wie i'n bei der Tür einer Kommen hab' sehen. G'stunken hat er no nach Hundsfett!“ machte sie verächtlich.

„Naa! Dö hab' i ausg'lassen!“ widersprach der Böst.

„Den Blizele . . . ausg'lassen?“ schrie nun der Postmeister wütend.

„Naa! Lei¹⁾ die Fetten!“ versicherte der Böst.

„Also hat er do oane g'habt!“ sagte jetzt der Briefträger Seppl wieder ganz ruhig und im Tone eines Untersuchungsrichters.

„Mei' arm's Biechle! Mei' arm's Blizele!“ heulte die Postmeisterin ganz laut. „G'fressen haben's di! Und hast so schöne Augelen g'habt!“

¹⁾ nur.

„Di sollt' man auslassen! Fleischtiegel wampeter!“ wandte sich der Postmeister mit verhaltenem Ingrimm an den Böst.

„Mei', Frau, tuan's do nit a so!“ sagte jetzt der Briefträger tröstend zur Postmeisterin. Weinende Weiber mochte der Seppel gar nicht leiden. Sie gingen ihm auf die Nerven. „Hin ist hin! Ob iaß g'fressen oder begraben ist alles oans.“

Der Böst war durch das Weinen der Postmeisterin und den Zorn des Postmeisters in seiner Wut ernüchtert worden und sah nun mit einem dummen Gesicht ziemlich ratlos von einem zum andern.

„Joa!“ nickte er nun beistimmend. „Sell¹⁾ ist wahr. G'scheuter, i hab' a guat's Brat'l g'habt als die Würmer. G'fressen wär' er do worden!“

„Jaß schaußt aber, daß d' hoam kimmst!“ brüllte der Postmeister zornig. „Und laß' di amal a halb's Jahr nimmer anschau'n bei uns!“

Der Böst sah gekränkt umher. „I kimm nimmer!“ meinte er. „Statt daß ös mir dankbar wärt's . . .“

„Dös aa no!“ höhnte die Kathl.

Nun kam der Briefträger seinem alten Freund und Spezi wieder zu Hilfe. „Mei'! A Rabenviech ist's do g'wesen dös Hündel. Wenn oans schon amal an Oberposttrat anpackt, nachher ist es aa loa Schad' drum, wenn er gebraten oder g'sotten wird.“

Die beiden Spezeln verließen dann gemeinsam die Bauernstube bei der Post. Jetzt waren sie wieder

¹⁾ das.

ein Herz und eine Seele, und aller Zorn war ver-
raucht.

Eine Zeitlang stritten sie noch darüber, ob der
Blitzele überhaupt den Schnaps wert gewesen sei oder
nicht. Der Briefträger vertrat den Standpunkt, daß
der Böst auf unerhört billige Art zu seinem Braten ge-
langt sei.

Innerlich aber war der Seppl heilsfroh, daß er bei
der ganzen Geschichte so gut drausgekommen war.
Denn daß er für seinen schändlichen Verrat an dem
Blitzele eigentlich eine gehörige Tracht Prügel verdient
hatte, das fühlte der Briefträger Seppl selber sehr
deutlich.

Die Postmeisterin hat ihn allerdings monatelang
nicht mehr angeschaut, geschweige denn ihm ein gutes
Wort gegeben. Schließlich wuchs aber doch Gras über
der Geschichte, und es kam auch wieder ein neues
Hundsvieh auf die Post, das sich besser aufführte als
weiland Blitzele und sich allgemeiner Beliebtheit
erfreute.

Trotzdem der neue Posthund ein riesig guter Kerl
war, konnte auch er einen Menschen im Dorf nicht
schmecken. Das war der Böst Neulichedel. Dafür
waren aber sehr gewichtige Gründe vorhanden.



Der herrische Jöml.

Ganz gemütlich ist's in der rauchgeschwärzten Kuchel beim Außerföhreer Bauern. Auf dem offenen Feuerherd brennt eine kleine Flamme unter einem riesigen Kessel. Die „Kuchelmenscher“ haben neue Erdäpfel zugestellt zum Abendessen.

Da es noch früh am Nachmittag ist, haben die Dinger Zeit genug, sich das Sieden zu überlegen. Unterdessen reibt das Moidai¹⁾, eine junge hübsche Dirn beim Bauern, einige rußige Pfannen mit weißem Sand aus.

Die alte Großdirn, die Sephi, sitzt auf dem breiten Fensterbrett und strickt an einem endlosen Strumpf. Dann „napfezt“²⁾ sie wieder ein wenig und läßt die ganzen Maschen fallen, um gleich darauf mit einem entsetzten „Jessas, Maria und Josef!“ emporzufahren.

Die Sephi ist seit Menschengedenken auf dem Hof und schon „a bissel tramhappet“³⁾ worden. Das macht aber nichts. Deswegen schaut sie doch noch zu allem; und namentlich das Gesinde muß nach wie vor tanzen, wie sie will. Die liebste unter allen ist ihr aber das

¹⁾ Marie. ²⁾ halb schlafen. ³⁾ altersschwach.

Moidai. Das kam schon als ein achtfähriges Diandl zum Außerfohrer, hat zuerst Vieh hüten müssen und ist dann, weil es sich gar so anstellig zeigte, in die Kuchel gekommen, wo es der Alten alle Arbeit abnahm.

Die Großdirn tat sich viel darauf zugute, daß sie auch einmal selbständige Bäuerin gewesen war. Freilich war dieses Glück nur von kurzer Dauer; denn ihr Mann starb bereits nach wenigen Jahren der Ehe, welcher ein einziger Sohn entstammte. Den hatte man nach dem ersten der beiden Kirchpatrone Ingenuin und Albuin getauft. Für das gewöhnliche Leben wurde er jedoch nur mit der mundgerechten Form „Jöml“ gerufen.

Bald nach dem Tode ihres Mannes war die Sephi mitsamt dem Jöml auf den Hof des Außerfohrer gezogen. Sie war mit der damaligen Bäuerin, der Mutter des gegenwärtigen Bauern, weitschichtig verwandt und dazu noch Schulkameradin. Der Grad der Verwandtschaft konnte zwar niemals ganz klar gestellt werden.

Die Sephi half der früheren Außerfohrerin wirtschaften. Die beiden Weiber hielten zusammen wie Kletten, und der alte Außerfohrer war doppelt und dreifach unterm Pantoffel. Die Sephi hatte ganz ein hübsches Geldl beisammen. Der nahezu schuldenfreie Hof ihres Seligen war verkauft worden. Das Geld kam in die Sparkasse und heckte dort weiter blanke Gulden aus; denn die Sephi brauchte nichts zu ihrem Unterhalt, und der Jöml lernte die Bauernarbeit,

blieb beim Außerföhrer und verdiente sich auch sein Brot.

Dann kam die Zeit zum „Einrücken“. Der Jöml, der inzwischen ein sauberer und stattlicher Bursche geworden war und manchem der jungen Diandeln gewaltig in die Augen stach, mußte seine vierzehn Monate bei den Tiroler Landesschützen „aberreißen“.

Er machte sich auch in der dunkelbraunen Uniform ganz gut der Jöml. Und als er erst als geübter Scharfschütze die grüne Schnur mit den großen Knollen auf der Brust trug, da kam er sich selbst als kein ganz gewöhnlicher Bauernlackel mehr vor. Seitdem war etwas völlig Herrisches in den Jöml gefahren, das dadurch nur noch eine Steigerung erfuhr, als er zwei Monate vor Vollendung seiner Dienstzeit eine Charge erhielt und als K. K. Gefreiter in seine Heimat im Unterinntal zurückkehrte.

Das war nun gerade drei Tage her, daß der Jöml wieder im Dorf weilte. Er hatte sich sehr verändert. Den Raßen¹⁾ trug er zu nadelscharfen Spitzen aufg'wirt. Auch sonst war sein ganzes Außere aufg'wirt, wohin man nur sah. Es war ein vollkommener Stadtfrack aus ihm geworden. Und schon am nächsten Tag nach seiner Ankunft hatte er seinen Übernamen. Den herrischen Jöml hießen ihn die jungen Burschen spöttisch und ließen es an Anzüglichkeiten nicht fehlen . . .

Die Sonne eines Sommernachmittags schien freund-

1) Schnurrbart.

lich und klar in die Kuchel beim Außerföhrer und wärmte der alten Sephi ihren Buckel ein.

„Naa, mit dem G'strick geht's heut' schon gar nimmer!“ brummte die Sephi und raffte sich energisch auf. „S' muß mir schon was anders z'tuan machen. Sonst verschlaf' i no mein ganzes Leben — und da is in der Ewigkeit Zeit g'nua dazua!“ Sie begann ein kupfernes Wasserschaff blank zu reiben. Es war Samstag heute. Und da hieß es Ordnung machen. „Weißt, Moidai,“ wandte sich die Alte an das Diandl, das ihr volles Vertrauen besaß, „mit dem Bua, dem Jöml, hab' i schon an rechten Verdruß! I möcht' mi ja bald schamen, sei' Muatter z' sein. So g'spreizt geht er daher der herrische Zapfen¹⁾!“

Das Moidai lachte halblaut und warf einen verstohlenen Blick nach der Großdirn. „Ja, ausschauen tuat er schon, als wenn ihn der Teufel beim Plündern²⁾ verloren hätt'! Und a G'sicht schneid't er dazu, als hätt' er den heiligen Geist mitsamt den Federn g'fressen!“

„Pst!“ machte die Sephi und bekreuzigte sich. „Wer wird denn so unchristlich reden! Aber wahr is es! An Kragen hat er steif wie a Brett und vor'm Hemd aa wieder so a Brett! Und a Kralawatl, dös alle Farben spielt, mit so an dalketen Glasstoan drein! Und nachher dö Futteraler bei die Hemdärmel, wia Ofenröhren, grad daß s' weiß sein!“

„Und die Stiefeln wirt er si alle Tag' zwei= drei=

1) Kerl. 2) beim Wohnungswechsel.

mal!“ ergänzte das Diandl das Sündenregister. „Und den ganzen Tag Bitschini¹⁾ raucht er wie der In-schenier-Herr, der neulich allerweil in die Acker umadum g’loffen is und jeden Grassalm abg’messen hat.“

„Dös is mir auch der Rechte g’wesen!“ fiel die Alte erbittert ein. „Wenn so Glasaugete umanand z’laufen anfangen und alles durch a Spektivi²⁾ anschnuffeln und den ganzen Tag aufschreiben, nachher hab’ i schon g’nua! Da kriegen wir g’wiß an Kriag oder a neue Steu’r!“

„Kannst recht haben!“ sagte das Diandl nachdenklich. Dann schwieg es eine Weile und meinte zuletzt pfiffig: „Weißt, was das beste wär’ für’n Jöml?“

„Was denn?“ fragte die Alte gespannt.

„Wann s’ ihn amal recht ordentlich durchhauen taten!“ lachte das Diandl.

Die Sephi wollte zuerst etwas Hestiges erwidern, sah aber dann selbst das Vernünftige dieses Wunsches ein: „Wann er’s no lang so treibt, kann’s ihm auch passieren, daß unsere Buaben ihm das herrische Wesen abrahmen! Wann ihm weiter nix g’schieht, mir kann’s recht sein! Denn aufs Reden gibt er ja nix mehr! Da möchtest a Lungen haben wie an Blasbalg!“ . . .

Das „Abrahmen“ sollte früher sich erfüllen, als es sich die beiden in der Kuchel träumen ließen.

Am Morgen des darauffolgenden Sonntags kam der Jöml aus seiner Kammer in einem Aufzug, daß der Sephi das Wort im Mund stecken blieb und sie ihrem

¹⁾ Birginiertigarren. ²⁾ Perspektiv.

Bua nur so nachstarrte, als er lecken Schrittes über die Dorfgasse zum Hochamt ging.

Die Alte und das Diandl waren schon in der Frühmesse gewesen; denn es gab am Sonntagvormittag immer mehr zu tun. Wenn die Manderleut um 10 Uhr vom Amt und dem üblichen Kleinen „Wirtshausbocker“ heimkamen, mußten die Knödel schon auf dem Tisch stehen.

Heute hatte der Jöml wahrhaftig dem Faß den Boden ausgeschlagen. Als die Sephi sich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, brach sie trotz des Sonntags in den kräftigen Fluch aus: „Himmelsaiten! Teufelsbua!“

Das Moidai aber bekam vor lauter Lachen beinahe den Krampf.

„Jaß hat er an Zalinter gar aa no!“ rief die Alte wütend: „Mir scheint, den hat er aa frisch g'wixt wie die Stiefel! So a Durchübel¹⁾, so a verdraht's!“

„Ja, und dö ledernen Handschuah!“ ergänzte das Moidai.

„I muß ihm nach. Das is a Skandal!“ rief die Sephi.

„Du erwisch'st ihn nimmer!“ beruhigte sie das Diandl.

„Was wird denn der Pfarrer sagen, wenn er so verrückter zum Amt kommt!“ besorgte die Alte. „Der Bua kommt no in Kirchenbann. G'hört ihm aa nix anders!“

¹⁾ Schlechter Kerl.

Während des Hochamtes war heute gar keine besondere Andacht, und namentlich während der Predigt wurde fortwährend „gefispert“¹⁾. Der Föml stand mit seiner Angströhre in der Hand ganz ruhig, als ob ihn die Sache nichts anginge, auf der Mannerleutseiten, horchte aufmerksam auf die Predigt und machte ein so andächtiges Gesicht wie ein alter Patriarch.

Als „d’Kirchen“ vorbei war und alles herausströmte, ging der Föml mit seinem Zylinder am Kopf ganz ruhig unter den übrigen. Schon hob sich hinter seinem Rücken die eine oder andere Faust in einer sehr deutlichen Absicht. Aber immer waren welche, die abwehrten.

Beim „goldenen Löwen“ war die Wirtsstube g’steckt voll. Die Burschen und Manner sprachen dem vortrefflichen Röchel²⁾ fleißig zu. Einige machten auch ein Karterle, einen Perlagger oder Labbiater³⁾.

Da öffnete sich die Tür. Der Föml vom Außersföhrer trat ein, sein schwarzes Ungetüm auf dem Kopf. Sogleich trat vollkommene Stille ein. Der Föml „frimnte“⁴⁾ sich „a Halbe Wein“ an und setzte sich an das Klapptischchen neben der Schankbudel.

Noch immer ließ sich kein Wort vernehmen. Man ließ den Wein für den Föml kommen, ihn ein Glas einschenken und trinken. Dann erhob sich von einem der Tische ein stämmiger, untersehter Bursch, der

1) gewispert. 2) Rotwein. 3) zwei Tiroler Kartenspiele.

4) schaffte.

Loamgruber Hiasl, der als einer der besten Kängler und Kobler in der ganzen Gegend bekannt war.

Er räusperte sich zuerst gewaltig, ließ einige lustige Blicke über seine Umgebung schweifen, pfiff leise vor sich hin, näherte sich mit einer Katerartigen Geschmeidigkeit und Freundlichkeit dem Tischchen des Jöml, grinste dem „Herrischen“ ins Gesicht und fragte ganz blödsinnig: „Sö, Herr, mi tat' eppas gar so viel wundern.“

„Was denn?“ fragte der Jöml unwirsch.

„Ja, Sö müssen schon verzeihen!“ gebrauchte der Loamgruber Umschweife. „I bin von Floan auf nit der G'scheuteste g'wesen. Sagen Sö, geht Jhna der Kopf bis ganz da aufi?“ Mit diesen Worten legte er seine ungefüge rechte Hand wuchtig und doch fast mit der Miene geradezu väterlicher Fürsorge auf den Deckel des Zylinders.

„Billst mi vielleicht frozzeln!“ rief der Jöml. „Da bist an den Unrechten kommen!“

„Ah! Geht Jhna' der Kopf wohl nit bis ganz da aufi! Bin i froh! Sonst hätten Sö mir wohl schauderhaft erbarmt!“ lachte der Loamgruber Hiasl und biß seine Regelpfeife zwischen die Zähne. Im nächsten Augenblick fauste die Faust des Hiasl auf den Zylinder nieder.

Der Jöml sprang auf und faßte seinen Angreifer an der Brust. Er war sonst auch nicht einer, der sich gar so leicht „Klauben“¹⁾ ließ.

1) besiegen.

Heute aber erging es ihm schlecht. Der erste Schlag des Hiasl war zum Signal für den allgemeinen Angriff geworden. Der Föml mochte sich wehren, wie er wollte. Der Überzahl mußte er unterliegen.

Sie hatten ihm die Angsttröhre, die ihm ohnedies viel zu groß war, bis an den Hals angetrieben, so daß er jetzt hilflos drinnen saß und seiner Wut nur mehr durch ein mörderisches Gebrüll und blindes Dreinschlagen Ausdruck geben konnte.

Auf einmal hatte er das Gefühl, als ob er in der Luft flöge. Er fühlte sich von allen Seiten gepackt. Und dann ging es im mächtigen Schwung dahin. Man hatte ihn regelrecht hinausgeworfen.

Dem Föml taten alle Knochen weh. Er raffte sich mühsam von dem harten Erdboden auf und verschaffte sich endlich mit einer verzweifelten Anstrengung Luft und Licht. Aus dem Zylinder war er nach vielem Würgen heraus. Gute Luft hatte er, in die Wirtsstube zurückzukehren und noch einmal ordentlich dreinzuschlagen. Er besann sich jedoch eines Besseren und machte sich auf den Heimweg.

Übel genug sah er aus. Von dem „Kralawatl“ war nur mehr ein zerfetzter Streifen vorhanden, ein Rockschöß fehlte ganz, der Zylinder war überhaupt nicht zu beschreiben; und die Armele „Futtaraler“ hatte er gänzlich verloren. Von einem Schuh war der Absatz beim Anstemmen losgerissen worden, so daß der Föml jämmerlich heimhinken mußte.

Es gelang ihm, wie er glaubte, unbemerkt in das Haus und auf seine Kammer zu kommen. Ein Paar

junger, scharfer Augen hatten ihn aber doch gesehen, als er um die Ecke der hölzernen Dreschtenne bog. Und diese Augen gehörten dem Moidai. Das Gesicht des Diandels verzog sich unwillkürlich zum Lachen. Gleich aber ward sie dunkelrot und stampfte mit den Füßen auf den Boden, als ob sie sich für den Jöml schämen würde . . .

Eine mondhelle Nacht war dem stürmischen Tage gefolgt. Als es schon nach zehn Uhr war und beim Außerföhrer alles in den Federn lag, schlich eine dunkle Gestalt um das Gehöft herum und blieb unter einem kleinen Fenster, aus dem noch Licht schimmerte, stehen.

Es war der Jöml. Eine Weile überlegte er. Dann schwang er sich behend über die Stangen, an denen die Türkenkolben¹⁾ an der Außenwand des Hauses aufgereiht waren, zu dem Fenster empor und klopfte an. Im selben Augenblick wurde das Licht ausgeblasen.

„Moidai, mach' auf!“ sagte der Jöml halblaut. „I hab' was mit dir z'reden!“ Es erfolgte keine Antwort. „Machst nit auf, Moidai!“ wiederholte der Jöml eindringlicher.

Da ließen sich Schritte gegen das Fenster vernehmen. Einer der beiden kleinen Flügel klirrte und öffnete sich zu einem ganz kleinen Spalt.

„Was willst denn?“ fragte das Moidai.

„Reden will i mit dir, weil du mir den ganzen Tag ausweichst!“ sagte der Jöml und näherte sein Gesicht dem Fenster.

¹⁾ Maiskolben.

„Scham' di! I mag di nimmer! Herrischer Spreitzer!“ rief das Diandl. Man merkte ihrer Stimme an, daß ihr das Weinen nahe war. Dann schlug sie blitzschnell das Fenster zu und schob den Riegel vor.

Der Jöml fuhr zurück, um gleich darauf einen lauten Schrei auszustößen. „Höllenteufel!“ rief er und drückte sein Gesicht an die Scheiben. „Mach' auf, Moidai, du hast mir ja mein' Nasen eingeklemmt!“

„Glaubst, i bin so dumm, daß i dir auf dö Lug' auffih'!“ sagte das Diandl. „Fahr' ab iah!“

Das war leichter gesagt, als getan; denn der halbe Schnurrbart des Jöml war zwischen den Fensterflügeln eingeklemmt; und wenn er daran zerrte, glaubte er alle Engel singen zu hören und den Davidl dazu Harfen spielen.

Alle seine Beteuerungen waren nutzlos. Das Diandl gab keine Antwort mehr. Eine gute halbe Stunde war der herrische Jöml nun damit auf das Unangenehmste beschäftigt, die eingeklemmten Haare einzeln auszureißen. Zuletzt war immer noch ein Büschel übrig. Da riß ihm die Geduld.

Mit einem gewaltigen Entschluß sprang er von der Türkenleiten auf den Boden. „Höllenteufel!“ wiederholte er drunten angekommen, hielt sich die Hand vor den Nasen und tanzte eine geraume Weile verzweifelt im Kreise herum. Dann rannte er zum Brunnen und tauchte sein Gesicht einmal über das andere Mal in den Wassertrog . . .

Seit jenem Sonntag war mit dem herrischen Jöml eine durchgreifende Veränderung vor sich ge-

gangen. Das vorläufig letzte Kapitel seiner G'spusi¹⁾ mit dem Moidai schien ihm nicht aus dem Kopf zu gehen. Er hatte das Diandl ja vom Herzen gern. Und bevor er zum Militär mußte, hatten sie sich das Versprechen gegeben, miteinander in den heiligen Ehestand zu treten. Die alte Sephi wußte freilich noch nichts davon.

Das Moidai wich in den folgenden Tagen dem Jöml noch mehr aus, als früher. Es plagte sie doch etwas das schlechte Gewissen. Mit dem eingeklemmten Ragen hatte es seine Wichtigkeit — und daran war sie schuld. Die beiden sprachen kein Wörtlein miteinander. Das Moidai war auch ganz anders geworden und hatte ihre Gedanken nicht bei der Arbeit.

Der Jöml häutete sich von Tag zu Tag wie eine Blindschleiche. Zuerst verschwand das Brett vor der Brust und der steife Kragen, dann das „dalkete Kralawatl“. Als das Moidai bemerkte, daß der Jöml eines Tages die Stiefel nicht gewirkt hatte und nun gar aus einer staubigen Ecke seinen alten Reggel hervorholte, um gleich darauf eine ganze „Schweinsbladern“²⁾ voll Kolltabak zu schneiden, da wäre sie ihm am liebsten um den Hals gefallen. Das ging aber doch nicht recht. Am Ende hätte er sie ausgelacht, als Rache für den Ragen. Und das hätte das Diandl nicht ertragen können.

So vergingen etwa zwei Wochen. Wieder war es der Vorabend vor einem Festtag, als das Moidai

¹⁾ Liebshaft. ²⁾ Tabakbeutel.

abends im Stall noch die Melkarbeit zu besorgen hatte. Sie war tüchtig am G'schäft. Da ließ sich hinter ihr ein schwerer Tritt vernehmen. Der Jöml erschien in der Stalltür. Seine Füße steckten in schweren Holzknospen¹⁾. Dazu hatte er den ältesten und schmierigsten Stalljanger an, der im ganzen Haus aufzutreiben war.

Der Jöml paffte dicke Wolken aus seiner Stummelpfeife, ergriff eine in der Ecke lehrende Mistgabel und meinte, als wenn nie etwas zwischen ihm und dem Diandl vorgefallen wäre: „I werd' dir wohl a bissel ausmisten müssen!“

„Lät' schon not!“ erwiderte das Moidai, während ihr das Herz klopfte, daß sie meinte, es müsse ihr das Nieder sprengen. Der Jöml mistete, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne stand.

Als er fertig war, hatte das Diandl gerade auch seine Arbeit vollendet. Es wollte vom Melkstuhl aufstehen. Da nahm der Jöml einen leeren Milchstoßen²⁾, drehte ihn um und setzte sich gemächlich neben das Diandl, dem eine brennende Röte in die Wangen stieg.

Eine gute Weile sprachen sie beide nichts. Das Moidai faltete die Hände im Schoß. Der Jöml klopfte seinen Kegel am Milchstoßen aus und zertrat vorsichtig die heiße Asche.

Dann faßte er auf einmal das Diandl um die Mitte, daß es erschrocken zusammenfuhr. Sie ließ es

1) Holzschuhen. 2) hölzernes Milchgefäß.

aber geduldig geschehen. Der Jöml starrte nach den Fliegen an der Stalldecke und meinte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „I glaub', am Sonntag über drei Wochen lassen wir uns zum erstenmal verkündigen¹⁾. Oder hast was dagegen?“

„Naa, naa!“ beteuerte das Diandl, an allen Gliedern zitternd. „I hab' g'wiß nix dagegen!“

Der Jöml drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den frischen Mund. Da fragte das Diandl völlig ängstlich: „Hat's arg weh 'tan? I hab' koa Nacht mehr ruhig schlafen können seitdem.“

„Den Ragen meinst?“ erwiderte der Jöml und ließ einen verzweifelten Pfiff hören. „Himmelblauer Höllteufel!“ brummte er. „Lieber geh' i no amal mit an Salinter zum goldenen Löwen!“

„Du armer Bua!“ bedauerte ihn das Moidai, schlang ihre runden Arme um seinen Hals und war eifrig bemüht, dem Ragen ein Pflaster nach dem anderen aufzulegen . . .

Daß die alte Sephi mit der ganzen G'spusi einverstanden war, versteht sich von selbst. „Siehst es, Bua,“ sagte sie, „is do a wahre Gnad' Gottes, daß sie di ausg'haut haben! Am Hochzeitstag kannst dir meinetwegen alle Bittfüruns¹⁾ die Stiefel wixen!“

„Da hab' i koa Zeit dazua!“ lachte der Jöml und schwang sein Moidai mit einem lauten Lachezer in die Höhe.

¹⁾ als Brautpaar von der Kanzel. ²⁾ alle Augenblicke.



Das fünfte Rad am Wagen.

In unserem freundlichen Unterinntaler Dorf gewann es, als es immer mehr gegen den Sommer ging, völlig den Anschein, als ob alles plötzlich verrückt und stockpudelnarrisch worden wäre.

Raum ein Bauernhaus gab es, in dem nicht eine arge Umwälzung vor sich ging. Vom Dachboden bis zum Keller wurde gelärmt, gepolstert, umgeräumt. Kurz, man drehte das Unterste zu oberst und kehrte das ganze Haus um.

Dabei waren die Leute aber Kreuzvergnügt und ließen sich auch nicht die mindeste Spur von Verdruß anmerken. Die keifendsten Hausdrachen waren plötzlich sanft geworden wie Lämmer, wenn man ihnen auch noch so sehr alle Truben und versteckten Winkel durchstöberte, alles durcheinander warf wie Kraut und Rüben, nichts am alten Flecke ließ und alles mögliche Zeug hervorzog.

Ja, wenn es zu einer andern Zeit gewesen wäre — da wären die „z'nichten Mannerleut“ wohl sicher gewesen, daß man ihnen die Augen ausgekratzt hätte. So halfen aber die Weiberleut selbst eifrig mit bei der „Gramuri und Remasuri“¹⁾.

¹⁾ tolles Durcheinander.

Es hatte niemand anders als der Theaterteufel in das stille abgelegene Dorf Einzug gehalten. Man wollte Komödie spielen. Die Lorbeeren, welche die Brizlegger mit ihrem Passionspiel ernten, hatten die Burschen und Diandlen des Dorfes nicht ruhen und schlafen lassen.

Eigentlich war die erste Anregung ursprünglich von einer hochwürdigen Geistlichkeit ausgegangen. Hätten alle die Komödianten nicht diesen sicheren Rückhalt gehabt, wer weiß, was dann aus der ganzen Sache geworden wäre. Die alten Reifen hätten sich dann gewiß nicht so viel gefallen lassen.

Vor mehr als einem Jahr war in den Pfarrhof ein junger Kooperator eingezogen, den das ganze Dorf bald recht lieb gewann. Der Herr Franz Straßer war aber auch eine so heitere und liebenswürdige Natur, daß ihm niemand gram sein konnte.

Es müsse mehr Leben in das Dorf kommen, hatte er bald nach seiner Ankunft gesagt. Es dauerte nicht lange, so war unter Mitwirkung des jungen Geistlichen ein treffliche Musikbande organisiert, die es kühnlich mit den Dorfmusikanten der ganzen Umgebung aufnehmen konnte.

Der Herr Franz, wie man ihn schon in den ersten Wochen im Dorfe hieß, hatte es eben verstanden, sich die richtigen Talente herauszusuchen und sie gehörig auszubilden. In dem sangesfrohen Unterinntal, der Heimat der prächtigsten Volkslieder und muntersten Gstanzen, hielt es übrigens auch nicht schwer, für einen solchen Zweck geeignetes Material zu finden.

Mit der Musikbande war es aber noch lange nicht abgetan. Gleichzeitig ging der junge Geistliche an eine gründliche Aufbesserung und Neugestaltung des Kirchenchores.

„Dös is ja a G'sang, daß dem Teufel davor grausen möcht', wenn er nit sei höllische Freud' daran haben müßt', daß ös dem Herrgott so a Geplärr vormachts, dös koa Hand und kooan Fuß hat!“ sagte er in seiner derben Weise bereits nach dem ersten Hochamt, das er in der Dorfkirche gehalten hatte. „Der eine singt drüber und der andere drunter, kein einziger aber trifft a Noten! Zu was sein denn die Noten da? Vielleicht grad deswegen, damit s' am Papier stehen? Und der Tenor bringt überhaupt nix anders außer als lauter Giggeler¹⁾! Am ehesten war i no mit den Diandlen z'frieden. Aber die Buaben sollen si schamen! Dös muß anders werden, damit unser Herrgott sein' ordentlichen Sonntag kriegt!“

Die Buben machten anfangs ganz dicke Köpfe. Die Diandlen blinzelten, erfreut über das ihnen zuteil gewordene Lob, schadenfroh auf ihre Mitsänger hinüber.

Endlich gab der am meisten betroffene Tenor Kleinslaut zu, es sei ihm schon selbst oft so vorgekommen, als ob es nicht recht zusammengehe. Am ganzen sei aber die Orgel schuld, aus der kein richtiger Ton mehr zu bringen wäre.

Diesen Einwand mußte der Herr Franz gelten lassen; denn der alte Kumpelkasten am Chor hatte gleich an-

¹⁾ überschnappende Töne.

fangs mit seinem Schnarren, Pfeifen und Pusten sein feingeschultes Gehör aufs tiefste beleidigt.

„Da hast recht!“ sagte er, dem Burschen versöhnlich auf die Schulter klopfend. „Die Orgel werd' i schon richten. Sie hat ja a Stimm' wie a steinalter Bauer mitten im Winter, wenn er's nimmer derfriegeln¹⁾ kann! I will ihr schon an neuen Atem einblasen. Nachher bist aber so gut und schaust dir um a neue Ausred' für deine Giggezer!“

Der Herr Franz hat auch richtig die Orgel prächtig instand gesetzt. Er war ein Allertweltsgenie, geschickt und anständig zu allem. Was er einmal in die Hand nahm, aus dem wurde etwas, aus Menschen sowohl wie aus leblosen Dingen.

„Der junge geistliche Herr kann alles! I glaub' völlig, daß er 's Wettermachen aa no lernt!“ hieß es im Dorf allgemein.

Der Orgel hatte er wenigstens eine neue Stimme eingefügt und jedem der Kirchensänger eine extra dazu.

Der alte gute Pfarrer Anselm hatte anfangs zu dem Treiben seines jungen Hilfsgeistlichen etwas sonderbare Augen gemacht. Er sagte aber nie ein Wörtlein dawider und wollte offenbar ruhig abwarten, was aus der Sache würde.

Zudem hatte er den Herrn Franz seines offenen Wesens halber gleich lieb gewonnen. Als dieser nun so staunenswerte Resultate erzielte, hielt auch der Pfarrer mit seinem Lobe nicht mehr zurück.

¹⁾ heraufräusporn.

Einen so prächtigen „Umgang“ zu Fronleichnam und Kirchweih hatte er noch nie erlebt. Mit dem Gesang ging alles wie am Schnürchen. Die neue Musikbande, die der Prozession vorausmarschierte, war einfach eine helle Pracht.

So hatte Pfarrer Anselm noch nie spielen gehört. Er war freilich nicht weit herumgekommen in seinem Leben; aber die Musikanten taten auch redlich das Ihrige, so daß sie sich auch vor einem strengeren Richter nicht hätten zu scheuen brauchen. Wenn einmal der Herr Franz selbst mit ihnen zufrieden war, dann wagten sie es wohl, es mit jedem aufzunehmen.

Den schwersten Stein im Brett erwarb sich der Kooperator bei seinem Vorgesetzten aber noch durch eine andere Aufmerksamkeit.

Zum Geburtstag des Pfarrers hatte er im Garten des Widums mit Hilfe einiger Bauernburschen ein prächtiges Sommerhaus, mit Rinden überkleidet, mit einem Glockentürmchen, in der Form eines Eremitenhäuschens erbaut.

Das Geschenk wurde feierlich übergeben. Die Musik fehlte natürlich auch da nicht. Seitdem saß der alte Pfarrer an jedem schönen Tage im Sommerhause, las dort seine Zeitung und schmauchte seine Pfeife mit der köstlichen Mischung von Dreikönig, Knaster und ungarischem Tabak dazu.

Sogar die Stunden des Brevierbetens verlegte er am liebsten in die kleine Eremitage. Wenn ihn Amtskollegen heimsuchten, dann wußte er sie bald aus seiner Schreibstube in das Gartenhaus zu bugsieren,

138

da es draußen viel luftiger sei und man sich besser unterhalten könne.

Eines Tages war der Herr Franz mit einem funkel-nagelneuen Plan vor die Bevölkerung des Dorfes getreten, der nicht verfehlte, das nachhaltigste Aufsehen zu erregen und die allgemeinste Beistimmung zu finden. Alles war gleich Feuer und Flamme dafür. Wenn der Ruf des jungen Geistlichen, daß er alles könne, noch hätte fester begründet werden müssen, dann wäre es diesmal geschehen.

Der Herr Franz hatte in irgend einem vergessenen und verstaubten Winkel der alten Bücherei des Widums eine alte Märtyrerkomödie in Reimen gefunden. Musik war auch dabei. Aber die taugte nichts, weshalb er die „S'nger selber setzen“ wollte.

Die Komödie sollte aufgeführt werden. Heller Jubel von allen Seiten. Man wollte es den Brirleggern „abituant“¹⁾. Das war was ganz Neues. Noch ein Passionspiel hätte kaum Raum und Interesse gefunden. Dafür war Brirlegg zu nahe und zu altrenommiert.

Aber eine Martyrkomödie! Das ließ sich hören. Dabei dachten die schlichten Leute jedoch nur an ihre eigene Unterhaltung — höchstens, wenn von den Nachbar-dörfern wer zum Zuschauen kommen würde, könnte man es ihm natürlich nicht verwehren. Man wollte sich einmal selbst etwas vorspielen.

Der Plan entstand im Frühjahr. Es hieß sich also

1) übertreffen.

ordentlich sputen, wenn man im Sommer beim Zeug sein wollte.

Der Herr Franz ging gleich an die Arbeit. Er nahm das alte Manuskript gründlich durch. A bissel Berserln g'macht hatte er schon im Gymnasium. Die Buaben und Diandlen aus der Sonntagschule, die die beste Schrift besaßen, mußten die Rollen ausschreiben. Das war eine besondere Ehre, um die sich jeder riß.

Kostüme und Requisiten hieß es eben aus dem Dorf selbst auftreiben. Daher das Durcheinander in allen Häusern. Man suchte alte Steinflinten hervor, alte verschimmelte Gewänder von Anno dazumal, die in irgend einem Kasten unter Dach brüchig wurden. Da und dort kam auch eine Hellebarde zum Vorschein, die irgendwo unter einem Dachsparren lag und von deren Existenz kein Mensch mehr etwas geahnt hatte. Der Glanzpunkt war ein Ritterhelm, den man bei einem armen Kleinhäusler im Keller fand, wo er zur Nagelkiste degradiert worden war.

Die regste Nachfrage herrschte nach rotem Luch. Das brauchte man für die Mäntel der Kriegsknechte, für die Kleider der Martyrer, für die Dekoration des Höllentrachens, der in dem Stück eine große Rolle spielte, zur Ausstattung der Teufel und zu noch allem möglichem.

Die weiße Farbe der Engel war leicht aufzutreiben. Da gab es ja Leintücher in Hülle und Fülle. Aber das Rot! Da mußte eben alles herhalten. Viel lieferte die Kirche dazu. Aber auch mancher Fensterpolster,

der im roten Überzug geprangt hatte, mußte denselben herleihen und sich einstweilen mit der groben grauen Sackleinwand begnügen. Jede rote Weiberschürze wurde schon von vornherein gepfändet, so daß solche Diandlen, die ein derartiges Besitztum als Andenken oder Geschenk ihres Schazes in Ehren hielten, gleich damit in eine ganz versteckte Truhe fuhren, wo es gewiß niemand finden konnte.

Sogar ein eigenes Gebäude für die „g'spielte und g'sungene Kamedie“ begann man zusammen zu zimmern. Es war zwar alles primitiv, aber durchaus praktisch und billig, weil die Arbeitskräfte nichts kosteten. Im Liefern des Holzes überboten sich der Kirchental, der Gemeinetal und einzelne reichere Bauern.

Anordnung und Plan der Bühne rührten vom Kooperator her, der die Seele des Ganzen war und blieb.

Man konnte von einem Schauspielhaus eigentlich nicht sprechen, da man nur eine Bühne aus behauenen Stämmen und Brettern zusammenfügte.

Das Dekorationswerk malte der Herr Franz und ein alter Maurermeister im Dorf, der in seiner Jugend bei einem Zimmermaler in die Lehre gegangen war.

Der Zuschauerraum in der Form eines Rechteckes war von der Bühne weg nur durch einen undurchsichtigen Plankenzaun markiert. Der Bühne gegenüber war der Eingang in Gestalt eines niedrigen zweiflügeligen Tores.

Das Ganze sah anfangs aus wie eine eingezäunte Viehhürde. Als man aber in der vorderen Hälfte des

Zuschauerraums Bänke aufzuschlagen begann, bekam es gleich ein anderes Ansehen.

Ein Dach oder irgend welchen Schutz gegen die Unbill des Wetters gab es also nicht. Der Herr Franz hatte das für ganz überflüssig gefunden.

„Bei schlechtem Wetter spielen wir nit!“ hatte er gesagt — „und bei gutem werden d' Leut' dös bissel Sonn' wohl no vertragen können. Und wenn amal a Donnerwetter daherkommt, daß man sein eigenes Wort nimmer versteht, nachher hat si dös Spielen überhaupt aufg'hört. Ist's Wetter wieder vorbei, nachher fangen wir akkurat da wieder an, wo wir's g'lassen haben, damit's koa Wiederholung und koa Verwirrung nit abgiebt!“

Es war hoher Mittag, die Sonne brannte glühend hernieder. Auf dem weiten Ager des Larchenbauern, wo man den Theaterbau errichtet hatte, war es schon ganz einsam geworden.

Den ganzen Vormittag über hatte man rüstig geschafft.

Nun hörte man von der Gewerkschaft nur noch vereinzelte Geräusche, abwechselnd hervorgerufen durch das ächzende Knirschen einer Säge und das zischende Schürfen eines Hobels. Ab und zu einige kräftige Hammerschläge, die einen neuen Nagel in ein Brett trieben.

Es mußte also doch noch jemand arbeiten, der sich nicht einmal zur Essenszeit Ruhe gönnte.

Der Jemand leuchte und hastete im Schweiß seines Angesichts und in der glühenden Sonnenhitze mitten im

Zuschauerraum, wo es eben noch eine der letzten Bänke aufzustellen galt.

Jetzt rammte er mit einem gewaltigen Holzschlägel einen Stützpfeiler für die Bank in den feuchten Wiesenboden. Einen Augenblick hielt er inne und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirne. Gleich aber griff er wieder zur Säge, nachdem er zuvor noch einen scheuen Blick nach der Bühne geworfen hatte, und schnitt das Sitzbrett für die Bank zurecht.

Der unermüdlche Arbeiter war ein großer, stämmiger Bursch von anscheinend riesiger Körperkraft. Die Muskeln an seinen entblößten Armen strafften sich bei jeder Bewegung wie lauter dicke Seile.

Auf einmal klopfte ihn von rückwärts wer auf die Schulter.

„Ja, kommst denn gar nit zum Essen heim, Sepp! Die Mutter is schon ganz wütig. Das ganze Essen verdirbt. Die Knödel werden ja so hart, daß man damit Regel scheiben könnt!“ sagte der alte Knecht, der zu dem Sepp getreten war. Gleich darauf schlug er eine helle Lache auf, so daß ihn der Sepp ganz verduzt ansah. „Ja, wie schaust denn du aus! Du bist ja ganz zerronnen vor lauter Schwitzen!“

Der Sepp hielt einen Augenblick mit Sägen inne und meinte halblaut mit einem abermaligen Blick nach der Bühne: „Was willst machen, wenn du mußt!“

Der alte Knecht, den man im Dorf allgemein den Zunderhiasl nannte, schaute den Sprecher groß an und nahm die Pfeife einen Augenblick aus dem

Mund, was er nur dann tat, wenn er etwas nicht begriff.

„B'wegen was mußt denn nachher?“ fragte er ganz blöd.

„Ja, wenn d' halt mußt!“ sagte der Sepp schier unwirsch über das Drängen des andern. Damit streckte er mit einem raschen Ruck den Daumen der rechten Hand über seine Schulter nach der Bühne hin.

Der Zunderhiasl drehte sich vierschrötig um, biß den Pfeifenspiß wieder zwischen die Zähne und lächelte dabei pfiffig.

„Grüaß di Gott, Kosei!“ rief er.

„Grüaß di Gott aa!“ ließ sich eine helle Diandlstimme von der Bühne her vernehmen.

Das Kosei vom Larchenbauern saß auf dem Podium der Bühne gemütlich im Schatten und klopfte mit den kurzen Beinen, die sie über die Bühne herabhängen ließ, gegen die vordere Bretterwand des Baues.

Beide Arme hatte sie auf die Knie gestützt und das Kinn in die Hände. So musterte sie schon seit geraumer Zeit mit höchst ernsthafter Miene das Tun und Treiben des Sepp.

War ein sauberes Diandl das Kosei. Klein war sie freilich. Der Sepp hätte sie schier in die Tasche stecken können. Dabei war aber ein solches Ebenmaß in der zierlichen Gestalt und bei aller Zierlichkeit ein so kerniger, frischer und gesunder Wuchs an Brust und Gliedern, daß das Ganze ein Diandl abgab, so recht hergerichtet zum Anbeißen!

Aus dem runden Gesicht, das braunes Haar um-

rahmte, schauten ein Paar ganz besonders kluger brauner Augen in die Welt hinaus. Wenn das Kosei lachte, dann schimmerten ihre blinkenden Zähne zwischen Kirschroten Lippen.

Als das Diandl den Sepp sich noch immer abmühen sah, während der Zunderhiasl ihm zuredete, lachte es hellauf hinunter von seinem erhabenen Sitz, daß sich die beiden Grübchen in ihren Wangen deutlich abzeichneten. So Grübchen, von denen das Volkslied singt:

Dei Grüabei, liab's Dianei, dös is schon a Pracht,
Und i bitt' di, gib nur auf dei Grüabei fein acht!
Und wenn i so dürft' grad ganz nach mein Will'n,
Aft¹⁾ tat i dei Grüabei mit Bussaln ausfüll'n!

Das Diandl rief jetzt dem Arbeitenden zu: „Es ist schon g'nua! Du kannst iatz schon zum Essen heimgehen, schleun di nur! Und b'hüat Gott derweil, Obniedertupfer Sepp!“

„Wenn d'meinst, es tuat si, nachher geh' i halt derweil!“ sagte der Sepp geduldig, indem er die Säge aus dem Brett zog, behutsam beiseite legte und in seinen Gangger fuhr, den er über einen Hackstock gebreitet hatte.

„Bist recht fleißig g'wesen heut', Obniedertupfer Sepp!“ rief ihm das Kosei nach, als er mit dem alten Knecht sich anschickte, den Zuschauerraum zu verlassen.

„Danke der Ehr'!“ sagte der Sepp, das Tor öffnend. „Jeder tuat halt, was er kann!“

¹⁾ dann.

„Du tuast aber mehr, als zehn! Du arbeitest ja wie a Viech!“ ließ ihn der Zunderhiasl an, als sie über den Anger gegen die Dorfgasse gingen. „Und weißt, Sepp!“ fuhr er fort, als der andere nichts erwiderte, „schämen tät i mi aa an deiner Stell, mi von so an Floan' Diandl um an Daumen wickeln z'lassen. Sie tuat ja schon grad, was sie will, mit dir!“

„Was willst machen, wenn d'mußt!“ erwiderte der Obniedertupfer Sepp kleinlaut.

Dahem bekam er von seinem alten Mütterl eine gesalzene Brummelsuppe und steinharte Knödel drein. Daran sei er nur selber schuld, meinte die Bäuerin. Sie hatte aber schon noch ein paar Krapfen und ein tüchtiges Stück geselchtes Fleisch im Hinterhalt. Der Sepp aß heute mit einem Gleichmut alles zusammen, als ob er auch hier seinen Leibspruch zu Ehren bringen wollte.

Er war ziemlich einsilbig und gab nicht viel Red' und Antwort auf alle Fragen. Nur äußerte er nach dem Essen den Wunsch, jetzt möchte er etwas zu trinken auch haben. Das Geselchte habe ihm einen damischen Durst gemacht.

Das Mütterl ließ die Hausdirm einen Wein aus dem Keller holen. Damit war der Sepp zufrieden, zündete sich eine Pfeife an, nahm ab und zu einen Schluck, lümmelte sich breitspurig in eine Ecke und hing nun ruhig seinen Gedanken nach.

Draußen im Garten, wohin die Fenster der Stube gingen, stand alles in schönster Blumenpracht. Der sparsame Sinn hatte aber wohlweislich nur die Ränder

der Gemüsebeete zur Blumenzier verwendet. Da blühten und dufteten die Resedenstöcke, die Monatsrosen, Nelken in allen Farben, Gelbveiglein und Rosmarin. Hie und da wiegte auch eine Sonnenblume ihr stolzes, goldgelbes Haupt im leisen Windhauch.

Dem Sepp war eigentlich nicht recht vergnügt zuzumute. Es wurde ihm aber doch wieder froher, als er durch das offenstehende Fenster sah. Mit der Zeit schaute er ganz eifrig den Bienen zu, die aus den Blütenkelchen Honig nach ihrem gleichfalls im Garten gelegenen Stock trugen.

Der Sepp paffte mächtige Wolken aus seiner Pfeife. Zuletzt wurde die saugende Bewegung seiner Lippen immer schwächer. Die Pfeife verlosch, und der Raucher war eingeschlafen. Der Dberniedertupfer Sepp war vormittags ehrlich müde geworden.

Eigentlich trug der Sepp den Namen Scharnizer. Als solcher war er im Grundbuch auf ein gar stattliches Bauerngut mit Wiesen, Ackern, Waldteilen, Bergmahden und allem Zugehör eingetragen, und zwar als alleiniger Besitzer.

Seinen Vater hatte der Sepp bereits verloren, als er noch nicht einmal ordentlich laufen konnte. Die junge, so bald Wittib gewordene Scharnizbäuerin, ein energisches Weib, hatte nicht mehr geheiratet, so viele Bewerber auch vorsprechen mochten. Sie führte die Wirtschafft allein und mit starker Hand.

Als der Sepp groß geworden war und seine drei Jahre militärische Dienstzeit herum hatte, konnte sie ihm das Gut in einem noch viel bedeutendern Umfang

übergeben, als es zu Vaters Tod gewesen war. So umsichtig hatte sie gewirtschaftet.

Der Sepp, der schon tüchtig in den zwanziger Jahren war, hielt dafür sein Mütterl auch hoch in Ehren. Als er vom Militär heimkam, begannen allmählig leise Mahnungen, er solle sich doch jetzt um eine junge Bäuerin auf den Hof schauen. Der Obniedertupfer Sepp versprach es, sich redlich zu bemühen, drückte aber von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr herum, ohne zu seinem Ziel zu gelangen.

An seinem Übernamen „Obniedertupfer“ hing eine ganze Kette von Ereignissen. Zuerst war er nur der Scharniger Sepp gewesen, dann rückte er zum Niedertupfer Sepp vor. Diesen Ehrentitel hatte er sich als stärkster Bursch im ganzen Dorfe verdient, der jeden, der mit ihm anbandeln wollte, mit einem leichten Stoß niedertupfte¹⁾.

Als er vom Militär kam, war er noch stärker geworden, so daß überhaupt in der ganzen Gegend keiner mehr zu finden war, der ihn überwunden hätte. Seit er den Plosamer Hoisl, einen der berühmtesten Käufer aus der Nachbarschaft, wie einen Federball wehrlos in eine Ecke geschleudert hatte, da ihn der Plosamer auf einer Kirchweih herausforderte, war er unbestritten der Obniedertupfer Sepp. Er trug diesen Titel mit Würde und einer gewissen Herablassung.

Während der Sepp in der Stube sein Mittagsschläfchen hielt, saß die Bäuerin mit dem Zunderhiasl

¹⁾ niederwarf.

in der Küche. Sie hatte ihm einen Kaffee eingeschenkt und ein Stück mürbes Brot dazu gegeben.

Der alte Knecht, der schon bei dem seligen Scharniger Bauern auf dem Hofe gedient hatte, gehörte jetzt zu demselben wie eine Art Erbstück. Die Bäuerin vertraute ihm alles an. So hielten sie auch heute in der Küche eine Art Kriegsrat.

Das Gespräch drehte sich natürlich um den Sepp.

„Naa, i sag' dir's, Bäuerin, dös Ding kann i nit länger mitanschauen!“ rief der Zunderhiasl, indem er ingrimmig mit der Faust auf die Herdplatte schlug. „Auweh! Is dös heiß!“

„Dös hättest z'erst wissen können!“ sagte die Bäuerin ohne eine Spur von Mitleid; denn sie hörte es nicht gern, wenn jemand über ihren Sepp loszog. Und daß so was kommen würde, ahnte sie schon. Der Hiasl hatte ja in letzter Zeit gerade immer den Sepp in der Arbeit.

„Dös Diandl macht dein' Bua no zu an ganzen Narren, Bäurin!“ sagte der Knecht, indem er sich auf die Hand blies. „Luan kann's damit, was sie will — wia mit an Lanzbären, dem s' an Ring durch d' Nasen zogen haben!“

„Ja, und nachher?“ fragte die Bäuerin, beide Arme in die Hüften stemmend.

„Nachher?“ sagte der Hiasl, indem er seine Faust wieder erhob, sie aber, sich rasch besinnend, mit einem halblauten „Dha!“ rechtzeitig zurückriß. „Mit leiden soll man dö G'spusi!“

„Ja, is's denn schon a G'spusi?“ fragte die Bäuerin, schier erfreut aufhorchend.

„Naa! naa!“ verbesserte sich der Knecht. „G’spusi is’s no keine! Wird a seiner Lebtag keine! Dös Diandl hat ihn ja nur für ’n Narren. Aber sauber is sie, dös Fürggele¹⁾, dös kleine. Sauber! Dös muß ihr der Reid lassen. Siehst, Bäurin, wer hätt’ dös denkt, daß das fünfte Rad am Wagen beim Larchenbauer amal zu dem Radl wird, dös unserm Sepp in seinem Hirnkasten umgeht. Alle andern Radeln sein ihm brochen und abg’laufen, sobald er dös Diandl sieht. Aber dös eine Radl, dös dreht si, ganz narrisch g’schwind! Und wenn dös so weiter geht, Bäurin, wird der Sepp no a hellichter Narr! I will nix g’sagt haben, und nix für ungut! I sag’s halt außer, wie i mir’s denk’! Grad so!“

Das saubere Rosen war in ihrem Elternhaus wirklich als das fünfte Rad zuwege gekommen. Da hatte der Zunderhiasl vollkommen recht.

Beim Larchenbauer gab es zuerst einen Buben nach dem andern, bis viere beisammen waren. Jetzt sei es gerade genug, meinte der Bauer. Der Storch ließ sich auch tatsächlich mehrere Jahre nicht mehr sehen. Eines Tages mochte er aber doch zu der Überzeugung gekommen sein, daß er dem Kindersegen noch was zulegen könne. So ein Storch hat oft ein ganz vernageltes Hirn und trifft öfter den unrechten Ort, als den richtigen.

So brachte er denn eines Tages ein kleines, schwächliches Ding daher, dem man gleich die Frauentaufe²⁾

¹⁾ kleines, zierliches Ding. ²⁾ Nottaufe.

geben mußte, da es den Anschein hatte, als ob das kleine Lebenslichtlein, das kaum erst aufgeflackert war, wieder erlöschen wollte.

Und ein Diandl war es auch noch dazu. Einen fünften Bua hätte sich der Larchenbauer just noch gefallen lassen. Aber ein Diandl!

„Dös is mir grad' no abgangen!“ schalt er ingrämig. „Was fang' i denn mit dem Ding da an! Dös is mir iaz grad' das fünfte Rad am Wagen!“ War ihm aber nicht so ernst dem Bauern, und er hat recht sorgenvolle Stunden durchgemacht, so lange das Leben seines fünften Kindes in der Schwebe war.

Das Diandl mußte aber doch einen guten Kern inwendig haben. Es kam auf und wuchs heran. Freilich blieb es klein und zierlich. Aber dagegen ließ sich nichts einwenden, da es ja frisch und munter und gesund war. Das erste G'stanzl, welches das Kosei, kaum daß es sprechen konnte, singen lernte, war:

Klein bin i, klein bleib i,
Groß mag i nit wer'n,
Schön runket, schön punket¹⁾
Wie a Haselaufkern!

Den Übernamen „das fünfte Rad am Wagen“ hatte das Kosei behalten; denn es stach einmal zu viel gegen seine Brüder ab. Einen größeren Gegensatz konnte man sich schwer denken. Die Buaben vom Larchenbauer, der Waschl, der Görgl, der Ferdl und der Loni waren stämmige, baumstarke „Kachel“²⁾, die in dem

¹⁾ beides: zierlich, rund. ²⁾ Kerle.

Dorf wohl als die Stärksten nach dem Oberniedertupfer Sepp galten.

„Dös Diandl muß der Storch in ganz einer b'sondern Gegend g'funden und mitg'nommen haben!“ pflegte der Larchenbauer scherzend zu bemerken, wenn die Rede auf sein fünftes Rad kam.

Mit der Zeit war jedoch das Kosei nicht mehr das fünfte Rad am Wagen, sondern überhaupt alles zusammen, alle vier Räder, Wagen, Deichsel, Rutscher usw. Sie regierte das ganze Haus. Ihre vier Brüder folgten dem Kosei ebenso auf den Wink wie alle andern Leute im Haus, den Larchenbauer und die Bäuerin nicht ausgeschlossen.

„Dö Diandlen, dö so gekrauste Haar' über der Stirn haben, sein amal zum Kamadier'n g'schaffen!“ pflegte sich ihr Bruder der Görgl zu entschuldigen, wenn ihn einer seiner Kameraden aufzog.

Er wisse selber nicht, wie das zugehe, sagte der Wasfl.

„Dös Diandl hat ganz a eigne G'walt!“ beteuerte der Lonl.

Der Ferdl aber, der stärkste unter den Brüdern, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief in komischer Entrüstung: „Giften tuat's mi oft ganz damisch, daß i dem Diandl alleweil nachgeben muaß! Aber g'schehen lass' i ihm nix. Und wer ihm a z'widers Wörtel nachsagt, den z'reiß' i glei auf der Stell da in der Luft zu lauter Fetzen!“

In diesen Bannkreis war schon seit geraumer Zeit auch der Oberniedertupfer Sepp gezogen worden. Er

ärgerte sich anfangs auch oft im stillen darüber, tröstete sich dann aber, sich völlig in sein Schicksal ergebend . . . „Was willst machen, wenn du mußt!“

Der Sepp rieb sich den Schlaf aus den Augen und torkelte aus der Stube ins Freie. An der Küche schlich er behutsam vorüber. Er hörte drinnen sein Mütterl mit dem Zunderhiasl etwas abreden. Es wunderte ihn nicht. Wenn er nur unbemerkt fortkam! Er mußte ja noch den ganzen Nachmittag an den Bänken für das Theater arbeiten.

Als er gerade auf den Anger des Larchenbauern einbiegen wollte, begegnete ihm der Kooperator.

„Bohin und wo aus, Sepp?“ fragte der junge Geistliche.

„D, nit weit, Hochwürden!“ erwiderte der Sepp, indem er seinen Hut rückte.

„Du bist mir a bissel gar z'fleißig!“ sagte der Herr Franz lachend. „Sag kommst grad' mit mir a bissel in Widum!“

Dem Sepp wurde schwül zumute. Was nur der geistliche Herr von ihm wollte. Es ahnte ihm nicht sonderlich viel Gutes. Mit einer Armensündermiene, in der wieder nichts anderes geschrieben stand als sein Leibspruch, schloß er sich dem Geistlichen an.

Unterwegs dachte sich der Sepp, es würde sich wohl um die Komödie handeln, wenn er auch keine Rolle dabei spielte, bei der es irgend etwas auswendig zu lernen gab.

Und dennoch hatte der Oberniedertupfer Sepp eine sehr wichtige Rolle zu vertreten. Er gab in dem Stücke

das Höllenvieh. Er hatte bei gegebenen Momenten aus dem Höllentrachen, der sich im Hintergrund der Bühne befand, auf allen Vieren halb hervorzukriechen und ein fürchterliches Gebrüll auszustößen.

Wenn der Sepp geahnt hätte, daß sein Mutterl den Kooperator angestiftet hatte, ihn gelegentlich einmal wegen des Kosei vom Larchenbauern auszuholen, er wäre, allen schuldigen Respekt vor dem hochwürdigen Herrn hintansetzend, augenblicklich umgekehrt und spornstreichs davongerannt.

Der Kooperator führte ihn in seine beiden Stuben, die er zu ebener Erde im Widum bewohnte, und machte ihn auf einen Stuhl niedersetzen, wogegen sich der Sepp anfangs sträubte, da es ihm ganz unheimlich vorkam.

Die beiden Stuben waren ein vollkommenes Abbild ihres Besitzers. Alles Denkbare hatte sich darin in buntem Durcheinander zusammengefunden. Alle möglichen Musikinstrumente hingen an den Wänden herum. In einer Ecke stand eine kleine Orgel, daneben auf einem Resonanztischchen eine Streichzither.

Ein paar alte Heiligenstatuen, alte Bilder und sonstige Karitäten waren da und dort verteilt; denn der Herr Franz sammelte auch in „alten Trümmern“. Dann wieder Laubsägearbeiten und Holzschnitzereien. Besonders waren prächtige, aus Holz geschnitzte Pfeifenköpfe eine Spezialität des jungen Geistlichen. Von diesen selbstverfertigten Kunstwerken war eine ganze Reihe vorhanden.

In einem großen Käfig am Fenster kletterte ein

Eichhörnchen, in einem andern hüpfte eine Drossel, in einem dritten rieb ein munterer Krummschnabel sein Waldg'sangl.

Ein Hunderterlei von Kleinigkeiten mischte sich darunter. Mehrere alte Pistolen und Flinten hingen an den Wänden. Der Herr Franz war auch ein Stück Jäger und ein Stück Büchsenmacher. An den Fenstern züchtete er in Eierschalen, die an dünnen Drähten schwebten, allerlei Schlingpflanzen. Unter einem Stuhl guckte der fluge Kopf eines rotbraunen Spitzhundes hervor, der eine verzeifelte Ähnlichkeit mit einem Fuchs besaß. Der Kooperator hätte seinen eigenen Hund im Wald „bei an Haar“ einmal für einen Fuchs zusammengeschoffen.

Ordnung herrschte nirgends. Bemalte Rollen Leinwand, die überall herumlagen oder auch an der Wand aufgerollt waren und die Szenerie für die Komödie abgeben sollten, vervollständigten noch das Krause Bild.

Der Sepp rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Es wurde ihm von Minute zu Minute unbehaglicher.

Der Herr Franz war inzwischen hinausgegangen und kehrte mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern zurück, die er vor dem Sepp auf den Tisch stellte.

„So, iatz tua mir amal B'scheid, Sepp! I möcht' amal a Wörtel mit dir reden!“

„Mit Verlaubnis,“ sagte der Sepp und nahm einen Schluck, der ihm bitter wie Galle schmeckte. Dann brach er plötzlich hervor, um sein Gegenüber auf den richtigen Weg zu lenken: „Dös Höllenvieh kann mir

der geistliche Herr ganz ruhig anvertrauen. Da will i schon mein' Mann stellen! Kann der geistliche Herr davon g'wiß versichert sein!“

„Glaub's schon! Glaub's schon!“ sagte der Herr Franz. „Aber von dem Höllenvieh wollen wir iah nit reden!“

„Also nit wegen dem Höllenvieh —“ murmelte der Sepp vor sich hin, indem ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Der andere ließ ihm aber nicht lange Zeit zum Überlegen.

„Also Sepp, daß i glei mit der Sprach' außerruck und mit der Tür ins Haus fall', was is es nachher mit dem Kosei?“

„Mit dem Kosei?“ stotterte der Sepp, dem der Mut in die kleine Zehe sank. „Mit dem Kosei? Ja, welches Kosei meint denn der geistliche Herr?“ Dabei machte er Miene aufzustehen.

„Bleib' nur sitzen, Sepp! Wir sein no nit fertig! Mit welchem Kosei? Is dös a Frag'! Hast denn du mehr Diandlen auf Lager als eins?“

„Naa, naa, g'wiß nit!“ beeilte sich der Sepp zu betuern, der im ganzen Gesicht feuerrot vor Berlegenheit geworden war.

„Also, nachher verstell' di nit!“ sagte der Kooperator. „Man red't schon im ganzen Dorf davon. Du wirfst do das Diandl nit unnütz ins G'red bringen wollen. Oder hast vielleicht keine redlichen Absichten nit?“

„I unredliche Absichten?“ stieß der Sepp krampfhaft hervor. „Bei meiner Seel' nit!“

„Ja, und was soll denn nachher werden draus?“

„Dös weiß i nit!“ sprach der Sepp mit einem geradezu rührenden Ausdruck von Aufrichtigkeit.

„Du siehst es aber nit ungern, dös fünfte Rad beim Larchenbauer?“ inquirierte der andere unbarmherzig weiter.

„Freilich sieh i's nit ungern. Müßt lügen, wenn's anders sein sollt!“

„Also bist, mit einem Wort g'sagt, verliebt drein?“

„Ja freilich bin i verliebt drein!“ rief der Sepp, der sich auf einmal ein Herz faßte. „Verliebt bis über die Ohren! Was willst machen, wenn du mußt!“

„Ja, und hat sie di auch a wengerl gern?“

„Dös weiß i nit!“

„Hast sie denn no nie g'fragt?“

„Naa!“ verneinte der Sepp energisch.

„Ja, warum denn nit?“

„Dös kann i nit!“ erklärte der Sepp. „Dös bring' i nit z'weg und wenn man mi auf 'n Kopf stellt. Sehen S', hochwürdiger Herr, wenn S' von mir verlangen, i soll 's ganze Dorf außschmeißen — meinetwegen! I schmeiß es außi, daß sie alle auf 'm Buckel an Boarischen tanzen. Aber dem Diandl was sagen, dös kann i nit, beim besten Willen nit!“

„Aber du mußt ihr do amal was sagen, damit a End' hergeht!“ warf der Herr Franz ungeduldig ein.

„Naa, dös tua i nit!“ erklärte der Sepp endgültig und stand auf. „Und wenn mir jetzt glei die Haut vom Leib zogen und lauter Trommelfell draus gerbt wird — dös tua i nit!“

Der Kooperator sah sich den riesigen Burschen, der vor ihm stand, eine Weile ruhig an und trank dann seinen Wein aus.

„I will dir no was sagen!“ sprach er dann.

Der Sepp sah horchend auf.

„Obniedertupfer Sepp, du bist a Kindvieh! B'hüat di Gott!“

„Dös weiß i selber schon längst!“ erklärte der Sepp ganz ruhig und verabschiedete sich von dem geistlichen Herrn. So endete seine Unterredung im Widum.

Der Sepp hatte keinen geraderen Weg, als zum Anger des Larchenbauern, wo er bis zum Feierabendläuten noch die letzten Bänke für den Zuschauerraum fertigstellte.

Die Reden des Herrn Franz gingen dem Sepp aber trotzdem den ganzen Nachmittag im Kopf um. Es überkam ihn eine ordentliche Wut über sich selbst. Er hämmerte, sägte und hobelte wie besessen darauf los und hätte schließlich das ganze Theater mitsamt Bühne und Bänken am liebsten in den Erdboden geschlagen.

Nach dem Feierabendläuten machte er fast noch Miene, einige Kleinigkeiten zu ergänzen und auszubessern. Da holte ihn aber der Zunderhiasl ganz energisch zum Abendessen ab und bedeutete ihm, ob er sich gar noch gegen den lieben Herrgott versündigen wolle, indem er noch nach Werkzeug greife, da es längst vom Kirchturm zur Ruhe geläutet hätte.

Der Sepp ging brummend und nachdenklich mit dem Hiasl nach Hause.

An diesem Nachmittag hatte es das Rosen nicht

ein einziges Mal der Mühe wert gefunden, nach seiner Arbeit sich umzuschauen.

Es litt den Sepp, als er seine Mahlzeit zu sich genommen hatte, nicht lange mehr zu Hause. Er setzte seinen Hut schief aufs Ohr, zog einen neuen Jangger an und ging zum Wirt.

Da es ein gewöhnlicher Werktag war, herrschte eine ziemliche Leere in der Wirtsstube. Der Sepp setzte sich schweigend allein an einen Tisch neben den großen Uhrkasten und bestellte sich eine Halbe Wein.

Eine geschlagene Glockenstunde mochte er dort verharren sein, sich dem stillen Suff ergebend, als auf einmal eine dürre Gestalt sich mit einigen kurzen Rucken neben ihn auf die Bank schob.

Es war der Mesner Nazl, ein alter Kerl, klapperig und klein, mit glattrasiertem Gesicht und einem so vollständigen Kahlkopf, daß sich nur mehr im Nacken ein schmaler Streifen einzelner Haarbüschel unterscheiden ließ. Sonst überall die blanke gelbliche Kopfhaut.

Der Nazl bekleidete die Würde eines Mesners im Dorf eigentlich schon seit einer geraumen Reihe von Jahren nicht mehr. Man hatte um Ersatz für ihn schauen müssen, wenn er auch gegenwärtig noch manchmal von dem neuen Mesner, der ihn gern ein paar Kreuzer verdienen ließ, zu allerlei Hantierungen herangezogen wurde.

Der Mesner Nazl hatte von Jahr zu Jahr ärger getrunken, bis er endlich zu jeder Amtswaltung unfähig wurde. Zuletzt kam er aus den Käuschen überhaupt

nicht mehr heraus, was sich noch mit einer andern unangenehmen Eigenschaft paarte.

Wenn der Nazl mitten in der Nacht stockbesoffen aus dem Wirtshaus wankte, wußte er seiner Begeisterung manchmal keinen geeigneteren Ausdruck zu verleihen, als indem er in den Turm ging und aus allen Kräften Sturm zu läuten begann. Dadurch waren die Bauern, die natürlich meinten, daß es mitten im Dorf brenne, mehrmals aus ihrer nächtlichen Ruhe geschreckt worden. Schließlich schickten sie eine Abordnung in den Pfarrhof, die rundweg erklärte, man würde dem verrückten Mesner demnächst seinen Hirnkasten einschlagen, wenn der Pfarrer ihm nicht die Kirchenschlüssel abnehme. Dazu mußte sich der gutherzige Pfarrer endlich doch verstehen, und der Nazl wurde seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er von den guten Leuten. Kürzlich hatte er auch bei der Komödie Verwendung gefunden, und zwar als alter Sünder, den der Teufel holt.

„Grüaß di Gott, Höllenviech! Wann holst mi denn nachher endlich amal?“ ließ der Mesner Nazl den Obniedertupfer Sepp kollegialisch an, indem er ganz nahe zu ihm rückte. „Du wirst nix dagegen haben! Durst hat unsereins alleweil!“ Damit hatte er ohne viele Umstände das Glas des Sepp vollgegossen und auf einen Zug geleert.

Der Sepp ließ es geduldig geschehen und rührte sich nicht von seinem Platz.

„Was is denn nachher mit dem fünften Rad am Wagen beim Larchenbauer?“ fiel auch der Mesner Nazl nach einem kürzeren Stillschweigen gleich mit der

Lüre ins Haus, indem er seinen Nachbar vertraulich mit dem Ellbogen stieß und noch näher rückte. Es war fast, als ob sich eine kleine Stechfliege auf einen Stier setzen würde.

Der Sepp sah den Zudringlichen schnell von der Seite an. „Willst vielleicht ins Spital, Mesner?“ fragte er gereizt.

„Dös könnt' i just nit behaupten!“ versetzte der andere etwas kleinlaut.

„Nachher halt dei Maul, so lang di niemand fragt! Sonst kannst dir deine Knochen z'sammzählen, wenn du sie no alle findest!“ rief der Sepp erbozt.

„Schrei do nit a so! I bin ja nit dearisch¹⁾, und auf beide Ohren siß' i ja aa nit!“ suchte ihn der Nazl zu beruhigen, indem er schnell den Rest der Flasche in das bereitstehende Glas goß, hastig austrank und dann die leere Flasche der eben vorübergehenden Kellnerin mit einer Gönnermiene überreichte, als ob er heute der Gastgeber wäre. Der Sepp verzog keine Miene bei diesem Gebaren. Auf eine Halbe Wein mehr oder weniger kam es ihm nicht an.

„I will dir an guten Rat geben, Sepp!“ sagte der Nazl halblaut. „Mußt aber a g'scheites Wörtel mit dir reden lassen und nit glei in d' Höh' gehen wie a g'stupfter Gickelhahn.“

Der Sepp horchte auf und erwiderte nichts. Einen guten Rat konnte er am Ende schon brauchen. Der Mesner sollte also damit herausrücken. Im stillen be-

¹⁾ taub.

schloß er aber, wenn sein Rat so oder ähnlich lauten würde wie der des Kooperators, den Nazl kurzerhand zum Fenster hinauszuerwerfen.

„Willst mi also anhören?“ drang der Nazl in ihn.

„Meinetwegen!“ brummte der Sepp.

Die Kellnerin hatte inzwischen die frisch gefüllte Flasche auf den Tisch gestellt. Der Nazl nahm sich gar nicht mehr Zeit, einzuschenken, sondern tat gleich aus der Flasche einen „damischen Kuahschluck“, um seine allezeit trockene Gurgel anzufeuchten. Dann begann er: „Daß du in das Rosei verliebt bist, brauchst mir gar nit z'laugnen!“

„Laugn' i aa nit!“ erwiderte der Sepp mit merkwürdiger Festigkeit.

„Na also!“ fuhr der andere fort. „Siehst, i hab' aa amal meine verliabten Zeiten g'habt!“

„Dös siehst man dir nimmer an!“ warf der Sepp ein.

„D, mir siehst man schon mehr nit an!“ versicherte der Nazl mit einem gewissen Stolz. „Wie wär's denn, wenn du dem Diandl amal a Briaf z'zuschicken tätest!“

„Dös is a Unfinn!“ erwiderte der Oberriedertupfer Sepp. „I hab' unserm Schullehrer schon amal drei Sechser geben, daß er mir so a Briaf z'sammensetzen sollt.“

„Dö hättest mir aa geben können!“ seufzte der Mesner für sich.

„Dös is aber lauter blizdummes Zeug g'wesen!“ fuhr der Sepp fort. „Daß im Langes¹⁾, wenn's amal

¹⁾ Frühjahr.

auf die Wiesen aper¹⁾ wird, das Gras wächst, daß die Bäum' ausschlagen, daß a warmer Wind weht und daß die Vögel z' singen anheben, dös weiß ja a jedes Kind. Und etwas andres ist in dem Briasl nit dreing'standen! Da hättest höchstens no ausg'lacht werden können!"

„Da kannst recht haben!“ bestätigte der Mesner. „S weiß aber no ganz an andern Ausweg, wie man an Diandl zu erkennen geben kann, daß man es nit ungeru sieht!“

„Außer mit dem Ausweg!“ schrie der Sepp, auf den Tisch schlagend, daß es nur so dröhnte. „Wir soll's auf a paar neue Sechser nit ankommen!“

Der Mesner Nazl streckte eilig die Hand aus. Der Sepp griff in den Sack und legte drei Sechser in dieselbe, die der Nazl schnell einschob.

„Wie wär's, wenn wir's amal mit der Musi probieren täten?“ sagte er.

„Mit der Musi?“ Der Sepp sah ihn ganz verständnislos an.

„Ja freilich! Zu was haben wir denn iatz so a prächtige Musi im Dorf. A Standerl muß dem Rosei bringen. Dös freut a jedes Diandl. Und nachher weiß sie, wie sie dran ist!“

Der Sepp war freudig erregt aufgesprungen. „Mesner!“ rief er, „du bist do nit so dumm, wie du ausschaut. Dös Mittel, i sag' dir's, wenn dös Mittel einschlagt, laß' i dir dei Glazen vergolden, und saufen kannst deiner Lebtag, so viel du willst!“

¹⁾ Schneefrei.

Der Sepp ging gegen die Thür der Wirtsstube. Der Nazl wollte ihn zurückhalten. Er riß sich aber los und stürmte ins Freie, da es ihn mit seinem neuen Gedanken nicht mehr in der Stube litt.

Zuvor hatte er aber noch zurückgerufen: „Kellnerin! Der Mesner Nazl kriegt heut' z'saufen, so viel er will . . . Wein, Bier, Schnaps, alles, was er haben will! Und wenn er den ganzen Keller sauft. I zahl' alles!“

Die wenigen Gäste und die Kellnerin hatten dem Sepp verdutzt nachgeschaut wie einem Verrückten. Der Nazl drückte sich aber seelenvergnügt auf den Platz des Sepp neben den Uhrkasten und schaffte sich einmal vorderhand eine Maß Spezialwein an. — —

Der Sepp ließ sich in den nächsten Tagen auf dem Arbeitsplatz nicht mehr sehen. Er war überhaupt wie ausgewechselt. Den ganzen Tag hatte er keine Rast und keine Ruhe und kein Sitzleder.

Der Zunderhiasl behauptete steif und fest: „Jatz is der Bua wirklich stochnarrisch worden. Jatz können wir ihm bald um a sicher's Platzl in Hall¹⁾ umschauen. Schad is's um den Sepp. Wär' sonst so a rarer²⁾ Mensch! Aber halt die Weiberleut', dö verflixten Weiberleut'!“

Der Sepp ließ sich daheim von dem Floh, den ihm der Mesner Nazl ins Ohr gesetzt hatte, gar nichts anmerken. Er war ganz heimtückisch geworden und trug es faustdick hinter den Ohren. Wenn das Mutterl auf das Kosei anspielte, dann gebärdete er sich ge-

¹⁾ Hall bei Innsbruck, wo sich die Tiroler Landesirrenanstalt befindet. ²⁾ tüchtiger.

rade so, als ob er von der ganzen Geschichte niemals etwas gewußt hätte.

Im stillen reifte aber das Ständchen für das Diandl vom Larchenbauer. Der Sepp hatte sich die vier besten unter den Dorfmusikanten herausgesucht, die sämtlich auch Sänger waren. Natürlich saß auch der Mesner Nazl mit zu Rat. —

Eine Woche mochte seitdem vergangen sein, als nach Anbruch der Nacht die vier Musikanten, der Sepp und der Nazl heimlich wie die Diebe auf den Anger beim Larchenbauern schlichen und sich dort unter dem Fenster des Kosei, das aus dem ersten Stockwerk auf den Anger führte, aufstellten.

„Sag kann's losgehen!“ flüsterte der Obbernieder-
tupfer Sepp.

Das Kosei hatte noch Licht in seiner Kammer.

Der Mesner Nazl stellte sich in die militärische Positur eines Kapellmeisters. Noch einen Augenblick, und die kräftigen Töne der Blasinstrumente schallten durch die stille Nacht.

Nichts regte sich in dem Bauernhof. Nicht einmal ein Schatten zeigte sich am Fenster. Nur erlosch das Licht, als das erste Stück eben zu Ende ging.

Jetzt kam der Gesang an die Reihe. Von vier geschulden Kehlen gesungen, ließ sich das prächtige Volkslied hören:

Im Wald bin i g'fessen, und's Herz war mir schwar,
Hab' denkt, wenn i grad von der Welt wegga war'!
Dös muatwilli Diandl, dös macht mi so trüb,
I möcht's grad zerreiß'n und hab's do so lieb!

Oft moan' i schon glei', i kann's nimma ertrag'n,
So wie mi im Herzen die Liab halt tut plag'n;
Da druckt's mi so narrisch, da zwängt's mi so ein,
Die Brust möcht's mir sprengen — muas dechtester fest sein!

Und bald's a Weil dauert, dann wird's wieder stad,
Wie wenn auf dem Wasser der Wind nimmer waht,
Dann lach' i glei wieder, sein d' Augen aa no feucht,
Wie wenn nach an G'witta die Sunn wieda leucht'!

Dann wird's mir einwendig so leicht und so schön,
Als wenn in mein' Herzen a Reg'nbog'n tat' stehn:
Herzallerliabst's Diandl, von dir nur hängt's ab,
Ob i Regen in mein Herzen oder Sonnenschein hab! — —

Eine kleine Pause. Die Musikanten wollten soeben ein neues Stück zu blasen beginnen, als sich die auf den Anger führende hintere Haustüre des Larchenbauernhofes kreischend in ihren Angeln drehte.

Die Musikanten setzten die Mundstücke ihrer Instrumente wieder von den Lippen ab. Alle schauten gespannt nach der Türe, durch die jetzt ein schwacher Lichtschein fiel. In diesem erschien der Larchenbauer, der eine Stallaterne trug.

„Satz möcht' i do wissen, ob bald a Ruah wird und ob man in der Nacht schlafen kann oder nit!“ polterte der Bauer und trat über die Schwelle auf den Anger.

Hinter ihm drängten sich die vier stämmigen Gestalten seiner Buaben nach und dann noch ein kleines Etwas, das man aber in dem schwachen Schein kaum unterscheiden konnte und das sich immer hinter seinen vier Brüdern deckte, wenn es fürchten mußte, gesehen

zu werden. Es war eben so recht das fünfte Rad am Wagen, das Rofei.

„Ob iah bald a Ruah wird, hab' i g'fragt!“ wiederholte der alte Larchenbauer.

„Das Musizieren kann koa Mensch nit verwehren!“ entgegnete der Oberniedertupfer Sepp, in dem die Galle wegen der unverhofften Störung emporstieg.

„Dös will i sehen, ob i's verbieten kann auf mein' eignen Grund und Boden!“ polterte der Larchenbauer.

„Wir vertragen dir dein' Grund und Boden nit!“ rief der Sepp erboft.

„Abfahren tuat's! Und dös glei auf der Stell!“ schrie der Bauer noch zorniger.

„Sah grad' justament nit!“ brüllte der Sepp aus der ganzen Kraft seiner Lungen.

„Nachher schmeißen wir di halt außi bis auf die Gassen!“ rief einer der Buaben. Er hatte seine drei Brüder im Hintergrund. Und ihrer viere würden sie des Oberniedertupfers wohl Herr werden.

„Probiar's, wenn d' a Schneid hast!“ rief der Sepp und streckte sich die Armel hinauf.

Noch einen Augenblick, und er warf den Sangger ab und reckte sich mächtig in die Höhe. Als er den Sangger nach rückwärts warf, sah er, wie seine vier Musikanten eiligst über den Anger nach der Dorf-gasse zu verdufteten.

Den Mesner Nazl hatte zu gleicher Zeit einer der Larchenbauerbuaben noch bei einem Rockzipfel erwischt und zerrte den sich vergebens Sträubenden gewaltsam in den Schein der Laterne.

„Ja, Nazl, was tuast denn du da? Willst vielleicht aa Schläg' haben?“

„Mir is von allem nix wissentlich!“ flehte der Mesner Nazl kläglich. „Lass' mi aus, i bitt' di, lass' mi aus! I weiß von allem nix. I bin grad' zufällig dazu kommen und halt stehen blieben, weil i gar so gern a Musi hör'!“

„Sei froh, wenn i dir nit auf dein' Buckel Hackbrett spiel!“ lachte der Larchenbauerbua, gab der windigen Gestalt einen Schupser, daß sich der Nazl zweimal auf dem Rasenboden überkugelte, worauf er, so schnell ihn seine Füße trugen, davonsprang.

„Jaß is no der letzte übrig!“ rief der Larchenbauer Görgl, gegen den Sepp vordringend. „Willst nit bald schauen, daß d' Füß' kriegst, oder sollen wir dir Füß' machen!“

Der Oberriedertupfer Sepp ließ sich jedoch nichts bieten. So kam es zum Handgemenge. Der Sepp, der in Wut geraten war, schleuderte seine Angreifer zurück, daß sie taumelten. Es hatte eine Zeitlang fast den Anschein, als ob alle viere seiner nicht Herr werden könnten.

Der Erfolg konnte aber eben nur eine Zeitlang schwanke. Schritt für Schritt gewannen die Larchenbauerbuaben dem Sepp ab, und Schritt für Schritt mußte er keuchend und knirschend zurückweichen. Gegen die Übermacht kämpft eben auch ein Oberriedertupfer vergebens. Der Sepp hatte bereits verlorenes Spiel. Man drängte ihn um eine Ecke des Bauernhofes, an der er, sich spreizend und stemmend, den ganzen Rücken wund rieb.

Dann ging es noch ein Stück weiter. Immerzu wurde geschoben, daß die Sohlen von seinen Stiefeln zu reißen drohten. Auf einmal sah er das Kosei vor sich. Es hatte die Laterne neben sich am Boden stehen. Mit der einen Hand hielt das Diandl eine niedere Tür sperrangelweit offen, mit der andern verdeckte es das Gesicht, indem es halblaut in sich hineinlachte.

Ein um so lauterer Gelächter schlugen der Görgl, der Ferdl, der Lonl und der Wasfl hinter dem Sepp an, der sich plötzlich von mehreren kräftigen Armen in der Richtung der Tür vorwärtsgestoßen fühlte. Noch ein gewaltiger Ruck von seiten seiner Angreifer, und der Oberniedertupfer Sepp verlor das Gleichgewicht und stürzte der Länge nach nieder.

Gleich darauf hörte er eine schwere Tür hinter sich zuschlagen, die ihm noch einen ordentlichen Puffer auf Fußsohlen und Fersen gab. Man schob hurtig einen Kiegel vor. Der Sepp war allein im Stockrabensfinstern. Ja, so finster und schwarz war's, als wie wenn ein Kaminkehrer in Kohlrabenschwarzer Nacht ein Faß voll schwarzer Linten sauft — wie es im Volksmund heißt.

Der Sepp war weich aufgefallen. Er tastete um sich. Er lag auf einer Strohschütt.

Noch ehe er sich recht besinnen konnte, wie das alles zugegangen war, ließ sich neben ihm ein langgezogener Ton vernehmen — Määäääh! Määäääh! machte es und abermals: Määäääh!

Jetzt wußte der Sepp, wo er war, wenn ihn auch nicht im nächsten Augenblick das feuchte Maul und die

Krauzenden Haare einer Ziege, die das Gesicht des Eindringlings beschnupperte, darauf aufmerksam gemacht hätten.

In den Goaskotter hatten sie ihn also gesperrt! Den Oberniedertupfer Sepp besiel eine ganz unsinnige Wut. Er sprang wie besessen von der Strohschütt auf, knickte aber gleich darauf zusammen. Er hatte sich den Kopf empfindlich an dem niedern Überboden des Stalles angerannt.

Draußen ließ sich nichts mehr vernehmen. Der Sepp sprang mindestens eine halbe Stunde hindurch in seinem Viehzorn einmal über das andere Mal mit Händen und Füßen zugleich gegen die Stalltür. Er sah aber endlich ein, daß er sie unmöglich durchrennen konnte. Die Tür war schwer und gebolzt. Auch der Kiegel hielt fest und unverrückbar.

Von der Aussichtslosigkeit seines Beginnens überzeugt, setzte sich der Sepp dumpf brütend wieder auf die Strohschütt, aber diesmal knapp an die Stallwand, um nicht neuerdings der Liebkosungen seiner vierfüßigen Nachbarin teilhaftig zu werden.

Er konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen. Höchstens, daß sich hie und da von der Goas im Kotter ein mitleidiges Määäääh! halb schlaftrunken vernehmen ließ.

Also das Kosei selbst hatte ihm den Hinterhalt gelegt! Das war zu arg! Das überstieg sogar die Geduld des Oberniedertupfer Sepp. Ja, ja, man hieß sie nicht umsonst das fünfte Rad am Wagen. So ein fünftes Rad ist gewöhnlich das tollste und übelste

in einer Familie. Im Anfang will niemand davon etwas wissen. Und schließlich wird so ein überzähliges verhätschelt, daß kein Auskommen mehr damit zu finden ist! Er, der Sepp, wollte gern von dem Diandl nichts mehr wissen! Das stand fest bei ihm! Und das wollte er dem Kosei schon merken lassen!

Er wurde müde und schläfrig. Noch dachte er wehmütig an sein gutes Bett in seiner Kammer daheim und was sich wohl das Mütterl denken würde, wo er heut' bleibe. Da ihm nichts anderes übrig blieb, als im Stall zu übernachten, streckte er sich auf dem Stroh behaglich aus und murmelte noch im Einschlafen vor sich hin: „Was willst machen, wenn du mußt!“ —

Als der Morgen heranbrach, schreckte er jäh empor. Er spürte ein heftiges Brennen im ganzen Gesicht. Die Goas neben ihm hatte sich nämlich schon seit geraumer Zeit das Vergnügen gemacht, ihm mit dem Bart im Gesicht herumzureiben.

Der Oberniedertupfer Sepp gab dem tückischen Vieh einen Rippenstoß und rückte dann geduldig gegen die Stallwand. Durch das enge vergitterte Fenster des Goaskotters schien die Tageshelle.

Da kamen Schritte näher. Der Kiegel wurde von der Lüre weggeschoben. Die Melkdirn vom Larchenbauern erschien in der Lüröffnung und schaute nicht wenig, als sie den Sepp auf der Strohschütt kauern sah.

„Ja, was machst denn du da?“ fragte die Dirn.

„G'schlafen hab' i da!“ erwiderte der Sepp kurz angebunden und doch mit einem Anflug von Humor;

denn die Sache begann ihm jetzt, da er die Türe offen sah und jeden Augenblick ins Freie konnte, auf einmal Spaß zu machen, wenn auch darüber in seinem Innern der eigentliche tiefe Groll nicht verschwand. „Weißt, Moidl, die Stallluft soll soviel g'sund sein fürs Geblüt!“ fügte er noch zu der Dirn gewendet hinzu, die inzwischen an ihr Melkgeschäft gegangen war.

„Kannst recht haben!“ sagte die Moidl, die nicht besonders viel im Oberstübel hatte und über etwas, das sie nicht gleich begriff, auch nicht weiter nachzudenken pflegte. „Die Goasmilch is aber aa g'sund fürs Geblüt! Dös hab' i alleweil g'hört!“ Dabei reichte sie dem Oberniedertupfer Sepp den Melkkübel: „Willst vielleicht trinken?“

Der Sepp nahm es dankbar an, tat einen tüchtigen Schluck aus dem Kübel und trat sodann den Heimweg an. —

Der Sepp blieb seinem Vorsatz treu. Er schaute sich um das Kosei nicht mehr um. Wenigstens schien es so. Freilich mußten sie auf den Proben für die Komödie in den nächsten Tagen öfter zusammenkommen, als es dem Sepp vielleicht lieb war. Er ließ sich aber nichts anmerken. Und das Diandl tat auch nichts dergleichen. Einmal wollte es ihm fast vorkommen, als ob sich das Kosei vor ihm schämte . . . und ein andermal, als ob sie ihn nicht gerade mit unfreundlichen Blicken mustere. Aber was ging das den Oberniedertupfer Sepp an! Er hatte ja gar keine Gedanken mehr an das fünfte Rad am Wagen des Larchenbauern.

Das Kosei spielte in der Martyrkomödie die Rolle des Schutzgeistes. Sie trug ein ganz schneeweißes Gewand. In der Hand hielt sie an einem mit Goldpapier überzogenen Stab auf einem dreieckigen Brett das in Goldgelb auf himmelblauem Grunde gemalte Auge der heiligen Dreifaltigkeit.

Der Schutzgeist spielte in dem Stück eine ungemein wichtige Rolle. Wo der Schicksalsknoten schier unlösbar schien, kam der Schutzgeist rettend als „deus ex machina“.

Die Maschinerie für den Himmelsboten hatte dem Kooperator viel Kopfzerbrechen gekostet. Aber endlich war der findige Herr Franz doch auf das Ei des Kolumbus gekommen.

Ein ordentlicher Schutzgeist mußte aus der Höhe kommen, und wenn er seine Mission vollbracht hatte, wieder zur Höhe entschweben. Nun konnte das auch mit dem Kosei, obwohl es das leichteste Diandl im ganzen Dorf war, nicht ohne Maschinerie durchgeführt werden.

Das klassische Sprüchlein von dem Verstand der Verständigen und dem kindlichen Gemüt bewährte sich auch für die technischen Erwägungen des Herrn Franz als ausschlaggebender und befriedigender Schlußpunkt.

Eines Tages sah er vor dem Schulhaus zwei kleine Buaben dem altbekannten Kinderspiel mit der Hutsche obliegen. Sie hatten einen langen Laden über einen Hackstock gelegt. Und da ging es nun mit hellem Jubel auf und nieder.

So mußte es auch mit dem Schutzgeist werden! Das stand bei dem jungen Geistlichen fest. Und noch in derselben Stunde hatte er sich den endgültigen Plan entworfen.

In dem Hintergrunde der Bühne wurde eine schmale Spalte freigelassen, durch die der Laden ging. Rückwärts von dem Bühnentraum ruhte er auf einem in den Boden gerammten Pflock, sich in einer aus dem Pflock ragenden kurzen Eisenstange frei bewegend.

Bevor das Spiel begann, wurde der Schutzgeist, dem man an dem einen Ende des Ladens einen bequemen Sitz bereitet hatte, in die Höhe gezogen. Unterdessen saß ein Bursch im Freien hinter der Bühne auf dem anderen Ende des Ladens, um ihn niederzuschweren und ihn in dieser Stellung zu erhalten.

Fiel das Stichwort für den Schutzgeist, dann ließ der Maschinist hinter der Bühne den himmlischen Boten mit samt dem Laden langsam herunter. Das Kosei sprang auf die Bühne, sprach die glückverkündenden Worte, setzte sich dann wieder auf den Laden und ließ sich emporhutschen, bis abermals die Reihe an sie kam, aus den himmlischen Regionen herabzuschweben.

Der Laden fuhr gerade über dem Schlund, aus dem der Oberriedertupfer Sepp als Höllenviech zu brüllen hatte, auf und nieder. Ubrigens spielte er und das Kosei nie gleichzeitig auf der Bühne; denn wenn der Schutzgeist kam, mußte sich das Höllenviech alsogleich verkriechen, was es auch pflichtschuldigst tat . . .

Der Mesner Mazl war am Tage nach dem verunglückten Standerl spurlos aus dem Dorf verschwun-

den. Man suchte ihn mehrere Tage lang vergebens. Er fürchtete offenbar die Rache des Obniedertupfer Sepp wegen seines gänzlich fehlgeschlagenen Rates.

Man wollte die Rolle des alten Sünders schon anderweitig besetzen, wenn auch keiner im Dorf war, der eine so prächtige Glanze besaß wie der Nazl. Da kam er auf einmal wieder zu einer der letzten Proben. Der Sepp mußte ihm aber hoch und teuer versprechen, daß er das Höllenviech bloß auf der Bühne gegen ihn spielen wollte — und daß er ihn ja nicht, wenn er ihn, den Mesner Nazl, mit in den höllischen Rachen genommen hätte, hinter der Bühne ordentlich durchprügle. Das versprach der Sepp. Und der Nazl war beruhigt . . .

So kam der sehnlich erwartete Tag der ersten Auf-
führung heran.

Unter den Schauspielern herrschte natürlich die größte Spannung. Das Kosei ließ sich vor der Vorstellung noch mindestens ein dutzendmal als Schutzgeist auf und ab ziehen, damit erprobt würde, ob die Maschinerie noch vollkommen unverletzt sei.

Die beiden ruhigsten unter dem ganzen Spielpersonal waren der Sepp und der Mesner Nazl; denn sie hatten keine andere schwierige Aufgabe, als zu holen und sich holen zu lassen. Seit der Nazl wußte, daß er in seiner Rolle nichts Unangenehmes zu fürchten hatte, war er in derselben bis zu einem hohen Grade der Virtuosität gelangt . . .

Der eingepferchte Zuschauerraum war gesteckt voll. Eine Menge Leute waren aus den benachbarten Dörfern

gekommen, um das Spiel zu sehen. Auch eine hohe Geistlichkeit aus umliegenden Pfarrwidums und einige Paters aus einem in der Nähe befindlichen Kapuzinerkloster hatten sich auf die Einladung des Herrn Franz hin eingefunden. Sogar ein paar fremde Touristen, die gerade unterwegs waren und sich den seltenen Genuß nicht entgehen lassen wollten, hatten mit den Geistlichen und den reichern Bauern auf den Bänken Platz genommen. Die „misera plebs“ der Knechte, Dirnen, alten Weiber, Tagarbeiter scharte sich dicht gedrängt dahinter auf dem Stehraum.

Das Spiel nahm bis auf einen kleinen Zwischenfall einen ganz glatten Verlauf. Es wurde gut gesprochen und gut agiert. Die Inszenierung machte dem Direktor Herrn Franz alle Ehre. Alle Spieler hatten ihre Rollen prächtig gelernt und gaben sie mit Wärme und Begeisterung für die Sache. Das Publikum kargte denn auch nicht mit dem lautesten Beifall. Besonders prächtig nahmen sich der Görgl, Ferdl, Toni und Wastl vom Larchenbauern als römische Kriegsknechte aus.

Als der Schutzgeist zum erstenmal auftrat oder vielmehr herabgehutscht wurde, entfuhr es einem der fremden Zuschauer, der über den „deus ex machina“ nicht wenig ergötzt war, unter einem hellen Lachen: „Det is aber jottvoll!“

Im nächsten Augenblick verspürte er jedoch schon die derbe Faust seines Nachbarn im Nacken und hörte die halblauten und keineswegs mißzuverstehenden Worte: „Ob du glei stad bist, Stadtfrack! Oder i tauch' di unter die Bank abi, daß du den Himmel für a Bass-

176

geigen anschaut!“ Der unbesonnene Kritiker hütete sich wohl, noch einen Muckser zu tun, und bildete von da ab einen der andächtigsten Zuschauer.

Es war aber noch ein viel Andächtigerer im Theater. Der stand hinten im Stehparterre. Man sah es dem alten Holzer Kemigi ordentlich an, wie er Handlung, Personen und Worte auf der Bühne völlig mit Augen und Ohren verschlang.

Für den alten naiven Holzknecht, der aus den Bergen höchstens alle heiligen Zeiten einmal in das Dorf kam, war alles, was auf der Bühne vorging, Leben und Wirklichkeit. Er erlebte alles mit, Freuden und Leiden, Zorn und Mut, Auferbauung und Ergebung, Himmelssehnsucht und Erdenglück. Das alles spiegelte sich in seinen Gebärden und halblauten Ausrufen wieder. Er machte fast den Eindruck eines gefühlvollen Hundes, dem man auf einer Ziehharmonika ein Stück vorspielt.

Die Komödie ging zu Ende. Das Höllenviech machte seinem Namen alle Ehre, indem es eine unschuldige Jungfrau mit sich in den feurigen Schlund ziehen wollte.

Da ließ sich auf einmal aus dem Hintergrund des Zuschauerraumes eine laute Stimme vernehmen: „Fürcht’ di nit, Diandl! I lass’ dir nix g’schehen! Wart’ nur, i komm’ glei!“ Es war der Holzer Kemigi, der sich mit kräftigen Fäusten durch die Menge Bahn nach der Bühne brach. „I will dem Höllenviech schon den Schädel einschlagen! Jaß hab’ i mi lang g’nuua giftet drüber!“

Der Kemigi war unter dem schallenden Gelächter der
Greinz, Unterm roten Adler. 12

Anwesenden — auch der fremde Tourist getraute sich nach einem scheuen Blick auf seinen Nachbar mitzulachen — bis zu der vordersten Bank gekommen, auf der die geistlichen Herren saßen.

Ein dicker Kapuzinerpater, der vor Lachen fast zu plätzen drohte und sich ächzend das Bäuchlein hielt, während ihm die hellen Tränen über die feisten roten Wangen kugelten, bedeutete dem Remigi unter Prusten und Keuchen, daß das alles ja nicht ernst gemeint ist.

Der alte Holzknecht erwiderte aber ganz obstinat: „Da sein's g'stimmt, Hochwürden! Wenn dös nimmer ernst g'meint is, wenn so a blutjung's Diandl der Teufel holt, nachher weiß i nimmer, was a Ernst is!“

Der Herr Franz war zum Remigi getreten und sagte ihm, daß das Höllenviech der Obniedertupfer Sepp sei.

„Nachher tua i mir's do no a bissel überlegen!“ sagte der Holzer Kleinlaut und zog sich mit einem scheuen Blick auf das Höllenviech zurück.

Das Spiel konnte seinen Fortgang nehmen. Der Holzer Remigi wurde übrigens gleich darauf beruhigt, da der Schutzgeist das in Gefahr schwebende Diandl befreite. Mit dem Höllenviech versöhnte der Holzknecht sich schließlich auch noch. Als der Obniedertupfer Sepp nicht viel später den alten Sünder holte, in welchem der Remigi ganz deutlich den Mesner Nazi erkannte, brach er in ein wahres Beifallsgetöse aus, wodurch er abermals das Spiel unterbrach: „Recht is ihm g'schehen!“ schrie er. „Der alte Lump hat's ver-

178

dient! Er is mir schon von fünf Wintern das Holz schuldig! Nur abi in d' Höll' damit!" —

Der Schutzgeist sprach noch einen rührenden Epilog. Damit schloß die Komödie. Die Zuschauer zerstreuten sich in die Wirtshäuser. Für die geistlichen Herren hatte die Häuserin im Widum ein kleines Mahl hergerichtet.

Auch auf der Bühne war es allmählig immer leerer geworden. Die Kostüme und Waffen lagen kunterbunt durcheinander in allen Winkeln. Man hatte sie eben abgeworfen, wo jeder gerade stand. Zum Aufräumen war ja morgen noch ein Tag. Und vor einer Woche sollte ja die Komödie nicht wiederholt werden. Ein paar Übermütige hatten die Hinterwand der Dekoration entfernt und zusammengerollt, so daß man jetzt direkt ins Freie auf den Anger sah und die Maschinerie des Schutzgeistes in ihrer ganzen primitiven Nacktheit zum Vorschein kam.

Alle waren bereits gegangen, um die durstigen Kehlen anzufeuchten. Zuletzt waren nur der Sepp und das Kosei bei dem Theater anwesend. Wie das kam, wußte weder er noch sie.

Beide steckten sie noch in ihrem Kostüm. Das Diandl saß als Schutzgeist im Anger auf dem Pflock, der den Laden trug. Der Sepp stand als Höllenviech in seinem feuerroten Gewand breitspurig daneben. Nur die Maske mit den Bockshörnern hatte er abgenommen, weil sie ihm zu warm geworden war.

Keines von beiden sprach ein Wort. Das Diandl schaute ins Blaue, und der Sepp schien die einzelnen

Blätter an einem benachbarten Birnbaum zu zählen. Die Schimmer der Sonne, die sich bereits zum Untergang neigte, brachen durch das Blattwerk des Baumes und malten zitternde Schatten auf dem Wiesensboden.

„Sepp, du könntest mir an G'fallen tun!“ brach endlich das Kosei das lange Stillschweigen.

„So sag's halt!“ ermunterte sie der Sepp nicht gerade unfreundlich und sichtbar neugierig, was das Diandl wohl von ihm verlange.

„I möcht' no amal den Schutzgeist machen!“ sagte das Kosei, indem es hurtig von dem Pflock auf den Boden rutschte.

„Und da soll i wohl . . .?“ fragte der Sepp.

„Bitt' gar schön!“ schlug das Kosei ihre Kleinen Hände zusammen. „Hutsch mi a bissel aufi!“

„Dös kannst schon haben!“ meinte der Sepp.

„Aber nit drinnen in dem Kasten!“ deutete das Diandl nach der Bühne. „Da heraußen in der freien Welt möcht' i in der Höh' sein. Da muß einem ja völlig z'mut sein, wie an Engerl, bevor's in Himmel fliegt!“

„Meinetwegen!“ brummte der Sepp und kroch in den Bühnenraum. Das Kosei setzte sich im Anger auf das Ende des Ladens. Im nächsten Augenblick flog sie in die Höhe und wieder herab und abermals in die Höhe. So ging es fast eine Viertelstunde fort. Das Kosei hatte seine helle Freude dran.

„Halt!“ rief sie auf einmal. „Jatz will i amal ruhig in den Himmel schauen!“

Der Sepp drückte gehorsam den Laden nieder und legte sich bäuchlings mit seiner ganzen Schwere auf das in den Bühnenraum ragende Ende des Ladens. Das Kosei schwebte droben in schwindelnder Höhe; denn der Laden war im Freien viel länger, weshalb sein Endpunkt mit der leichten Last sehr hoch emporgeschwungen werden konnte.

Das Kosei saß droben und schüttelte die aufgelösten Haare und lachte aus vollem Halse.

„So, iatz hab' i g'nua vom Himmel g'sehen! Iatz laß mi nieder!“ rief sie endlich, den Kopf nach rückwärts drehend.

Es erfolgte keine Antwort. Sie blieb in gleicher Höhe schweben.

„Hast nit g'hört, Sepp!“ rief sie noch lauter. „Niederlassen sollst mi!“

Der Sepp rührte sich nicht.

„Sepp, wo bist denn?“ rief das Diandl, dem auf einmal in seiner luftigen Höhe angst wurde.

„Da bin i!“ ertönte es von unten.

„Willst mi denn nit niederlassen!“ kam es jetzt gezeit von den Lippen des Kosei.

„Könnt' mir nit einfallen!“ sagte der Sepp.

„Aber mach' keine Dummheiten, Sepp! Und sitzen tua i hart auf dem bloßen Brett! I halt's nimmer aus! Hast g'hört, Sepp!“

„Is mir alles gleich!“ kam es von unten herauf.

Das Kosei sah sich vergebens nach Hilfe um. Sie wußte, daß in dem Larchenhof kein Mensch daheim war. Jetzt, da sie notgedrungen in ihrer Lage

verweilen mußte, begann es sie wirklich zu schwindeln. Sie klammerte sich mit beiden Händen krampfhaft an den Laden.

„Sepp, laß mi abi!“ bat sie weinerlich.

„I mag nit!“ tönte es energisch zurück.

„Nachher fall' i abi!“

„Nachher fallst halt abi!“

Jetzt begann das Kosei wirklich zu weinen und das ganz herzbrechend. „Dös is dir ganz gleich, Sepp?“ schluchzte sie. „Dös hätt' i nit denkt von dir!“

„Soll's mir vielleicht nit gleich sein!“ rief der Sepp, dem in seiner Lage auf einmal ein merkwürdiger Mut dem Diandl gegenüber gekommen war. „Iß dir vielleicht nit aa gleich g'wesen, wia d' mi in Goaskotter g'sperret hast!“

Das Diandl schwieg eine Weile auf den Vorwurf, dann meinte es, indem das Weinen ihm fast die Stimme abstieß: „Es hat mi g'reut g'nua, weil du in der letzten Zeit gar nimmer kommen bist, Sepp, und di gar nimmer hast sehen lassen und kein einziges Wörtl mehr zu mir g'redet hast.“

„Und deswegen hat's di g'reut?“ rief der Sepp hinauf, dem auf einmal ganz eigentümlich zumute wurde.

Es juckte ihn, aufzuspringen und einen tüchtigen Luftsprung zu machen. Aber da wäre ja das Kosei unsanft zur Erde gefallen. Er mußte sich ordentlich zwingen, liegen zu bleiben. Und dann war er ja noch nicht fertig. Jetzt wollte er einmal reden. Wenn nur der Kooperator dagewesen wäre! Der sollte einmal

sehen, daß der Oberniedertupfer Sepp nicht gar so ein arges Kindvieh war.

„Bittest mi nachher wegen dem Goaskotter um Verzeihung?“ fragte der Sepp.

„Ja, i bitt' di um Verzeihung, tausendmal um Verzeihung! Die Buaben haben mi ang'lernt dazua!“ kam es von oben.

Der Sepp schluckte einige Male krampfhaft. Jetzt mußte es heraus, das lang Ersehnte und Gefürchtete. Das Diandl war ja hoch droben in der Luft. Der Sepp stellte sich vor, es sei wie in der Kirche, wo man auch seine Bitten an den Herrgott nach oben richte. Das gab ihm auf einmal eine besondere Schneid'. Zu dem Herrgott hatte er sich immer zu reden getraut. Warum also zu dem Diandl nicht?

„Also abgangen bin i dir in der letzten Zeit?“ fragte er.

„Ja!“

„Und warum denn?“

„Dös kann i nit sagen.“

„Warum denn nit?“

„Weil i mi scham!“ Der Sepp hätte, als er das hörte, am liebsten einen hellen Luchzer ausgestoßen.

„Soll i dir's sagen?“ fragte er.

„Ja!“ erwiderte das Diandl.

„Hast mi a bissel gern, Rosei?“

„Ja, ja, Sepp!“ kam es von der Höhe zwischen Lachen und Weinen. „Bitt' schön, laß mi abi!“

Der Oberniedertupfer Sepp ließ den Laden vorsichtig

nieder, als ob droben ein Korb mit frischgelegten Eiern gestanden hätte.

Mit einem Sprung war er auf dem Anger und hob das Kosei hoch in die Luft.

„Gern hast mi, Diandl! Sag's no amal!“ jubelte er, indem er sie sanft wieder auf den Rasen stellte.

Das Kosei reckte sich auf den Zehenspitzen zu ihm empor, während der Sepp in den Knien nachgab, daß sie sein Gesicht erreichen konnte. Sie drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen und sagte lachend: „Sa gern hab' i di, ganz narrisch gern! Und gelt, bist nimmer z'friagt¹⁾ mit mir?“

„Du liabes, muatwilliges z'nichtes Diandl, du!“ rief der Sepp. „Du —“ er besann sich eine Weile. „Du fünftes Rad am Wagen, du! Hab' i di iaz endlich amal!“

„Lang g'nug hast braucht!“ lachte das Kosei. „Und dei Standerl hat mi g'freut! I kann dir's gar nit sagen, wia!“

„Meiner Treu!“ sagte der Sepp. „Wenn d' nit wie a Engel vom Himmel hoch oben in der Luft g'hangen wärst, i hätt' die Schneid' meiner Lebtag nit g'funden, dir z'sagen, wia mir allerweil ums Herz g'wesen is!“

Vom Anger gingen der Sepp und das Kosei geradewegs in den Widum. Die geistlichen Herren schauten nicht wenig, als auf einmal der Sepp als Höllenviech mit dem Kosei als Schutzgeist in das Zimmer trat.

¹⁾ böse.

„Am nächsten Sonntag können's uns glei verkündigen lassen, Hochwürden!“ wandte sich der Sepp in seiner Freude an den Kooperator.

„Also hast do amal 's richtige Wörtl g'funden. Zah nimmi auch 's Rindvieh wieder z'rück mit Haut und Haar und Horn und Klauen!“ lachte der Herr Franz und fügte dann schalkhaft hinzu: „I tät aber so a Diandl, dös mi amal in Goasklotter g'sperret hat, nimmer nehmen, Sepp.“

Das schallende Gelächter, das sich auf diese Rede erhob, ließ den Sepp ahnen, daß der junge Geistliche gerade vorher die Geschichte von seinem verunglückten Standerl zum Besten gegeben haben mußte. Heute war aber dem Sepp alles gleichgültig.

„Was willst machen, wenn du mußt!“ sagte er und drückte mitten unter den geistlichen Herren seinem Kosei einen tüchtigen Schmaß auf den Mund, daß es nur so schnalzte.

Man ließ das Brautpaar hochleben. Die beiden Glücklichen mußten wacker Bescheid tun.

Vom Widum führte der Sepp sein erobertes Diandl zu seinem alten Mütterl, das seine helle Freude daran hatte.

Der Zunderhiasl wollte anfangs fast ein saures Gesicht schneiden, als er sah, daß das fünfte Rad am Wagen nun gar als Bäuerin auf den Hof kommen sollte.

Das war aber nur einen Augenblick. Dann hatte er an dem Glück der beiden in gleicher Weise seine ehrliche Freude.

Als der Obniedertupfer Sepp seinen Schutzgeist,
da es schon ganz dämmerig geworden war, zum
Larchenbauerngut heimbegleitete, da sang er durch die
Dorfstraße das kräftige Schnadahüpfel aus voller
Kehle:

„So weit als i aufi schau,
Is der Wald grün,
Und i lass' zu mein Diandel
Koan andern Buam giahn!
Holdrioh! Juche!
Holdrioh!“



Der Sympathie-Hansl.

Der Hansl in Eggental kurlert alles mit der „Sympathie“. Die ganze moderne Medizin bedeutet für ihn nichts anderes, als einen bodenlosen Schwindel. Der Sympathie-Hansl scheint mit seiner Meinung übrigens gar nicht so vereinsamt dazustehen; denn er genießt einen ganz gewaltigen Zuspruch wohl zehn Stunden im Umkreis.

An der Wiege schien es dem Hansl gerade nicht gesungen worden zu sein, daß er sich einmal auf die Sympathie-Doktorei werfen würde. Er war eines unter den vielen Kindern eines Kleinhäuslers. Nach dem Tode der Eltern hatte der älteste Sohn auf das Gütel geheiratet. Die übrigen wurden aufgeteilt — wie viel's halt dort zu teilen gibt, wo überhaupt nichts vorhanden ist. Die ganze Erbschaft des Hansl bestand aus einem alten Gebetbuch der Mutter, einem bemalten Schublackasten und zwei Scheffeln Maiskorn. Damit konnte er sich etablieren, wenn er wollte.

Er zog es aber vor, in der Fremde sein Glück zu versuchen, da er ein Handwerk erlernt hatte. Er war Maurer von Profession. An die zwanzig Jahre sah man den Hansl in Eggental nicht mehr. Als er zurückkam, war er ein hoher Bierziger geworden und

brachte auch einige Ersparnisse mit. Damit kaufte er eine alte Reuschen¹⁾, eine Viertelstunde außer dem Dorf, die schon lange Zeit unbewohnt war, da die Besitzer ohne Erben verstorben waren. Das kleine Haus fiel der Gemeindeverwaltung zu, die froh war, es um eine bare Summe wieder loszubringen. Es machte keinen geringen Eindruck, daß der Hansl gleich den ganzen Kauffschilling in Banknoten auf den Tisch zählte.

Seine Behausung hatte sich der Hansl in kurzer Frist als Mann vom Fach recht stattlich wieder hergerichtet, so daß jetzt der Besitz in dem freundlichen Obstgarten ein recht schmuckes Aussehen gewann. Ein Weib auf sein Gut heimzuführen, dazu konnte sich der Hansl nicht entschließen. „I will mein' Frieden haben!“ war seine regelmäßige Antwort, wenn ihn einer deswegen anließ.

Bald hieß es im Dorf, daß der Hansl mehr könne, als Kraut hacken und Knödel essen. Er sei lange in Ungarn gewesen und habe dort den Zigeunern viel abg'lurt²⁾. Neulich habe er die Kuh beim Grundlechnerbauern besprochen, die schon gar keine Milch mehr geben wollte, und beim Obermoahrer habe er einen kräftigen Stallsegen gemacht, dem Knecht vom Zohrer das Reußen aus seinen Hazen vertrieben, und die alte Mahndl vom Grapp Wasterl sei auch viel besser, während sie sich früher fast zu Tode gehustet habe.

¹⁾ Hütte. ²⁾ heimlich abgelernt.

Die Chronik dieser wunderbaren Heilungen vermehrte sich von Tag zu Tag. In dem gleichen Maße stieg auch das Ansehen des Hansl, der in einigen Monaten aus dem Maurer Hansl plötzlich der Sympathie-Hansl geworden war.

Der Hansl war im Anfang in seinem eigentlichen Handwerk noch fleißig auf die Stear¹⁾ gegangen. Er gab aber bald die schwierige Malterei auf, um sich seinem höheren Berufe zu widmen. Das trug ihm auch viel mehr ein, und man munkelte im ganzen Thal, daß der Hansl fast jeden Monat nach Bozen zur Spar-Kasse wanderte und dort stets eine ganz respectable Einlage machte.

Mehrere Jahre sind seit der Rückkehr des Hansl verfloßen. Er gilt als gleich tüchtig für Vieh und Leut'. Gibt sich auch einen Anstrich, der Hansl. Und man muß gut in der Gnade sein, wenn man gleich vorgelassen wird; denn er hat fortwährend über Hals und Kopf zu tun und fühlt die ganze Verantwortlichkeit seines schweren Amtes auf den Schultern.

Man muß ihn nur aus der Haustür treten sehen mit den kurzen Rodenhosen, dem von der ortsüblichen Sitte abweichend langen Rock und der silberbeschlagenen Tabakspfeife — eine Respektsperson vom Scheitel bis zur Sohle!

In seinem Hause hat der Sympathiedoktor aus einer früheren Waschkuchel ein ganzes Laboratorium geschaffen. Da kocht und braut er seine geheimnisvollen

¹⁾ Tagewerk.

Tränke, reibt und stößt seine Pulver, mischt die Salben, verfertigt Amulette, Bänder und andern Kram, den er mit allen möglichen und unmöglichen Kräutern füllt. Kurz, es gibt innerhalb der gesamten Medizin kein irgendwie geartetes Gebrest, gegen das der Hansl nicht „a Mittelle“ vorrätig hätte.

Auf Stellagen an der Wand seiner Herentuchel hat er alle möglichen Töpfe und Gefäße aneinandergereiht. Namentlich prunken da viele Blindschleichen, Eidechsen, Frösche, Nattern und andere Amphibien in großen, mit Spiritus gefüllten Kompotgläsern. Ob die auch zu Heilungen verwendet werden oder nur Eindruck auf den Besucher machen sollen, bleibt unentschieden.

Dem letzteren Zweck dient jedenfalls das Kabinettstück in Hansels Behausung — ein unförmliches Ding, das von der gewölbten Decke schaukelt und sich in den dämmerigen Konturen des Raumes doch einigermaßen abenteuerlich ausnimmt. Der Hansl behauptet, es sei ein getrockneter Seedrache, ein schon bei den Magiern beliebtes Requisit.

Ein junger Mediziner aus Eggental, der in den Ferien heim kommt, hat das Ungetüm jedoch einmal, als der Besitzer nicht zu Hause war, untersucht und es für nichts weiteres, als eine stark vermorschte Pferdeschulter erklärt. Er behielt aber seine Meinung für sich, um es mit dem Sympathie-Hansl, bei dem er oft köstliche Stunden verbrachte, nicht zu verderben.

Man würde dem Hansl bitter unrecht tun, wenn man ihn als einen Schwindler bezeichnen wollte; denn

er war von der Heilkraft seines Systems fest überzeugt und glaubte alles selbst steif und fest. Und das, was er anfangs vielleicht nicht geglaubt hätte, beschwor er sicherlich im Laufe der Jahre. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß man sich selbst so anlügen kann, daß man es schließlich noch viel eher glaubt, als alle andern. So war es auch dem Hansl ergangen.

Seine Kuchel war sein höchster Stolz. Nur ausgewählte Kunden empfing er in diesem geheiligten Raume, inmitten aller seiner Karitäten.

Eines jedoch mangelte ihm noch immer, und das ließ ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe. In seiner Sammlung vermißte er ein Stück Galgenholz.

Das Galgenholz spielt sowohl im Volksaberglauben, als auch bei den Sympathiekuren eine bedeutende Rolle. Man braucht damit nur einen leidenden Teil zu berühren, um alsbald eine erhebliche Besserung wahrzunehmen. Zahnstocher aus diesem Wunderholz heilen unfehlbar alle Schmerzen. Ja, man hat schon Lahme hörend gemacht und Laube zum Gehen gebracht. Wer's nicht glaubt, zahlt einen Sechser!

Der Hansl hatte sich aus den verschiedensten alten Doktorbüchern und Traktaten schon ganz genau zusammengeklaut, unter welchen schauerlichen Beschwörungen dem Holz seine Zauberkraft verliehen werden könne. Es mußte vor allem ein Stück Holz unter dem Rücken des Gehängten herausgeschnitten werden.

Die Hoffnung auf Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches hatte der Hansl schon nahezu aufgegeben. Seit er wieder in Eggental war, hatte man in ganz

Tirol erst ein einziges Mal einen armen Sünder justifiziert. Und da wollte es gerade der leidige Teufel, daß der Hansl wegen Kurpfuscherei vierzehn Tage sitzen mußte.

Wie er auch im Genuß seiner persönlichen Freiheit zu dem Ersehnten gekommen wäre, darüber wußte er sich keine Rechenschaft abzulegen; denn trotz seiner Wanderjahre besaß er recht wenig „Spundus“¹⁾ von der ganzen Welt. Auf den Häusergerüsten und bei der Maurerkelle hatte er natürlich seinen Blick nicht erweitert, ebensowenig in der Gesellschaft, in der er sich seine Wissenschaft geholt hatte. Eine Zeitung las er grundsätzlich niemals, weil „dös alles erlogen is!“ — pflegte er zu sagen.

Daß der Hansl im Grund genommen strohdumm war, das wußten aus dem näheren Verkehr mit ihm der junge Mediziner und noch ein Ostudierter. Das war der jüngste Sohn des Altvorstehers, der auf der landwirtschaftlichen Schule zu Rotholz ausgebildet wurde.

Der Kirchleitner Peterl, wie man den Mediziner im Dorfe noch immer hieß, und der Platter Jörgl waren dicke Freunde, die im Sommer immer Partien machten und den ganzen Tag beieinander steckten. Häufig befand sich auch der Hansl in ihrer Gesellschaft, der den Mediziner stets auf seine Weise aushorchte und die unglaublichsten Bären aufgebunden bekam.

An einem schönen Nachmittag überraschten die bei-

¹⁾ Verständnis.

den Kameraden den Sympathie-Hansl in seiner Kuchel, wie er gerade in einem steinernen Mörser getrocknete Regenwürmer zerrieb. Das Pulver, während der Nacht unter das Kopfkissen gestreut, war ein unfehlbares Mittel gegen Kopfschmerzen.

Der Hansl wanderte mit den beiden, als er seine Arbeit beendet hatte, in die Stuben, brachte eine große Flasche mit Enzian und drei Schnapsgläser und schenkte sich und seinen Gästen ein.

Als sie gehörig warm geworden waren, rückte der Kirchleitner Peterl mit einer geheimnisvollen Miene heraus: „Hansl, weißt d' schon 's allerneueste?“

„Is mir nix wissentlich!“ erwiderte der Hansl, gespannt aufhorchend.

„Die letzte Nacht is einer umbracht und ausg'raubt worden!“ sprach der Platter Jörgl.

„Ja, wo denn?“ fragte der Hansl.

„In unserer nächsten Nähe, droben im Karer Wald.“

„Was d' nit sagst!“ verwunderte sich der Hansl.
„Daß i aber nix g'hört hab'!“

„Weiß aa no niemand drum. Es is das strengste Geheimnis. Und wer's ausplaudert, wird a halbes Jahr eing'sperrt!“ erklärte der Peterl mit einer Miene, als wenn eher daran zu zweifeln wäre, daß morgen die Sonne aufgehe, als an seiner Behauptung.

„Und wer hat's denn tan?“ forschte der Hansl weiter.

„A Balscher aus'm Fassatal.“

„Ja, haben sie ihn denn schon?“

„Glei auf der Stell' haben sie ihn g'habt — in flagranti erwischt.“

Der Hansl konnte sich nicht mehr halten, tanzte in der Stube herum wie närrisch, schnalzte mit den Fingern und schrie: „Suche! Der wird g'wiß aufg'hängt!“

„Das laßt si denken!“ bestätigte der Peterl. Dann drückte er den Hansl auf einen Stuhl nieder und sagte mit dem Anstrich eines Untersuchungsrichters: „Du, Hansl, i will dir was sagen, wenn du a anvertrautes Wort bewahren und dei' Pappen halten kannst!“

„Bua!“ rief der Hansl. „Stad will i sein, stad, daß a Stoan eher red't als wia i!“

„Alsdann!“ holte der Peterl aus. „Weißt, wann der walsche Lump g'hängt wird und wo?“

„Wia soll i's denn wissen?“

„Aber wir wissen's!“ erklärte der Mediziner. „No heut' in der Nacht und auf'm selben Fleck im Wald droben, wo die Tat g'schehen is und wo sie ihn erwischt haben. Es is alles in der Still' und G'hoam. Sie haben ihn glei nach Birchabruck abi g'liefert zum Gensdarmarieposten — und wia g'sagt, heut' Nacht wird er g'hängt.“

„Dös is völlig unmöglich!“ sagte der Hansl ungläubig, der aus eigener Erfahrung einigen Einblick in den Gang der Gerichtspflege getan hatte. „Der muaß ja z'erst nach Bozen ausg'liefert und dort verhandelt werden!“

Da fuhr ihn aber der Jörgel schön an, daß er ganz

auf seinem Stuhl zusammenknickte: „Du Stockador-
esel überanand! Kennst denn du dös neue G'setz
nit, dös sie vor an Monat im Wiener Parlament
außerbracht haben? Sein ja alle Zeitungen davon voll
g'wesen!“

„Ja, ja, i hab' schon was läuten hören!“ meinte
der Hansl, um in den Augen der beiden nicht ganz
unwissend dazustehn.

„Gar nix hast läuten hören! Warum lest aa Eoa
Zeitung nit!“ schrie der Peterl auf ihn ein.

„Ja, was is denn dös nachher mit dem G'setz
und dem Plarament, oder wie dös Ding hoassen tut?“
fragte der Hansl, der wieder neugierig zu werden
begann.

„Naa, so a Mensch!“ seufzte der Mediziner auf.
„Du bist wirklich um a ganzes Jahrhundert z'ruck!
Dös G'setz hoast also: Wenn ein Mörder in flagranti
— hast verstanden, in flagranti, ertappt wird, dann
wird er ohne vorhargehende Untersuchung an Ort und
Stelle justifiziert.“

„Dös is gar aus! Alles hab' i freilich nit verstanden
von dem neuchem G'setz, b'sonders dös vom ‚granti‘
nit!“ sagte der Hansl.

„Dös brauchst aa nit zu versteh'n!“ sprach der
Förgl. „Die Sach' is amal a so und nit anders.
Und wenn du heut' Nacht nit zu dein' Galgenholz
kommst, nachher bist a armer Häuter, der um Eoan
Pffifferling Schneid' hat!“

„Wer sagt denn, daß i Eoa Schneid' hab'!“ wurde
der Hansl obstinat. „Glei iaß pack' i z'sammen und

mach' mi in Karer Wald aufi, damit i 's ja nit ver-
saum'."

„Ja, untersteh' di!“ rief der Peterl. „Daß du di
vor der Nacht nit vor die Tür aufi rührst! Glaubst
vielleicht, wir wollen wegen deiner eingekastelt werden,
wenn die ganze Sach' aufmar¹⁾ wird. Und weißt
denn du nit, daß man das Galgenholz um Mitternacht
holen muß, wenn's a Kraft haben soll?“

„Freili woasß i's!“ eiferte der Hansl. „Da redt's
mir nur nix drein! Bei dem Zeug bin i beim
Brett²⁾!“ Und nun kramte er umständlich seine ganze
Wissenschaft aus. Die beiden hörten ihm geduldig zu.
Nur manchmal stand einer auf und machte eine Runde
durch die Stube. Man merkte es an dem krampfhaften
Zucken seiner Gesichtsmuskeln, daß er alle Mühe
hatte, ein helles Lachen zu verbeißen.

„Das Wichtigste hast aber vergessen oder weißt
es überhaupt nit!“ sagte der Peterl, als der Hansl
mit seinen Darlegungen zu Ende war. „Bei so Dingen
is alleweil der Teufel mit im Spiel.“

„Dafür hab i ja die g'weihete Kreiden mit!“ be-
ruhigte ihn der Hansl. „Der darf über'n Kreis nit
einer!“

„Deswegen holt er di do mitsamt deiner g'weiheten
Kreiden!“ versicherte der Jörgl. „Paß auf iah und
schreib' dir's in dein Hirnkasten eini, was i dir sag'!
— Wenn's Holz außer g'schnitten is und du di zum
Gehen richtest, mußst du mit an schweren Hammer dem

¹⁾ bekannt. ²⁾ bin ich Sachverständiger!

armen Sünder dreimal aufs Herz schlagen, sonst holt di auf'm Heimweg der Teufel und knüpft di auf'm nächsten Baumast auf — grad mit dem Unterschied, daß er dir z'erst noch 's G'nack umdreht!“

Der Hansl bekreuzigte sich bei dieser schauerlichen Eröffnung. Dann meinte er kleinlaut: „Es seid's g'studiert. Da müaßt's wohl aa da davon was verstehen! Wißt's was, weil dös schon so a hoamlische Sach' unter uns drei is, so könntet's mi leicht heut' Nacht begleiten. Drei richten alleweil mehr aus, als einer allein.“

„Aha! Is dir die Schneid' schon in die kleine Zehen abig'rutscht!“ höhnte der Peterl.

„Das nit!“ meinte der Hansl wichtig. „Aber recht wär' mir's halt do, wann's mitgehen tätet's!“

„Meinetwegen!“ sagte der Jörgl großmütig. „Aber viel drum is uns weiter nit!“ fügte er hinzu.

„I will mi schon erkenntlich zeigen!“ meinte der Sympathie-Hansl rasch, der vor Erregung schon ganz fieberte.

„Braucht's nit!“ sprach der Peterl. „Wir gehen mit aus purer Freundschaft, weil du a ganz rarer Mensch bist.“

„Hand drauf!“ versicherte sich der Hansl.

„Abg'macht is abg'macht!“ schlugen beide in die dargebotene Rechte. „Aber stad sein und nit von dem Fleck da rühren, bevor wir di abholen!“

Der Hansl versprach alles, und die beiden verab-schiedeten sich. — —

Die Geduld des Hansl wurde auf die höchste Probe

gestellt. Er trippelte unruhig im Hause hin und her und suchte die verschiedensten Dinge zusammen, die ihm zu dem abenteuerlichen Weg nötig erschienen. Heute schmeckte ihm kein Abendessen, obwohl ihm seine alte Häuserin eine seiner Leibspeisen gekocht hatte, ein schmalziges Rahmnuas, pultendick voll saftiger schwarzer Bergkirschchen.

Es war bereits zehn Uhr nachts, als sich der Hansl entschloß: jetzt warte er keine Minute mehr länger und wenn er auch allein gehen müsse! Das Herz schlug ihm allerdings bei dem Gedanken. Manchmal dachte er sich auch, ob die beiden ihn nicht hatten blau anlaufen lassen, schlug sich jedoch solche Zweifel gleich wieder aus dem Kopf. Er hatte sich in die Geschichte schon mit Haut und Haaren hinein verrannt. Was man selbst gern haben will, das glaubt man auch am leichtesten. Ein Kirchenlicht war der Hansl nie gewesen und hatte deshalb auch noch niemals Gelegenheit gefunden, die Gescheutheit mit Löffeln zu fressen.

Schon machte sich der Hansl reisefertig, als es laut an der Haustür klopfte. Es waren der Peterl und Jörgl. Beide in weite Wettermäntel vermunnt und alte Filzhüte mit Hahnenfedern auf dem Kopf, als wenn sie eine Rolle im Freischütz zu spielen hätten. Der Jörgl trug eine kleine Stallaterne.

Dem Hansl wurde es ganz gruselig, und die Gänsstiften stiegen ihm am ganzen Körper auf, wenn er daran dachte, was die nächsten Stunden bringen sollten.

Seine beiden Kameraden bei dem waghalsigen Unternehmen trieben ihn zur Eile an. Einige Minuten

198

später wanderten denn auch alle drei durchs Dorf. Der Hansl war noch einmal so dick als sonst; denn er hatte alle Taschen mit g'weiheten Sachen ausgehoppt. Den Hammer hatte er gleichfalls nicht vergessen, obschon bereits der Peterl ein solches Instrument mitgeschleppt hatte.

Es war eine laue Nacht und Neumond. Der Himmel war klar. Das Heer der Sterne glänzte und funkelte droben, daß es eine Pracht war. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und wickelte und wackelte mit den Hahnenfedern auf den Hüten des Peterl und Jörgl.

Da das Dorf Eggental ohnedies mitten im Wald liegt, hatten sie bald die dunklen Bäume erreicht. Hier war die Laterne gut zu brauchen, um den schmalen Steig nicht zu verlieren, der durch den ungeheuern, viele Stunden sich erstreckenden urwaldähnlichen Karer Forst führt.

Man war schon fast zwei Stunden gegangen und mußte in kurzem die Höhe des Karerseepasses gewonnen haben, als der Jörgl mahnte, man möge vorsichtiger auftreten; denn man näherte sich dem Bestimmungsorte.

Eine kleine Waldblöße tat sich vor den nächtlichen Wanderern auf. Dem Hansl begannen die Knie zu schlottern, als er in der Weite kaum eines Büchsen schusses an einem Baum etwas in der Luft hin und her schwanken sah.

„Wir sein schon da!“ flüsterte der Peterl mit unterdrückter Stimme. „Wenn du aber naggelst wie a

Lampelschwoaf¹⁾) und dei' Herz in der Hosentaschen hast, nachher Lehren wir wieder um!“ wandte er sich zum Hansl.

„Nur weiter! Nur weiter!“ klapperte der mit den Zähnen.

Die drei gelangten an den verhängnisvollen Baum. Der ganze Anblick hatte wirklich etwas Unheimliches und hätte auch einen weniger Furchtsamen, der zufällig in der Nacht des Weges gekommen wäre, zur Flucht treiben können.

In dem spärlichen unsichern Licht der Laterne baumelte mitten im Waldesdüster eine lange hagere Gestalt an dem Ast einer hochstämmigen Fichte, kaum einen Fuß über dem Boden.

Der Hansl, der seine beiden Begleiter zur Seite sah, schöpfte plötzlich wieder Mut, kramte alle seine Sachen aus und begann mit der g'weihnten Kreiden einen großen Kreis um den Baum zu ziehen. Während er seinen Hofuspokus aufführte, saßen der Peterl und der Jörgl auf zwei nahen Baumstümpfen und drehten und wanden sich, als wenn sie von den entsetzlichsten Krämpfen gefoltert würden.

Jetzt nahte der große Moment, wo der Hansl ein Stück Holz hinter dem Rücken des armen Sünders herauszuschneiden mußte. Er bat seine Begleiter flehentlich, ihm dabei behilflich zu sein. Die waren denn auch gleich dazu bereit.

Sie schoben mit sichtlicher Anstrengung den Körper,

¹⁾ zitterst wie der Schweif eines Lämmchens.

der Knapp am Baumstamm anlag, beiseite. Der Hansl schlüpfte in den freigewordenen Raum und schnitzelte im Schweiß seines Angesichts — vor Anstrengung und Todesangst zugleich — eilig darauf los.

Alle Augenblicke ließen der Peterl und der Jörgl den Körper des armen Sünders wieder auf den Hansl zurück plumpfen, worauf dieser regelmäßig sich mit einem lauten Aufschrei duckte und, auf allen Vieren kriechend, Reißaus nahm. Immer aber kehrte er wieder zurück. Es war eine richtige Eier über ihn gekommen, soviel als möglich von dem Galgenholz zu gewinnen. Trotz aller Furcht stand ihm dennoch der schwinghafte Handel vor Augen, den er damit betreiben konnte.

Endlich war das schwierige Werk vollendet. Der Hansl hielt einen damischen Brocken von dem teuren Holz in Händen, samt Rinde und Baumbast. Reuchend überlegte er schon, wie er die Rinde pulverisieren und den Bast aussieden wollte, als ihn der Jörgl und der Peterl an die erforderlichen drei Hammerschläge gemahnten, wenn er mit heiler Haut davon kommen wolle.

Lange konnte sich der Hansl nicht zu diesem letzten und unheimlichsten Akt seiner Beschwörung entschließen, als er endlich mit zitternder Hand den ersten Schlag führte.

„Stärker, stärker!“ rief der Jörgl und zog sich gleichzeitig mit seinem Kameraden um ein paar Schritte zurück.

Der Hansl hieb schon herzhafter zu.

„Setz noch amal... aber schon ganz wüatig! Sonst nußt's nix!“ sagte der Peterl.

Der Hansl holte weit aus und führte einen kräftigen Schlag gegen die linke Brustseite des armen Sünders.

Im nächsten Augenblick erfolgte eine heftige Detonation. Flammen und Blitze sprühten aus dem Körper, der momentan in Feuer stand. Feurige Kugeln fuhren in die Luft und verzischten droben über den Wipfeln der Bäume. Raketen prasselten hervor, Pöllerschläge erdröhnten. Es war, als ob die ganze Hölle los wäre. Für kurze Zeit herrschte auf der einsamen Waldblöße das prächtigste Feuerwerk, das sich denken läßt, abwechselnd wieder von rotem und grünem bengalischem Licht überstrahlt.

Als der Krach erfolgte, hatte der Hansl den Hammer von sich geschleudert und suchte laut schreiend das Weite. „Er hat mi schon!“ rief er entsetzt. „Alle vierzehn Nothelfer steht's mir bei!“

Das dröhnende Gelächter des Peterl und Jörgl hallte hinter ihm drein. Der entsetzte Beschwörer mochte es wohl für das Lachen von tausend Höllengeistern halten; denn ohne sich umzusehen, verschwand er mit verzweifelten Sprüngen im Wald.

Der Jörgl und der Peterl sahen noch mit dem größten Behagen dem Feuerwerk zu und machten sich dann gleichfalls auf den Heimweg, ohne jedoch ihr Opfer einholen zu können . . .

Der Hansl war volle vierzehn Tage nicht zu sehen. Er hatte sich in sein Haus verkrochen und wollte mit niemandem zu tun haben.

Daß die zwei Studenten dem Sympathie-Hansl im

Karer Wald einen „Speibteufel“¹⁾ aufgehängt hatten, war schon am nächsten Tag im ganzen Dorf ruckbar, da die Veranstalter der ganzen Mordshetz natürlich auch für deren Verbreitung sorgten.

Sie hatten ja mit dem Spaß ihre erkleckliche Mühe gehabt. Der Aufbau der Strohsfigur, die sie mit allerlei ungefährlichen Explosivstoffen füllten, in der Herzgegend verschiedene Zündkapseln anbringend, war mit Schwierigkeiten verbunden.

Der Jörgl und der Peterl hatten viele Tage daran heimlich in einer versteckten Dachkammer gearbeitet und in der vorangegangenen Nacht die geladene Ackerscheuche mit der größten Vorsicht bis hoch in den Karer Wald emporschleppen müssen.

Der Hansl erholte sich bald wieder von dem ausgestandenen Schrecken. Seine Sehnsucht nach einem Stück Galgenholz ist deshalb nicht geringer geworden. Seine Praxis hat durch das Ereignis keinen Schaden erlitten, sondern eher zugenommen. Es gab Leute genug, die da sagten, es müsse bei der Geschichte doch nicht ganz mit richtigen Dingen hergegangen sein. Der Peterl und der Jörgl seien zwei „Luther“, die an den Teufel nicht glaubten und hätten sich was zusammen gedichtet und gelogen. Wer könne auch Studenten trauen! Sagt ja doch schon das Schnadahüpfel:

Und a K und a B,
Und d' Studenten sein nett;
Und a B und a K,
Aber taugen tuan's nir!“

1) Feuerwerk.

Mit der Freundschaft der beiden war es beim Hansl allerdings für geraume Zeit vorbei. Schließlich ließ er sich aber doch wieder versöhnen. Die erste Veranlassung dazu gab ein prachtvoller Feuermolch, den der Mediziner dem Sympathie-Hansl zum Geschenk machte.

Benige Tage, bevor die beiden im Herbst zu ihren Studien abreisten, saßen sie beim Hansl wieder in der Stuben. Die drei üblichen Glaseln Enzeler standen auf dem Tisch, und die Häuserin hatte fein aufgeschnittenen roten Speck und mürbes Weißbrod daneben gestellt. Ohne irgend einen Bären wird der Hansl an jenem Tag wohl auch nicht schlafen gegangen sein.



Auf'm Schub.

Es passiert nicht jedermann, daß er gleich am ersten Sonntag im Advent über ein sauberes Diandl stolpert. Dem Pardeller Lipp ist's aber doch passiert. Der Lipp war im Dorf bei der Vesper gewesen, hatte dann beim Löwenwirt mit drei Viertelen die Gurgel etwas feucht gefüttert und ein Karterle gemacht. Dann hielt er es an der Zeit, wieder um ein Haus weiter zu gehen.

Es war ein laues, angenehmes Wetter, fast wie im Frühjahr. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß es schon anfangs Dezember war. Drunten im Thal war es überall aper, der braune Erdboden guckte durch; da und dort lugte noch frisches Grün mit seinen Spitzen aus den Schollen.

Ein warmer Wind strich von Süden. Auf den Bergen ringsum lag allerdings der Schnee bis tief in den Wald herab. Dem Lipp war es in seiner Toppe völlig zu heiß geworden, als er durch die Felder nach dem sacht ansteigenden Waldpfad strebte, der ihn auf seinen Einödhof führen sollte. Er hatte die Toppe ausgezogen, lose umgehangen und schritt rüstig fürbaß.

Das kleine Gut des jungen Bauern, auf dem er mit seinem alten halbblinden Mütterl und einem ebenso alten Knecht allein hauste, war fast eine Stunde weit

vom Dorf entfernt. Wenn's auch nur gerade zum Leben trug, so lag es doch stattlich da mitten im Wald, das kleine einstöckige Haus mit dem hölzernen Sölder, und ringsum eine bebaute waldfreie Fläche. Der Lipp hatte eine einzige größere Bergwiese auswärts. Sonst konnte er sein ganzes Eigentum mit einem Blick übersehen. Das vereinfachte die Feldarbeit und gab dem ganzen Besitztum eine gewisse Abgeschlossenheit und Behäbigkeit.

In weiterer oder geringerer Ferne rauschten die hohen Fichten. Auch mit Wasser war der Lipp hinreichend versorgt. Ein frischer Quell, an dem im Sommer saftiger Brunnkreß wuchs, sprudelte dicht neben dem Hause.

Im Stalle trug es drei Kühe, von denen man keine einzige auf die Alm zu geben brauchte; denn das Anwesen des Pardeller Lipp war schon selbst eine Art Almwirtschaft. Dort wurde gebuttert und Käse bereitet, daß es eine helle Freude war. Und wenn der Löwenwirt im Dorfe drunten Sommerfrischler hatte und einen besonders guten Butter für die Fremden zum Kaffee haben wollte, dann schickte er regelmäßig zum Lipp.

Seinen Vater hatte der Lipp bereits verloren, als er noch ein halbgewachsenes Bübl war. Geschwister hatte er nie besessen. Seiner alten Mutter war er aber mit der Zeit eine wichtige Stütze geworden. Vom Militär hatten sie ihn aus diesem Grunde gänzlich freigegeben. Auch ans Heiraten hatte der Lipp noch niemals gedacht.

„Es haust sich soviel fein, wenn man los und ledig ist!“ pflegte er zu sagen. „Kannst heimkommen zu jeder Tageszeit, hörst nie a Kinderg’schrei. Es is soviel stad bei mir heroben, fast wie in der ewigen Ruh’. Hörst oft den ganzen Tag nix als a Kuahschellen läuten oder an Vogel pfeifen. Schau’, und dös taugt mir halt!“

Ähnliches mochte der Lipp denken, als er damals von der Besper nach Hause ging. Ein zufriedenes Lächeln glitt über sein wettergebräuntes Gesicht. Man sah es dem Pardeller Lipp ordentlich an, daß es ihm auf dieser buckligen Welt taugte.

„Hallo! Sha!“ rief er auf einmal aus. Wenn er sich nicht noch rechtzeitig gehalten hätte, wäre er allers längs auf dem schmalen Feldweg, der zwischen einem Gerstenacker und einem ziemlich steilen Wiesenrain führte, hingepurzelt.

„Was geht denn da für a Malefizwurzeln über’n Steig!“ murmelte der Lipp zwischen den Zähnen, indem er der Meinung war, irgend ein alter Baum hätte sich mit seinen Ausläufern bis hierher erstreckt.

Als er einigermaßen wieder Posto gefaßt hatte, sah er sich um. Am Rain saß ein junges Diandl, das ihn schier ängstlich ansah und nun ganz zusammengekauert war. Aber sie war der Lipp gestolpert. Einen Augenblick riß der Bauer Mund und Augen über die seltsame Begegnung auf. Dann brach er in ein helles Lachen aus. Das Diandl wurde feuerrot und versteckte das Gesicht in den Händen.

„Hab’ i dir weh tan?“ fragte der Lipp besorgt.

„I bin schon a rechter Dall! So geht's, wenn man auf alles mehr denkt, als auf den Weg unter d'Füß!“ Dabei hatte er sich unwillkürlich dicht neben dem Diandl niedergelassen.

Das Diandl hatte unterdessen wieder aufgeschaut, dann warf es einen raschen ängstlichen Blick nach rückwärts und maß gleich darauf von der Seite den Lipp, nicht gerade unfreundlich — aber doch lag etwas Bittendes darin, als wenn es ihr lieber gewesen wäre, der Bauer ginge wieder seines Wegs.

Der Lipp saß aber pumpfest und machte sich's jetzt erst recht bequem. Das Diandl rückte ein wenig von ihm und zog ein kleines Bündel nach sich, in dem es offenbar Kleider und Wäsche verborgen hatte.

„Du brauchst di nit z'fürchten!“ meinte der Lipp lachend. „I bin nit giftig und beißen tu' i aa nit, wenn etwas nit gar gekocht is!“ Dabei zeigte er eine Reihe starker, schneeweißer Zähne hinter dem buschigen Schnurrbart, ein wahres Roßgebiß.

„I fürcht' mi nit!“ entgegnete das Diandl jetzt, halb schelmisch, halb trotzig und wandte ihrem Nachbar das volle Gesicht zu.

Sie konnte noch nicht zwanzig Jahre alt sein. Ein frisches, jugendliches Gesicht voll Aufrichtigkeit und Anmut, zwei dunkelbraune Augen, die aber etwas verweint schienen. Die schweren Zöpfe waren auf ihrem Kopf zu einer Art Krone geflochten. Die frischen roten Lippen hielt sie fest zusammengepreßt, wenn sie nicht gerade sprach.

„Was soll i mi fürchten!“ ergänzte sie. „I bin
208

unter guter Obhut. Mir kann rein gar nix g'schehen!“
Das letztere klang rauh und herb.

Der Lipp schien es überhört zu haben. Er rückte die Spanne, die das Diandl zwischen sich und ihm gelassen hatte, nach und schob, als wenn das nicht anders sein könnte, seinen Arm leicht um ihre Mitte. Sie wollte im ersten Augenblick wieder von ihm fort, ließ es aber dann bleiben.

„Schau“, meinte der Lipp gutmütig, „sei nit so grantig. Bist denn auf der Wander, Diandl? Gehst in an andern Dienst?“

„I geh' in gar koan' Dienst!“ erwiderte sie rasch.

„Aber fort willst do, zu was denn sonst das Packel! Und so mutterseelenallein!“ meinte der Lipp mit dem Ausdruck aufrichtigen Mitgeföhles.

Sie sah ihn groß an und sagte langsam: „Woher weißt denn du, daß i allein bin?“

„Ja, i sieh' und hör' sonst niemand!“ sprach der Lipp. „Außer wenn du halt unsern Herrgott meinst, der überall mit dabei is! Du wirst ihn schon brauchen können, wenn du no an weiten Weg hast.“

„Unser Herrgott hat mi wohl ganz verlassen!“ rief das Diandl plötzlich in leidenschaftlichem Schmerz und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Der Lipp sah völlig erschrocken auf das junge Wesen und zog sie dann fest an sich und sprach ihr zu, fast wie eine Mutter ihrem franken Kind zuspricht: „Reg' di jetzt nit auf, Diandl. Es wird alles wieder besser werden. Und wenn i dir in etwas helfen kann, der Pardeller Lipp hat no koan' in Stich g'lassen, und a

armes Madl schon gar nit. I hab's ja selber schon kennen g'lernt, was es heißt, klein zubeißen, wenn mir der Schauer die ganze Fehsung erschlagen hat und die Sonn' alles verbrennt!“

Und so redete der Lipp weiter und redete sich in einen Eifer hinein, daß es ihm ganz bacherlwarm ums Herz wurde und er mehrmals aussetzen mußte, um frisch Atem zu holen. Er erzählte dem Diandl von seinem Häusl im Wald, von seinem alten Mütterl, von allem, was nur bisher den engen Rahmen seines Daseins ausgemacht hatte.

Das Diandl hatte sich schon längst mit der Schürze die Augen getrocknet und aufgehört zu weinen, wenn sie auch hie und da noch ein krampfhafter Schluchzer stieß. Sie sah den Erzähler treuherzig an und horchte wie auf ein Evangelium.

Endlich fragte der Lipp: „Wie heißt denn eigentlich, Diandl?“

„Beferl!“ entgegnete sie.

„Und von woher bist denn?“

„Von Taxenbach.“

„Und bist in Taxenbach in Dienst g'wesen?“ fragte der Lipp weiter.

Das Diandl nickte bejahend. „Bei wem denn?“ forschte der junge Bauer.

„Bei der Schmied Barbl!“ gab das Beferl Auskunft, während eine zornige Erinnerung über ihr Gesicht ging.

„Mijeh!“ machte der Lipp. „Da hast freilich keine guten Zeiten g'habt. Dös alte Raffelscheit hat ja den Teufel selber im Leib!“

Und nun leerte das Befehl ihr Herz aus, erzählte, wie harte Tage sie bei dem alten Drachen durchgemacht habe. Ein ganzes Jahr habe sie es ausgehalten. Wie sie ein Waisenkind sei. Eine Basel habe sie aufgezogen, bei der sie auch mehr Schläge, als zu essen bekam. Und die Basel habe sie eines Tages vor die Tür gestellt, jetzt möge sie sich ihr Brot selber suchen, sie müsse für ihre eigenen Kinder sorgen und brauche keine unnütze Schmarotzer im Brotkorb. Als ob sie je eine unnütze Esserin gewesen sei. Die schlechteste und härteste Arbeit habe sie im Haus getan. Besser sei es aber doch noch bei der Basel gewesen, als bei der alten Schmiedin.

Endlich habe sie es aber nicht mehr ausgehalten und sei auf und davon. Alles Bemühen, einen neuen Dienst zu finden, war vergebens. Ihre böse Herrin hatte das arme Diandl in der ganzen Gegend derart ausgerichtet und verschrien, daß sich ihr alle Türen, an denen sie anklopfte, verschlossen. Ihren winzigen Sparspfennig hatte sie auch bald fertig und war unterstandslos. Da setzte es die Schmiedin, deren Mann im Gemeinderat saß, durch, daß sie als beschäftigungslos in ihre Heimat abgeschoben werden sollte.

Wieder brach das Befehl in Tränen aus. Da hörte der Lipp, wie sich auf einmal jemand hinter ihm räusperte. Er sprang empor und drehte sich um. An den Stamm eines Nußbaumes gelehnt, saß ein Gendarm. Den schweren Hut mit dem wallenden Federbusch hatte er an einen Ast gehängt, das Gewehr neben sich gelegt.

„Diandl, du bist auf'm Schub!“ rief der Lipp, indem ihm ein eigenes Gefühl das Herz zusammekrampfte. Einen Augenblick trieb es ihn fast, stillschweigend weiter zu gehen. Dann gewann aber das Herz in ihm die Oberhand über alle menschlichen Vorurtheile. Es war nur ein Moment des Zweifels gewesen, dessen er sich sogleich schämte. „Aber du hast es nit verdient!“ sagte er halblaut vor sich hin, wie um sich selbst zu beruhigen.

Inzwischen hatte sich der Gendarm erhoben, den Hut aufgesetzt, das Gewehr umgehangen und kam auf den Feldweg herab. Der Lipp erkannte in ihm einen alten guten Freund, mit dem er beim „Löwen“ schon manche Maß ausgespielt hatte. Es war der Gendarmerieführer von Larenbach, der Peter Buchberger.

„Ja, siehst,“ meinte der Buchberger, sich zu einem Scherz zwingend, „es is nit ratsam, da grad' mitten am Weg mit an Diandl herum zu speanzeln!“

„Mir is gar nit zum Spaßen!“ schnitt ihm der Pardedeller Lipp die Rede ab. „Peterl, du hast alles g'hört, was in der letzten halben Stund' g'red't worden is?“

„Freili hab' i's g'hört!“ bekräftigte der Führer. „I hab' mir denkt, du wirst schon selber drauf kommen, und hab' di nit stören wollen.“

„Und sein die Aussagen von dem Diandl alle wahr?“ fragte der Lipp.

Das Besehl hatte den Kopf erhoben und sah mit einem Ausdruck unsäglicher Angst zu dem Gendarm empor. Die hellen Tränen rannen ihr noch immer über das Gesicht.

„Sein alle buchstäblich wahr!“ versicherte der Buchberger. „Aber was willst machen! Es g'schieht schon öfter a Bosheit auf derer Welt. Und die Lück' von die Leut' sterben nit aus. I hab' da weiter nit drum fragen oder umschauen können. Weißt wohl selber, Dienst ist Dienst, und Reglement ist Reglement! . . . Wir werd'n uns wohl wieder auf den Weg machen müssen, Diandl, wenn wir z' Nacht no den Eisenbahnzug erreichen wollen, wie's in der Marschrouten heißt.“

Das Befehl war jäh aufgestanden. Die Röte stieg ihr vom Nacken bis in die Schläfen. Sie faßte krampfhaft nach ihrem Bündel und richtete sich zum Gehen.

„Kommst morgen Abend auf an Perlagger?“ fragte der Gendarm seinen Freund, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Kann schon sein!“ antwortete der Lipp. „Aber wir zwei haben für heut' auch no nit ausg'redet. Wie ist's nachher, wenn das Diandl an Dienst findet?“

„Dann is der Grund der Abschiebung aufg'hoben!“ sagte der Buchberger. „I mach' mein' Bericht, und die Sach' hat si g'hoben!“

„Guat! Dann soll si dö Sach' aa heben!“ erklärte der Lipp energisch. „I nimm das Diandl auf sei' ehrlich's G'sicht hin in Dienst! Brauch' ohnedem schon lang a Dirn zur Stallarbeit, weil's der Knecht nimmer ermacht und i selber z'viel auf'm Feld zu tun hab'. Willst bei mir einstehn als a treuer und redlicher Dienstbot', Befehl?“

Das Diandl glaubte zuerst ihren Ohren nicht zu trauen. Dann sank sie unwillkürlich in die Knie und

faßte nach der Hand des Lipp. „Meine Eltern im Himmel sollen dir's vergelten, Bauer!“ flüsterte sie mit erstickter Stimme.

„Das hast brav g'macht!“ drückte der Buchberger Peter dem Freunde die Hand. „Zah' geh' i grad' mit enk. I setz' bei dir droben 's Protokoll auf. Du unterschreibst es und machst gleichzeitig den Eintrag in dem Diandl sein Dienstbüchl, damit i alles mitsammen bei der Behörd' vorlegen kann.“

„Recht is's!“ schloß der Lipp. Dann machten sich alle drei auf den Weg, um eine halbe Stunde später in der gemütlichen getäfelten Stube beim Pardeller zu sitzen, wo im Herrgottswinkel ein uralter schwarzer Hauskater jeden Eintretenden anschnurrte.

Das Pardeller Mutterl machte freilich im Anfang ein etwas verdutztes Gesicht, als es die ganze Geschichte erfuhr, wie der Lipp zu der neuen Magd gekommen sei. Der Buchberger von Taxenbach legte sich aber so warm für das Diandl ins Zeug, daß die Alte sich durch diesen prächtigen obrigkeitlichen Leumund wohl überzeugen lassen mußte.

Zulezt kam der Knecht, der die Schmied Barbl auch kannte und nun auf seine Art über das z'nichte G'wächs loszog. Endlich wurde das Protokoll ausgefertigt und unterschrieben. Der Peter Buchberger blieb zum Abendessen am Pardellerhof und machte sich dann auf den Rückweg nach Taxenbach. Von diesem Tage an war das Besevl Stallbirn beim Pardeller. — — —

Das freundliche Wetter hielt nicht mehr lange an.

Je näher es gegen Weihnachten ging, um so grimmiger stellte sich der Winter ein. Rings um den Hof ragten die beschneiten Waldbäume in die Höhe, und die Felder schlummerten unter einer endlosen weißen Decke, auf der, wenn sie sich unbehelligt glaubten, Raben und Krähen und mitunter wohl auch ein versprengter Hufhäher aus dem nahen Wald ihr Wesen trieben.

Die hungrigen Tiere suchten nach Futter in der Nähe der menschlichen Wohnungen und scharrten nach dem Saatkorn in der Erde. Deshalb rückte der Lipp oft genug mit der Doppelflinte aus und pfefferte eine ausgiebige Ladung unter die frechen Gesellen.

Das Befeul fühlte sich bei ihren neuen Dienstleuten schon in den ersten Tagen heimisch. Das alte Mütterl hielt gleich große Stücke auf das Diandl. Der Lipp wurde allerdings im Dorf drunten mit seiner neuen Dirn mehrfach aufgezwickt.

So kam Weihnachten heran. Da nahm der Lipp seine Holzart und ging in den Wald, um sich „andamischen Larbam“ heimzuholen. Er wollte auch seinen Lichterbaum haben am heiligen Abend, weil das soviel schön und feierlich war. Beim Kramer hatte er einen großen roten Wachsstock eingehandelt und diesen in kleine Kerzchen zerschnitten.

Er machte heute keinen weiten Weg in den Wald, der Lipp; denn es war eine Bärenkälte draußen. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Ein paar dicke Fäustlinge hatte der Pardeller über die Hände gezogen. So schritt er rasch vorwärts und paffte dazu aus einer

kleinen Stummelpfeife, so daß die Tabakglut gerade unter seiner Nase glomm. Nicht umsonst hat man diesen Pfeifen den Übernamen Nasenwärmer gegeben.

Bald hatte der Bauer gefunden, was er suchte. Eine junge schlanke Fichte sank unter ein paar Hieben der scharf geschliffenen Art krachend zu Boden. Der Lipp schüttelte den Schnee von den Ästen und lud den kleinen Baum mit einem kräftigen Schwung auf seine Schultern.

Daheim angekommen, stellte er ihn im Hausflur nieder und begab sich in die Kuchel, wo das Besevl allein an allerlei Backwerk für den Weihnachtsabend hantierte. Ein großer, appetitlich brauner Guglhupf stand schon ausgebacken auf der Anricht. Das flackernde Herdfeuer beleuchtete das frische, muntere Gesicht des Diandls, das sich jetzt mit einem freundlichen Gruß nach dem Lipp umdrehte.

Dem jungen Bauer war heute ganz feierlich zumute. Er wußte selbst nicht recht, warum. Seitdem das Diandl auf dem Hofe war, hatte er noch nie mit ihr allein gesprochen und sonst auch nur, was notwendig war. Auf einen Gruß und die Anordnungen für Haus und Stall hatte sich durchwegs die ganze Unterhaltung beschränkt.

An den Abenden saßen sie alle zusammen in der Stube. Das Besevl las dann, wenn nicht gerade Hausarbeit war oder es am Spinnrad zu tun hatte, aus den wenigen Büchern vor, die sich in den einsamen Hof verirrt hatten, aus der Heiligenlegende, einigen abgegriffenen Rittergeschichten und einem alten

Kräuterbuch. Das Diandl las recht geläufig. Manchmal gab der Bauer seinen Senf darein, und da setzte es dann kurze Rede und Gegenrede.

Wie der Lipp das Befertl so geschäftig in der Küche sah, ging ihm ganz das Herz auf. Er schien ein wahres Entzücken an der flinken Gestalt zu finden.

„Hab' di eigentlich schon längst fragen wollen, wie 's dir bei uns g'fällt!“ sagte der Lipp in einem Ton, der ebensogut als Einleitung zu weiterem dienen konnte.

„Im Himmel kann's nit besser sein!“ erwiderte sie aufrichtig. „Seid's wohl alle zufrieden mit mir?“ fügte sie dann noch ängstlich hinzu.

„Freili, freili!“ versicherte der Lipp. „Aber heut' hätt' i no was anderes auf'm Herzen. Brauchst nit z' glauben, Befertl, daß i stolz bin, weil i nie viel mit dir g'red't hab'. I hab' mir dafür um so mehr denkt. Und siehst, dö Gedanken sein mit mir gangen und haben mi nimmer verlassen. I weiß, daß du a treues ordentliches Diandl bist. Und da hab i mir denkt, deiner Lebtag wirst wohl aa nit dienen mögen. Wie wär's, wenn i dir um a Heirat schauen tät?“

Das Diandl ließ seinen Kochlöffel fallen und sah völlig erschrocken auf den Pardeller. Der aber fuhr unbeirrt fort: „An reichen Bauern wirst freili schwer kriegen; denn dö sein alle gleich und fliegen wiederum aufs Geld wie der Teufel auf a arme Seel'. Und mit an Kleinhäusler is dir aa nit g'holffen. Da hast deiner Lebtag nix als die klare Not. Aber so a mittlerer Bauer, der grad nit z' viel und nit z' wenig

hat, der wär' für di recht. Und i glaub', i hab' dir oan' g'funden. Was sagest denn dazu?"

„I will nit heiraten!“ erwiderte das Diandl energisch. Und doch war es dem Weinen nahe genug.

„Ja. Du kennst ihn ja no gar nit!“ wandte der Lipp ein.

„I will ihn aa nit kennen lernen! I will nit!“ Das Diandl faßte die Schürze mit beiden Händen und riß sie, daß der Saum gespannt war wie eine Schneide.

„Ja, was willst denn nachher?“ fragte der Pardedeller Lipp.

„Bei enk' bleiben will i!“ kam es zurück. „I bitt' di, verzag' mi nit!“ flehte sie in dem rührendsten Tone kindlicher Verzagttheit.

„Ja, und dann, wenn i selber heirat' und Fo Dirn mehr brauch'?“ fragte er.

Das Diandl senkte den Kopf und meinte Kleinmütig: „Dann werd' i wohl mein Bündel schnüren müssen. Aber gelt, sobald heirat'st nit?“ fügte sie mit einer Stimme hinzu, die dem Weinen wieder sehr nahe war.

„Vielleicht g'schwinder, als du meinst!“ sagte der Lipp und gab dann dem Gespräche eine andere Wendung. „Wenn du nachher fertig bist da in der Kuchel heraußen, kimmst eini in die Stuben und hilfst mir den Baum anzünden.“

Das Diandl nickte schweigend. Der Lipp nahm eine Kohle vom Herd, zündete sich seine Pfeife frisch an und trollte sich aus der Küche. Eine Viertelstunde

später war er mit dem Besehl beschäftigt, in der Stube die Wachskerzen auf den Lannenbaum zu kleben. Das Mutterl knastete¹⁾ daneben in der Kammer herum, schob Laden auf und zu, strielte²⁾ in der Truhe und kam endlich mit einer Schürze voll Zeug heraus.

Geschäftig begann sie unter dem Baum, an dem der Lipp und das Besehl noch immer zu tun hatten, aufzubauen. Da kam ein neues gestricktes Leibell für den Bua zum Vorschein, eine schöne geschnitzte Tabakspfeife und eine Hausklappe, die dem Lipp völlig a bissel zu nobel erschien.

Auch das Besehl und der alte Knecht waren nicht vergessen worden. Das Besehl bekam einen großen roten Wachsstock und eine blauseidene Schürze, der Knecht ein paar Sonntagschuhe, einen neuen Goaselsstiel und weil er „so viel a Süaßer“ war, ein Enztrumm Zelten³⁾ voll Zibeben, Feigen, Kloabirnen⁴⁾ und Pignolien.

Nun wurden die Lichter angezündet, und es sah ganz heimlich aus in der braungetäfelten Stube. Jetzt holte auch der Lipp aus seinem Langger ein Paar Pelzhandschuah und einen riesigen Rosenkranz mit „ganz b'sundern Weichen“ für das Mutterl hervor. Dem Besehl überreichte er ein funkelnagelneues Gebetbuch und meinte, mühsam das Lachen verbeißend: „So, Diandl, das is zur Aussteuer.“

Das Besehl hatte mit freudiger Überraschung nach dem hübschen Lederband gegriffen, legte ihn aber gleich

¹⁾ leise herumrumoren. ²⁾ stöbern, suchen. ³⁾ großes Stück Früchtenbrot. ⁴⁾ gedörrte Birnen.

hastig wieder auf den Tisch, als ob er glühendes Eisen wäre. Da fiel ihr ein mit Rubriken versehener bedruckter Zettel in den Schoß. Es war der Schubzettel, den sich der Lipp auf Umwegen verschafft und in das Gebetbuch praktiziert hatte.

Das war für das Diandl doch zu viel. Sie begann heftig in ihre blauseidene Schürze zu weinen, die sie bereits umgebunden hatte.

„Woaßt das Diandl nit a so plagen!“ meinte das Mutterl verweisend.

Dem Lipp wurde jetzt selbst ganz bang. Er setzte sich neben das Befeerl, zog ihr die Schürze von den Augen und sagte: „Geh', wein' nit, Befeerl! Es is do ewig schad um die neue Schürzen. Und woaßt, den Zettel hab' i haben müssen und wenn i an gelben Groschen¹⁾ dafür hätt' spendieren müssen! Das is a Ehrenzettel, der di ins Haus bracht hat . . . und der wird aufb'halten für Kinder und Kindeskinde, damit sie 's sehen können, wie 's ihrem Mutterl amal schlecht gangen is als an ledigen Diandl, wenn sie vielleicht amal zu übermütig werden sollten.“

Das Befeerl hatte aufgehört zu weinen und sah den Lipp groß und ohne Verständnis an. Der schlug das Gebetbuch auf, wo auf der ersten Seite des weißen gerippten Atlaspapiers mit zierlichen Buchstaben geschrieben stand: Zur christlichen Erinnerung an den Verspruch der ehrsamten Jungfrau Genovefa Gestattl mit dem ehrsamten Junggesellen Philipp Mayregger

¹⁾ Dukaten.

vulgo Pardeller, also geschehen am heiligen Weihnachtsabend.“

„Woast, dös hat schon der Schulmoaster g'schrieben. I nimm aa a Mistgabel leichter in d' Händ', als a Feder!“ fügte der junge Bauer erklärend hinzu.

Das Mutterl wischte sich vor lauter Rührung mit dem Rücken der Hand über die Augen. Das Beseerl fing an, langsam zu begreifen. Es wurde über und über blutrot.

„Du hast mi ja gern, Beseerl!“ sagte der Lipp und zog das Diandl an sich. „Sag', hast mi gern? Bist ja mein Herzkäferl!“

„Ja, ja!“ flüsterte das Diandl und duldete es, daß er ihr einen schallenden Kuß auf die vollen Lippen drückte. Dann schlang es die Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder: „Wer soll denn di nit gern haben? Hast mi aber recht plagt!“ Und sie versteckte ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.

Der Lipp tat einen lauten Zuhlschrei und schwang sein Beseerl in die Höhe: „Is halt do mei größtes Glück, daß du auf'n Schub kommen bist.“

„Daß du so eine heiraten magst!“ erwiderte sie neckisch.

„Nimmst halt auf'm Schub in die Eh'!“ sagte der Lipp. „Aber iatz bin i der Gendarmerieführer . . . und Protokoll brauchen wir aa koa anders mehr, als beim Pfarrer. Hab' i 's recht g'macht, Mutterl?“ wandte er sich an die alte Bäuerin. „Gelt ja. Du hätt'st ja amerst nimmer sein können ohne dös Sakradiaandl . . . und da muast i wohl oder übel in den sauren Apfel beißen.“

„Perst beißt's aber boade in dös süaße Bischkoten-
herz!“ ließ sich die Stimme des Knechtes vernehmen,
der in seinen groben Stallschuhen breitspurig in die
lichte Stube knospete. Er trug ein ungeheures Herz
aus Biskuit unter dem Arm.

Das alles war mit dem Verspruch so schnell ge-
gangen, daß die flimmernden Kerzen am Weihnachts-
baum kaum Zeit gefunden hatten, bis zur Hälfte
niederzubrennen.

Draußen lag die stille, einsame Winternacht über
Berg und Thal. Das Mondlicht flirrte über den weiß-
ästigen Waldbäumen, als ob goldene Engel ihre Flügel
regten bei ihrer sachten Wanderung über die im Frieden
schlummernde Welt. Drinnen in der behaglichen
Bauernstube war ein Menschenglück erblüht, von dem
so recht die Weissagung gilt: Und den Menschen auf
Erden ein Himmelreich!

Der Lipp hatte seine Zither aus dem Winkel geholt
und spielte unter dem strahlenden Tannenbaum und
sang dazu, während das Diandl den Kopf an seine
Schulter lehnte, der Knecht andächtig zuhörte und das
alte Mutterl die Hände gefaltet hielt und die Grallen
ihres neuen Rosenkranzes mit den „b'sundern Weichen“
durch die zitternden Finger gleiten ließ . . .

So hoamli die Welt und der Himmel so liacht,
Wia ma's anderswo ninderst so prächtig derfiacht,
In der Krippen, da lieget das Jesulein,
Und rund herum alles voll Glanz und voll Schein —
Das hat auf dö Welt uns den Frieden gebracht,
G'lobt sei Jesus Christ in der heiligen Nacht!



Das Kirchsteig Anderl.

An dem Kirchsteig lag eine kleine baufällige Hütte, aus Balken roh zusammengezimmert. Der Boden war rundherum steinig und felsig. Es wuchs kaum spärliches Gras zwischen den Ritzen hervor. Drüben, etwa hundert Schritte entfernt, lag die alte Dorfkirche mit dem Freithof.

Es war schon längst in der Gemeinde der Antrag gestellt worden, man solle aus dem holprigen Kirchsteig endlich einmal einen ordentlichen Weg herstellen, auf dem doch Christenmenschen ohne Gefahr für Leib und Leben gehen könnten.

Im Winter gehörte es wirklich zu den Wagnissen, den beeisten Steig, auf dem man jeden Augenblick zu stürzen drohte, zu passieren. Unglück war aber noch nie eines vorgekommen. Arm und Fuß hatte sich auch noch niemand gebrochen. So blieb es, wie es war, da in der Gemeindefasse kein Überfluß herrschte und es immer noch Notwendigeres gab, das durch die Dorfwustung¹⁾ bestritten werden mußte.

Wäre der Plan bezüglich des Kirchsteiges ausgeführt

¹⁾ Gemeindesteuer.

worden, so hätte ihm die kleine Hütte zum Opfer fallen müssen. So steht sie aber heute noch. Und wenn das Kirchsteig Anderl seit dem letzten Herbst nicht gestorben ist, so wohnt es ebenfalls noch in derselben.

Es wäre auch wirklich schade gewesen um den Platz; denn es gab von dort aus ein herrliches Echo. Die Mauern der Dorfkirche schallten jedes Wort so deutlich zurück, daß es ganz zum Verwundern war. Wenn einer „Esel!“ rief, kam sicher ein „Esel“ wieder zurück. Zuzeiten geschah es jedoch auch, daß auf den Schmeichelnamen das Echo nicht mit Gleichem antwortete, sondern noch ein verstärktes „Stoanesel!“ vernehmen ließ.

Ein fremder Professor, der einmal in diese Gegend kam und dem dieses Mirakel zustieß, soll sich schier den Kopf darüber zerbrochen haben und ganz verwirrt worden sein. Darauf konnte er ja nicht kommen, daß diesmal hinter dem Echo der jüngste Bub vom Mesner gesteckt hatte, der von der Luke der Glockenstube herabsah und nicht genug lachen konnte über das verdutzte Gesicht des fremden Herrischen.

So weiß man auf der Welt oft nicht, woher etwas kommt. Ähnlich erging es den Leuten im Dorf mit dem Kirchsteig Anderl. Woher er gekommen war, wußte niemand. Aus der Nachbarschaft war er nicht, weil er nicht die Tracht der Gegend trug. Er war aber einmal da — und um das Woher kümmerten sich die Leute ebensowenig, als woher wohl das Metall zu der großen Katharinenglocke im Kirchturm sein möge.

Der einfache Naturmensch, der mit wenigen Mit-

brüdern in einem wilden, weltabgeschiedenen Tale lebt und Tag für Tag um sein bißchen Dasein mit den Elementen ringen muß, ist nicht den hundertsten Teil so neugierig wie der Städter. Kommst du in die Gegend, so wird er dich zuerst fragen, ob du Hunger und Durst hast. Dann vielleicht, ob du auf der Saumstraße oder übers Joch gekommen bist. Kann auch sein, daß er dich einmal fragt, woher du bist. Sagst du es nicht, wird er dich wohl kaum drängen. Du kannst in seiner schlichten Welt hundert Jahre alt werden — wenn sich nicht die Behörde um dich kümmert — und immer der bleiben, der einmal über das Joch oder die Saumstraße in das Tal kam. Wenn du nur den Leuten und dem Herrgott ihren Frieden läßt.

Das ließ das Kirchsteig Anderl und lebte deshalb unbehelligt, ja sogar geachtet in seiner ärmlichen Hütte. Wollte man ihn besuchen — und er empfing viele Besuche — so mußte man zuerst eine Art Schuppen durchschreiten, in dem alles drunter und drüber und Kreuz und quer durcheinander lag wie Kraut und Rüben.

Dort war ein kleiner Stoß Reisig aufgeschichtet, hier machte sich ein Hackstock breit, ein Rechen lag mit den Zinken nach oben auf dem Boden, wiederum versperrte eine morsche Hobelbank den Weg, drohte einem ein schmutziger Stallbesen oder eine halbverrostete Schaufel auf die Füße zu fallen. Zuletzt bekam man von dem Blechrohr eines Blasebalges, der an einem ledernen Riemen von einem der Dachsparren baumelte, vielleicht noch einen Nasenstüber.

Haustüre gab es beim Kirchsteig Anderl gar keine, nur eine Art Gatter aus Fichtenholz, das gerade so hoch war, daß es einem kaum bis zu den Hüften reichte. Wer sollte auch bei dem Anderl einen Einbruchsdiebstahl unternehmen! Der kleine dunkle Vorraum wurde im Hintergrund durch einen Herd abgeschlossen. In dem Raume selbst tummelten sich einige Hennen, deren Steige an der Wand stand.

Von dem Vorhaus gelangte man durch eine wurmförmige Tür, die nur mehr im oberen Angel hing und deren Schloß aus einer einfachen Hanffschlinge bestand, in die Stube. Die war nach guter alter Sitte vom Fußboden an bis zur Hälfte der Wand getäfelt. Dann gab es neben der Stube noch eine winzigkleine Kammer, deren ganze Einrichtung aus einem länglichen, rot bemalten Schragen ohne Füße und Lehnen bestand, in dem das Anderl schlief.

Unter Tags hauste der Alte, wenn er daheim war, in der Stube. Uralt war er schon. Er wußte es selbst nicht, wie alt er sei. Taufschein war keiner vorhanden. Befragte man ihn, so meinte er, er wisse nur, daß er einmal zwischen Lichtmeß und Georgi auf die Welt gekommen sei. Gut katholisch mußte das Anderl doch sein; denn es ging alle Tage in die Messe — hatte wohl auch am nächsten zur Kirche — und jede Woche beichten und kommunizieren.

Im übrigen war das Kirchsteig Anderl der Tausendkünstler im Dorf. Wurde irgendwo etwas zerschlagen, das nicht gleich in unzählige Scherben ging, so brachte man es dem Anderl, der es gewiß wieder zurecht

bastelte. Für die kleinen Buben und Madeln schnitzte er Spielzeug. In den Hausgärten half er den Weibern mit Rat und That Gemüse züchten. In seinen freien Stunden richtete er alle möglichen Vögel ab. Im Korbflechten, Pfannenflicken und noch vielem andern war er gleich gewandt.

In seiner Stube sah es deshalb kunterbunt genug aus. Die verschiedensten Gewerbe schienen sich hier mit den bescheidenen Bedürfnissen und Interessen des Bauernvolkes ein Stelldichein gegeben zu haben.

Jeden Tag arbeitete das Anderl nicht. Es wollte auch seine Fest- und Feiertage haben. Die wählte es sich jedoch nach eigenem Belieben. Sie mußten gerade nicht immer mit den kirchlichen Festen zusammenfallen. Oft hörte man den Alten an einem Sonntage in seiner Werkstätte fleißig feilen und hämmern. Das müsse doch noch etwas Lutherisches an ihm sein, meinten die Leute, ließen ihn jedoch unbehelligt seinen Gewohnheiten nachgehen. Manchem war es sogar heimlich lieb, daß er dadurch eine bestellte Arbeit schneller erhielt.

An einem gewöhnlichen Werkeltag konnte man das Kirchsteig Anderl wieder in seinem Feiertagsgewand im Wirtshaus hocken sehen, so zäh wie Vogelleim. Da saß er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, stopfte eine Pfeife nach der andern und trank ein Stamperl Kerscheler¹⁾ nach dem andern.

Kam jemand zum Kartenspielen, so spielte der Alte

1) Gläschen Kirschenschnaps.

mit ihm. Er hatte alle Spiele los und konnte für jeden einen nicht zu unterschätzenden Partner abgeben. Kam niemand, so saß er eben allein in der Wirtsstube, bis man das Licht auslöschte und ihm bedeutete, es sei nun doch endlich an der Zeit, schlafen zu gehen. Das Anderl sagte dann meistens: „Hätt's nit glaubt, daß 's schon so spät is!“ und trollte sich ruhig davon.

An einem Mittwoch, den sich der Bastler wieder einmal zum Feiertag gemacht hatte, war er jedoch wie ausgewechselt. Als ob er lauter Stechfliegen in den Hosensäcken hätte, sprang er wie besessen die Wirtsstube auf und ab, steckte seinen Kopf bald durch das Schiebfenster, um Luft zu schöpfen, bald in einen schmierigen Kalender, um zu sehen, was eigentlich für ein Tag sei.

„So! Sebaldi is heut'!“ brummte er ingrimmig. „Auf den hab' i nie viel g'halten. Koa Wunder, daß er mir dö Bosheit grad' an sein' Tag 'bracht hat!“

„Ja, Anderl, was hast denn heut'? 's is wohl nimmer ganz richtig mit dir? Soll i dir an frischen Kerscheler einschenken? Der bringt di vielleicht wieder auf die hintern Füß'!“ fragte der Wirt.

„S mal' dir was auf dein Kerscheler!“ rief das alte Manndl erbittert. „Und richtig is 's bei mir ganz, wie 's immer g'wesen is. Aber in der Welt draußen is 's nimmer richtig! Da geht alles drunter und drüber. Lump is Trumpf! Und nit amal unser- eins lassen's mehr in Fried' mit der neuen Modi! Kruzitürken no amal eini!“

Da öffnete sich die Stubentüre. Eine breitschultrige,

vierschrotige Gestalt, die sich bücken mußte, um nicht mit dem Kopf an den Türbalken zu rennen, kam herein. Die schweren benagelten Schuhe polterten auf dem Boden. In der Hand schlenkerte der Bursche, dem ein brauner, struppiger Bart das Gesicht umrahmte, eine Holzart mit kurzem Stiel.

„Heut' bist ja ganz wüetig?“ fragte der Ankömmling, als er das lebhaft gestikulierende Anderl erblickte.

„Sollst vielleicht nit wüetig werd'n, wenn s' di wüetig machen?“ versetzte das Anderl. Dann fuhr es, zum Wirt gewendet, fort: „Kannst no a Stamperl bringen von dein' Kerscheler. Und für'n Much da aa a Stamperl!“

Der Wirt füllte die beiden Schnapsgläser aus der im Wandschranke verwahrten Flasche, stellte sie auf den Tisch und schob sich dann auf der Bank zu den beiden hinter den Tisch.

„Soll i Karten hergeben?“ fragte der Wirt.

„Nit mehr der Müh' wert!“ entgegnete das Anderl.

„Ni werdet's nimmer lang da sehen!“

„Ja, wie, was? Willst du denn auf deine alten Lag' no fort?“ Dem Much wäre vor Bewunderung das schon zum Mund gehobene Glas bald aus der Hand geglitten. So blieb es auf halbem Weg stecken und kehrte wieder zum Tisch zurück.

„I will enk' dös glei ausdeuten, wie i's mein'!“ sprach das Anderl. „Bin i vielleicht amal wem was schuldig blieben oder bin i koa ehrlicher Mensch nit?“

„Ah naa!“ beeilte sich der Wirt zu versichern. „Über dei' Redlichkeit laßt niemand nix aufkommen. Und dei'

Sach' hast aa in Ordnung. I wollt', i könnt's allen so nachsagen!" Dabei tat der Wirt einen Seitenblick auf den Much, der, als ob er nichts bemerkte, leise zu pfeifen begann. Der Much stak beim Wirt tief in der Kreide.

„Also!" rief das Anderl. „Meine Steuern zahl' i aa wie jeder andre. Dö Hütten am Kirchsteig is eigentlich Koa Steuer nit wert, weil man nit weiß, wann sie der Wind davontragt! Gibt mir nachher vielleicht 's Steueramt was dafür? Mi hat's schon lang g'wundert, daß wir Bauern denen Herrischen in der Stadt drein nit no die alten Dachschindeln aufs Steueramt tragen müssen. Aber i hab' nix g'sagt dazu und hab' zahlt. Jaß aber is dem Faß der Boden ausg'schlagen!" Dabei zog er aus der Hosentasche einen zerknitterten Fexen Papier und versuchte ihn mit der flachen Hand auf der Tischplatte wieder glatt zu bügeln. „Krieg i da heut' so an Freßzettel, an Zustellungsschein oder wie sie dö's Zeug heißen: I soll Gewerbesteuer zahlen als Tischler! Mögßt nit junge Hasen im Leibtaschel¹⁾ kriegen!"

Der Much und der Wirt buchstabierten zusammen den Zettel und bekamen darin zum erstenmal den Schreibnamen des Anderl zu lesen.

„Ennemoser heißt?" fragte der Wirt.

„Ennemoser?" Das Anderl setzte eine ungläubige, zweifelhafte Miene auf.

„I hab' dein' Nam' gar no nie g'wußt!" bemerkte der Much.

¹⁾ Westentasche.

„I aa nit. I vergiß'n d' halbe Zeit!“ sprach das Anderl. „Aber wenn's in dem Feszen da drinnen steht, wird's wohl so sein müssen! Dö Herren forschen oan' ja nach bis aufs erste Kindsmus! — I a Tischler!“ Das Anderl lachte hellwütig auf und blies die Funken aus seiner Pfeife. „Bin meiner Lebtag bei Koa'n' Meister in d' Lehr' gangen. Was soll i nachher Steuer zahlen! I tu's nit, und i tu's nit! Lieber fang' i an, tote Frösch' ausstopfen!“

„Water, kimmst denn gar nit! Der Kramer Luis is draußen mit der neuen Faspiepen!“ rief die Wirtin bei der Türe herein. Der Wirt erhob sich und ging mit einem: „Glei bin i wieder da!“ die neue Piepe zu probieren.

Das Anderl schenkte aus der Flasche im Wand-schrank, an dem der Wirt in der Vergessenheit den Schlüssel hatte stecken lassen, sein und des Much Glas wieder voll. „Zahlt wird's do. Mach' amal i den Wirt!“ Damit schob er den Steuerzettel wieder in die Hosentasche. „Am g'scheitesten tät man si a Pfeifel damit anzünden!“

„A Dummheit is es!“ polterte der Much. „Dös muß rückgängig g'macht werden. Du hast iaß viel' Jahr' lang bei uns g'schnitz und bastelt, und hat Koa Mensch was dagegen einz'wenden g'habt! Und iaß auf amal!“

Auf den Much, der Holzhauer war und sich sein Brot im schweren Taglohn verdienen mußte, hielt das Kirchsteig Anderl große Stücke. Der Much war auch sein ausschließlicher Lieferant. Er brachte dem Alten

das schönste Zirbelholz, das zu finden war, dann seltene Moose, Flechten und bunte Steinlein, kleine Bergkristalle und Tropfsteine, mit denen das Anderl die Wetterhäuschen, die hölzernen Büchlein für die „Kentscheiter“¹⁾ und sonstigen Hauszierat zu schmücken pflegte.

Der Much brachte ihm die weichste und biegsamste Birkenrinde, die in der ganzen Gegend aufzutreiben war, für die birkenen Tabaksdosen. Kurz, der Much war eigentlich im vollsten Sinne des Wortes Geschäftsteilhaber des Alten. Stand sich auch nicht schlecht dabei, denn das Anderl knickerte nie, und wenn es mit dem Much zufällig im Wirtshaus zusammentraf, wurde der Much immer freigehalten.

„Da muß i z'lest aa no Steuer zahlen!“ brummte der Holzer Much und zündete eine lange Virginierzigarre an, die ihm schon vor einigen Tagen ein fremder Tourist, den der Zufall in die einsame Gegend verwehte, geschenkt hatte.

Bis heute hatte sich der Holzhauer den seltenen Genuß aufgespart. Nun schien ein Moment gekommen zu sein, wichtig genug, um die „Lange“ wenigstens anzubrennen. Er kam sich ganz groß vor, als er die ersten Züge aus dem Glühstengel getan hatte, und fragte das Anderl völlig von oben herab: „Was willst nachher tun von wegen der Steuer?“

„Was i tun will? Nit zahlen will i!“

„Nachher werden's di halt pfänden!“

¹⁾ Bündhölzer.

„Sollen's! Mein'twegen! Mi finden's aber nimmer!“ Das Anderl zog eine Banknote aus derselben Hosentasche, in die es früher den Steuerzettel geschoppt hatte, strich sie wieder über dem Tisch glatt und schlug mit der geballten Faust darauf. „Da schau' her! Es is a blanker Zehner! Zehn Gulden! Dös is nit nix! Und mit dem Bildl da könnt' i die Steuer für heuer und für's nächste Jahr zahlen. I tu's aber nit!“ Er rückte ganz nahe zum Much heran und sagte leise: „Weißt, was i mach', Much? . . . I geh' nach Amerika! Nachher sollen's mi pfänden!“

„Dös is a bissel woltern weit!“ meinte der Much.

„D, i bin no gut bei Fuß!“ versicherte der Alte.

„Ja, aber es is no a Wasser dazwischen, wie sie sagen!“ wendete der Much ein. „Da werden dir deine Füß' wenig nutzen!“

„Da kann man schon drum herum geh'n!“ beruhigte ihn das Kirchsteig Anderl. „Is halt a kleiner Umweg. Wenn man so a weite Wanderung amal unternimmt, tut das aa nix mehr!“

„Kannst recht haben!“ entgegnete der Much. „Du mußt es besser wissen. Bist wohl bald dreimal so alt als i!“

„Wird völlig sein!“ sprach das Anderl und ging wieder zum Wandschrank. „Es wird mir da bei enß mit der Zeit alles viel z'dumm und der Pfarrer damit!“

Der Much bekreuzigte sich hastig, sagte aber sonst kein Wörtlein dagegen.

„Ja, ja, der Pfarrer damit! Wenn du's no amal hören willst. Glaubst vielleicht, i bin so erzdumm, daß

i mir's nit außer Klauen kann, auf wen dö Deuter von die Leut, dö am Werkeltag ihr Feiertagsg'wandl anziehen und im Wirtshaus hocken, g'meint sein! Und wenn i amal a bissel z'viel trink', z'wenig trinkt er aa nit. Grad daß er lieber den Wein mag und i den Kerscheler. Dös is G'schmackssach'! Und wegen dem Hocken is aa nit viel Unterschied! Er hockt im Beichtstuhl und i im Wirtshaus. Is alles dasselbe Hocken!"

„Ja, fürcht'st di denn gar nit der Sünd'?" meinte der Much ganz Kleinlaut.

„I fürcht' mi vor gar nix!" polterte das Anderl und schlug mit seiner Faust auf den „Zehner". „In der letzten Beicht' hat er mi gar nit absolvieren wollen, bis i ihm g'sagt hab', i wüßt' mir schon an Rat. In der Stadt drin hockt in der Spitalkirchen einer Beicht, der von allem absolviert. Zu dem geh' i 's nächstmal. Man heißt'n den Todsündenfresser!"

„Ah, den Pater Laurenzi meinst!" sprach der Much. „Der is ja ganz dearisch. Dem kannst aa beichten, du hast'n Papst umbracht, absolviert er di!"

„Dearisch oder nit! Absolviert is absolviert!" behauptete das Anderl. Dann war es eine Weile zwischen den beiden still.

In der Ruhepause machte das Anderl einen neuen Gang nach dem Wandschrank, um sich auf die theologische Streitfrage Stärkung zu holen und auch dem Much eins zukommen zu lassen.

„Weißt was!" brach der Much das Schweigen, indem er Bescheid tat. „I geh' mit dir. Mi kannst da drüben aa gut brauchen. Und zum Meisgeld kann

i für mein Teil aa beisteuern. I hab' drei Tagschichten im Sack.“ Er zog einen schmutzigen Lederbeutel heraus und zählte ein paar abgegriffene Silberlinge auf den Tisch. „Und wenn's nimmer langt, werden wir schon wo was zum Verdienen finden.“

„D, es langt schon!“ meinte das Anderl. „Dös langt weit! Beim Tag schlafen wir die meiste Zeit, daß wir nit so viel zum Essen brauchen, und bei der Nacht wird gängen. Also, du willst mit, Much? Dös freut mi von dir. Bist alleweil a braver Bua g'wesen!“

Der Wirt ließ sich nicht mehr blicken. Er hatte noch ein dringendes Geschäft bekommen. Die beiden konnten daher in aller Heimlichkeit und Ruhe das Notwendige für ihre Wanderschaft besprechen.

Das Anderl hielt eine regelmäßige Verbindung zwischen dem Tisch und dem Wandschrank aufrecht. Je mehr es sich in Zorn redete, desto häufiger wurden seine Wallfahrten zu der Gnadenquelle.

Um den Wirt nicht zu betrügen, hatte es der Alte für notwendig gefunden, die einzelnen Stamperln durch dicke Kreidestriche auf dem Fensterbalken ersichtlich zu machen.

Das Anderl und der Much wollten noch am selben Tage aufbrechen. Es war am frühen Nachmittag. Sie konnten sich Zeit lassen und bis zum Abend ein tüchtiges Stück Weg zurücklegen.

Endlich war im Wandschrank kein Kerscheler, und auf dem Fensterbalken hatten keine Striche mehr Platz. Da meinte das Anderl, daß der richtige Zeitpunkt ge-

kommen sei. Es rief zum Zahlen. Niemand meldete sich. Die Wirtsleute waren offenbar alle zur Feldarbeit ausgerückt.

„Macht nix, Much! Sie werden dös Geld wohl da finden!“

Die beiden hatten gemeinschaftliche Reiskasse gemacht. Da niemand da war, den Zehner zu wechseln, wurde die Zeche mit einem guten Teil der Barschaft des Much beglichen. Es ging gerade aus.

„Dös is das letzte Geld, das wir enk da lassen, Rauberbande über'anand!“ schimpfte das Kirchsteig Anderl und torkelte durch die Stubentür. Der Much folgte ihm noch schwerfälliger und vierschrotiger als gewöhnlich und stieß sich den Kopf an den Balken.

„Oha!“ murmelte der Much, sich die brennende Stirn reibend.

„Mir scheint, der heilige Geist is über di kommen?“ lachte der Alte.

Sie standen beide vor dem Wirtshaus. Das Anderl schnupperte in der Luft herum wie ein Jagdhund, der eine Fährte sucht, und meinte dann entschlossen: „S rat', wir schlagen dö Richtung ein. Es kann nit weit g'fehlt sein!“

Sie gingen in der angegebenen Richtung. Das Anderl hängt sich beim Much ein.

Es war ein herrlicher Nachmittag. Die Sonne leuchtete voll und klar vom Himmel, an dem einige leichte Dunstwölklein hingen.

Ein würziger Heuduft stieg von den Wiesen. Die Grillen zirpten. Da und dort rauschte ein munterer

Bach. Dann hörte man aus der Ferne wieder das Bezen der Sense, oder der leichte Wind vertrug die Töne eines frischen hellen Liedes bis zu den beiden Europamüden.

Das Anderl wurde aber auch sonst bald müde. So ließen sich die beiden bei einem Zaun unter dem Schatten eines breitästigen Nußbaumes nieder.

„I hab' schon an ganz höllischen Durst!“ lechzte das Anderl. „I weiß nit, der Wirt gibt z'viel Spiritus in sein Kerscheler!“

„Wir haben nimmer weit bis zum Kößkopper!“ tröstete der Much, seine Beine behaglich ausstreckend. Beim Kößkopper hieß ein abgelegenes Gasthaus an der schmalen Saumstraße, die durch das Thal führte.

Die Bauern pflegten dort Einkehr zu halten, wenn sie vom Viehmarkt heimkamen und ein gutes Geschäft gemacht hatten. Wer auch sonst des Weges kommen mochte und vom Durst oder Hunger gequält wurde, fand beim Kößkopper gute Unterkunft.

Die Kößkopperin war berühmt durch ihre schmackhaften Pfanzlen¹⁾, die sie so rogel²⁾ aus dem Schmalz zu backen wußte, daß es schier den Anschein gewann, als müßten sie jeden Augenblick in die Luft gehen.

Als sich die Sonne bereits zum Untergang neigte, saßen das Anderl und der Much beim Kößkopper und hatten eine ganze Maß Rottwein vor sich stehen.

Mit dem Schnaps wollte der Alte für heute nichts

1) Pfannkuchen. 2) flaumig.

mehr zu tun haben. Er brenne ihn zu viel. Und auf die Reise nach Amerika müsse man etwas Nobles trinken. Wer weiß, wie bald es ihnen wieder so einen prächtigen Etschländer tragen würde, wie ihn der Kopfer im Keller hatte.

Als es Abend wurde, aßen sie mitsammen ein Paar roge Pflanzlen und dann noch ein Paar und wieder ein Paar. Man mußte sich doch auf die Reise stärken. Dafür wollten sie die ganze Nacht marschieren, um das Versäumte ja wieder getreulich einzuholen.

Auf die Pflanzlen stellte sich neuerlicher Durst ein, der natürlich gelöscht sein wollte. Durstig konnte man aus einem Wirtshaus doch nicht nach Amerika wandern. „Dös wär' nit load¹⁾!“

Auf diese Weise wurde es Mitternacht. Die Kopferin bedeutete den beiden, daß es nun wohl an der Zeit wäre, heimzugehen; denn sie hätten noch einen weiten Weg vor sich.

„Ja, heim!“ lachte das Kirchsteig Anderl pfiffig. „Da schneid't sie die Frau Wirtin ganz g'waltig!“ Das Anderl ließ den Zehner wechseln und bekam viel kleines Geld darauf heraus.

Dann war er mit dem Much im Freien. Ganz eilig war das gegangen. Jetzt aber kam ihm alles so spanisch vor, der Himmel rot und die Welt gelb. Und an seinem Leib hatte er just das Gefühl, als wenn ihn jemand in die Drechselbank gespannt hätte und einen glatten Kochlöffelstiel aus ihm drechseln wollte...

¹⁾ das wäre nicht übel!

Wie sich der Much in jener Nacht heimgesunden hat, ist bis heute ein Geheimnis geblieben. Das Anderl hat überhaupt damals sich nicht mehr heimgesunden, sondern ist erst am Morgen ganz still in sein Hüttel am Kirchsteig geschlichen. War über und über voll Ruß an seinem Feiertaggewand. Es hatte die erste Nacht seiner Amerikareise auf einem ausgebrannten Kohlenmeißel in der Nähe des Kopfkopfers zugebracht.

Als es die Herausgabe von dem Zehner überzählte, reichte das gerade hin, um die Einkommensteuer für das laufende Jahr zu bezahlen. Das Kirchsteig Anderl ist denn auch am nächsten Markttag richtig zur Stadt gegangen und hat bezahlt.

Vom Steueramt weg schlich es jedoch ganz zerknirschte in die Spitalkirche und beichtete dem Tod-sündenfresser. Wie schaute das Anderl aber, als der Much gerade von der andern Seite aus dem Beichtstuhl kam, da es auf seiner Seite den hölzernen Laden zum Beichtgitter geöffnet hatte.

Der Much und das Kirchsteig Anderl blieben gute Freunde. Nach Amerika wollen sie zwar nicht mehr. Den Rotwein und die roglen Pflanzlen beim Kopfkopfer haben sie aber noch öfters versucht. Und wenn sie einmal das Gewissen gar zu fast drückt, gehen sie gemeinsam in die Stadt beichten.



Wie der Hoisl-Loisl die Neas kriegt hat.

Lang hat er „ummer g'sumpert“¹⁾ der Hoisl-Loisl vom Oberecher Bauern, bis er endlich ein Weib auf seinen stattlichen Hof bekam. Er war der einzige Sohn und alleinige Erbe. Die Eltern hatten sich schon seit Jahren in ihr wohlverdientes Austragstüberl zurückgezogen.

Kaum ein Tag verging, an dem der alte Oberecher seinem Buben nicht ins Gewissen redete, er solle doch einmal dazu schauen, daß eine Ordnung auf den Hof komme und man nicht fortwährend auf fremde Leute angewiesen sei.

Der Hoisl-Loisl drückte von einem Tag zum andern herum, ohne zu einem rechten Entschluß zu kommen. Wenn man ihn fragte, ob es ihm denn gar nicht endlich Ernst wäre, meinte er Kleinlaut: „Ernst is mir schon lang. Aber wenn i mir's halt keiner z'sagen trau'!“

Dabei war der Trauminit ein baumstarker Kerl. Vor den Diandlen hatte er jedoch einen eigenen Respekt, den er beim besten Willen nicht überwinden konnte, so sehr er sich auch redliche Mühe gab.

¹⁾ herum gezaudert.

Sobald er mit einem Diandl bloß die ersten Worte gesprochen hatte, verschlug es ihm gleich die Stimme. Seine Gedanken aber begannen im Hirn einen Ländlerischen zu tanzen, bis ihm ganz wirblich wurde und er da stand wie ein angemalter Türk. Der Hoisl-Loisl gereichte daher der schneidigen Burschenwelt des Dorfes nicht zum geringen Spott.

Seit einiger Zeit war mit ihm eine merkliche Veränderung vorgegangen. Während er sonst die Wirtshäuser mied, war er jetzt einer der treuesten Gäste beim Hirschenwirt. Er war imstande, oft von Früh bis Abends pumpfest zu sitzen und ein Viertel Rötel nach dem andern hinunterzuschütten. Nicht einmal zum Mittagessen kam er heim, zum Verdruß der Großdirn, der das Bratel anbrannte und die Knödel weich wurden wie Mehlkleister.

Bertraute Freunde wußten darum, weshalb der Hoisl-Loisl einer der ärgsten Wirtshaushocker geworden war. Das einschichtige ledige Leben war ihm selbst schon längst zuwider geworden. Er wollte sich einfach „a Kuraschi“ trinken, mit einem Diandl einmal ernstlich anzubandeln.

Aber wie es der Teufel wollte: wenn der Hoisl-Loisl mit Hilfe des Rötels Schneid' hatte für Zehn- und mit der Kaiserin von China selber ein g'scheutes Wörtel geredet hätte — dann war eben kein Diandl da, an das er seine Werbung hätte bringen können. Und wenn er wieder vor der Richtigen stand, dann hatte er nicht den nötigen Kausch oder gar einen elendigen Kassenjammer, der ihn an der ganzen Welt ver-

zweifeln ließ. So kam der Hoisl-Loisl immer zwischen zwei Stühle zu sitzen und der Pfarrer nie in die Gelegenheit, ein Brauteramen abzuhalten.

Eines Tages saß nun der Hoisl-Loisl wieder beim Hirschen und ließ es sich wohl sein. Er war mutterseelenallein in der Wirtsstube. Nur das Regele putzte an der Schank die zinnernen Deckel der Bierkrüge und fuhr mit einem Wischer in die Hälse der Weinflaschen, das Glas reinigend.

An dem Regele hätte der Hoisl-Loisl eigentlich jeden Tag ein Versuchsobjekt gehabt, seine Schneid' zu üben. Die war aber zwischen Bierzig und Neunzig, eine alte häßliche Dirn, bei der auch dem Mutigsten die Schneid' hätte vergehen können.

Die große Wanduhr tickte regelmäßig und eintönig. Der Hoisl-Loisl dämmerte ohne Ziel und Zweck vor sich hin. Er schien absolut gar nichts zu denken.

Da schob sich eine etwas zweideutige Gestalt bei der Thür herein. Es war ein alter verwitterter Kerl mit einem großen Buckel. Etwas krumm ging er auch. Die grauen Haare hingen ihm ungekämmt in das Gesicht, das voll Bartstoppeln war.

„Grüß di Gott, Lenz!“ brummte der Hoisl-Loisl, als sich der Ankömmling an seinem Tische niederließ und ein Glas Wasser bestellte.

„Grüß di Gott!“ erwiderte der Angesprochene.

Der Lenz war seit Menschengedenken im Dorf. Er hatte sogar einen kleinen Hof besessen, aber alles durch die Gurgel gejagt. Der Branntwein war für ihn wie für viele zum Erbfeind geworden, der ihm Haus und

Hof verschluckte. Seitdem brachte sich der Lenz auf seine Weise durch, ohne gerade zu betteln oder der Gemeinde zur Last zu fallen. Vor einigen Jahren war er durch eine Bußpredigt, welche die Ligourianer in dem Dorf abhielten, ganz bekehrt worden.

Von einem Tag zum andern hatte er den Entschluß gefaßt, dem Teufel zu entsagen, und führte es auch durch. Kein Mensch sah den Lenz von da ab mehr einen Tropfen Brantwein trinken. Ins Wirtshaus ging er aber trotzdem ostentativ und schaffte sich immer ein Glas Wasser an, „grad um dö Wirt' zu ärgern“, die ihm soviel Geld abgenommen hatten. Er war übrigens nicht schmutzig der Lenz und gab der Kellnerin stets seine zwei Kreuzer Trinkgeld. Umsonst wollte er nichts haben.

Seit seiner Bekehrung war der Lenz unter die betenden Leut' gegangen, betrieb die Sache jedoch sehr rationell und entschieden zu seinem Vorteil. Für das Heil seiner eigenen Seele glaubte er hinlänglich gesorgt zu haben — und so ging er für andere Leute beten, machte Wallfahrten, trotz seines „krumpen O'stell's“, und war bald einer der gesuchtesten Fürbitter.

Ging irgendwo etwas mit dem Vieh nicht zusammen oder war ein anderes Anliegen, der Lenz wußte es gewöhnlich durch eine Bittfahrt zu richten. Sogar die Hennen legten den Bauernweibern mehr Eier, wenn der Lenz dieser häuslichen Angelegenheit sich einmal ernstlich angenommen hatte.

Dabei verfolgte er eine eigene Praxis. In der richtigen Erwägung, daß die Heiligen des Himmels ohne

dies die Ohren „vollg'sumpert“¹⁾ bekommen, wandte sich der Lenz an die armen Seelen im Fegfeuer. Der Glaube an die Fürbitte und Hilfe der armen Seelen ist nämlich in Tirol allgemein verbreitet. Wenn man eine arme Seele durch die Aufopferung eines vollkommenen Ablasses von ihrer Pein erlöst und ihr das Himmelreich gewinnt, wird sie aus Dank zur eifrigsten Fürsprecherin für alle Anliegen desjenigen Menschen, der sich ihrer angenommen hat.

Der Zummelplatz bei Innsbruck, ein reizender abgechiedener Waldfriedhof, auf dem die Gebeine der in den Franzosenkriegen gefallenen Krieger bestattet wurden, ist eine der beliebtesten Wallfahrtsstätten für das Volk der ganzen Umgebung.

Aus seinem Dorf im Innsbrucker Mittelgebirge machte denn auch der Lenz auf den Zummelplatz die häufigsten Wallfahrten und fast immer mit durchschlagendem Erfolg. Er führte schon überall den Namen „Armeneseelen-Lenz“.

Am Wirtstisch beim Hirschen war zwischen den beiden Gästen, dem Wasserapostel und dem Kuraschitrinker, gar bald ein Gespräch in Fluß gekommen, das sich naturgemäß um die Herzensangelegenheiten des Hoisl-Loisl drehte.

„Ja, hast denn gar nie was betet?“ fragte der Lenz.

„Was hilft da 's Beten, wenn du nie das rechte Wort zur richtigen Zeit findest!“ erklärte der Bursche

¹⁾ voll angefleht.

ergrimmt. „G'flucht hab' i mir schon g'nua. Es hat aber dös aa nix g'nuzt!“

Der Lenz bekreuzigte sich hastig. „Is dös a abscheuliches Reden!“ verwies er sein Gegenüber. „Fürchtest di denn gar nit vor der Höll?“

„Als wenn's nit schon auf der Welt herunt die leibhafte Höll wär!“ brummte der Hoisl=Loisl etwas Kleinlaut. „Alle Tag' wirst ang'stänkert, warum du nit heiratest! Bald von dem und bald von dem! Möchtest da nit a hellichter Narr werden! Als wenn's Heiraten so einfach wär! Z'erst mußt do wissen, wen, und sagen mußt es ihr aa können!“

„Ja, wenn du no nit amal weißt, wen . . .“ meinte der Lenz bedauernd.

„Dös weiß i ja! Schon lang weiß i 's!“ rief der Bursche eifrig.

„Wer is es denn nachher?“ fragte der Lenz gespannt.

„Die Neas¹⁾ vom G'frillbauern, wenn du 's schon wissen willst!“

„Nachher mußt sie halt amal anreden drum!“

„Ja, wenn i nit weiß, ob sie mi mag!“

„Wenn du sie nit drum fragst,“ sagte der Lenz, indem ein verschmiztes Lachen über sein Gesicht huschte, „wirst es wohl aa nit erfragen bis zum jüngsten Tag, wo nachher die geheimsten Gedanken ans Tageslicht kommen. Wenn du solang warten willst — meinettwegen!“

„Sag frohel' mi nur nit aa no, Lenz!“ sprach der

¹⁾ Agnes.

Hoisl-Loisl ganz verzagt. „Du hättest mir eigentlich schon lang an guaten Rat in der Sach' geben können —“

„Guater Rat is teuer!“ meinte der Lenz.

„Kostet es, wieviel 's will!“ rief der Bursche. „Und wenn i dir dein' Buckel vergolden lassen müßt!“

„Mein Buckel is mein Sach!“ bemerkte der Lenz fast beleidigt.

„Kränk' di nit deswegen!“ begütigte der andre. „Es war gar nit so g'meint. Aber lass' a Wörtel mit dir reden. Du kommst do viel umadum. Hast nie zufällig g'hört, wie die Neas auf mi z'reden is? Es is a braves Diandl, und sauber is sie aa! I glaub', mit der hätt' i's nit am schlechtesten troffen.“

„Hast gar kein' schlechten G'schmack!“ entschied der Lenz, einen Schluck aus seinem Wasserglas nehmend. „Geld is freilich nit viel z'holen am G'frillhof. Sein einmal z'viel Kinder. Und die Neas is unter die jüngsten, dö 's Wanderspäckl schnüren können, wenn der Alte d' Augen zumacht.“

„Auf's Geld schaug' i nit!“ rief der Hoisl-Loisl.

„Hast aa recht! Aber wie dir die Neas g'sotten is, weiß i wirklich nit!“ Dabei zuckte wiederum ein übermütiges Lächeln um die Mundwinkel des Alten.

„Wolltest nit amal für mi anfragen?“ meinte der Hoisl-Loisl schüchtern.

„Was nit gar! Dös wär' do zum Lachen! Daß sie mi außi jagt!“

„Ja, nachher weiß i mir koan Rat!“ erklärte der Bursche verzweifelt.

„Aber i weiß einen!“ rief der Lenz. „Lass' du's Fluchen amal bleiben! Denn mit dem kriegst du höchstens a g'heiztes Extrakammerl in der Höll', aber nit die Neas. Du erbarmst mir. I will dir auf'n Lummelplatz etwas beten gehen!“

„Meinst, es nußt was?“ fragte der Hoisl-Loisl.

„Wenn du nit dran glaubst, bocklutherischer Sakra, nußt's freilich nix!“

„I glaub' schon dran!“ erklärte der Bursche eilig.

„Du mußt aber mitgehen. Doppelt ergibt besser! Morgen Nachmittag machen wir uns auf'n Weg!“ entschied der Lenz. „Bist einverstanden?“

„I verlass' mi ganz auf di!“ meinte der Hoisl-Loisl erleichtert.

Der Armenseelen-Lenz zahlte sein Wasser, nahm einen Weihbrunn aus dem Krügel an der Tür und ging davon, den andern seinen Gedanken überlassend.

Den Hoisl-Loisl litt es auch nicht mehr lange beim Hirschen. Er machte sich auf den Roggenacker und half den Knechten Garben tragen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit arbeitete er wie ein Vieh, daß ihm alle Knochen krachten. Er ging früh zu Bette und schlief bis in den Morgen hinein. Die ganze Nacht hatte er es mit den armen Seelen zu tun. Einmal schien ihm sogar der Lenz mitsamt der Neas im Fegfeuer zu brennen.

Am nächsten Tag machten sich der Lenz und der Hoisl-Loisl auf den Weg. Beide hatten einen geweihten Rosenkranz mitgenommen und beteten eifrig.

„Man muuß a Andacht mitbringen!“ erläuterte der

Lenz. „Sonst is alles umsonst. Und wer da mit an frevelhaften G'müath kommt, dem kann was Übels aa no passieren. Hast g'wiß schon öfter erzählen g'hört, daß der Teufel solchen Wallfahrern, dö mehr dem Wirtshaus als dem Gnadenbild z'lieb gangen sein, auf'm Rückweg 's G'sicht ins G'nack dreht hat, damit sie si von der Hinterfront aa amal haben betrachten können. Also nimm di z'sammen, Bua. Mit so Ding' is nit guat zum spaßen!“

Der Hoisl=Loisl versprach sein Bestes zu tun, um ja keinem derartigen Schicksal anheimzufallen, sondern womöglich seinen Zweck zu erreichen.

So gelangten die beiden, als es schon gegen Abend ging, auf den Lummelplatz. Stille, schweigsame Waldeinsamkeit. Eine Lannenmeise ließ sich von einem benachbarten Wipfel vernehmen. Die schrägen Schimmer der sich zum Untergang neigenden Sonne fielen durch das Gezweig und malten zitternde Figuren auf den grünen Moosboden.

Kein Mensch war anwesend. Die halb verfallenen Kreuze, die vermorschten hölzernen Gedenktafeln ragten aus dem Boden. In der Totenkapelle brannte eine kleine Ampel im grünen Glas, die immer von frommen Wallfahrern gespeist wurde. Unter dem Altar waren hinter einem Gitter eine Menge Schädel und Knochen aufgespeichert, sprechende Zeugnisse der Vergänglichkeit alles Irdischen. Etliche Schädel trugen auch um die knöcherne Stirn ein gemaltes Kränzlein oder sonstigen primitiven Zierat und darunter zwei Buchstaben. Es waren die Anfangsbuchstaben von

Lauf- und Schreibnamen desjenigen, dem der Kopf im Leben gehört hatte. Die Wände der Kapelle waren von innen und außen über und über mit Botivtafeln, wächsernen Gliedern und Herzen, gestickten Andenken und dergleichen bedeckt.

„Dös is a wahres Glück, daß heut' keine Leut' um die Weg' sein!“ sagte der Lenz halblaut zu seinem Begleiter. „Da kann man wenigstens in Ruh' und Frieden reden mit dö armen Seelen!“

Die beiden knieten vor der Kapelle nieder. Ge-
raume Zeit beteten sie schweigend und andächtig und ließen eifrig die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten.

Dann ließ sich der Lenz ganz energisch vernehmen: „So, jetzt wißt es ös, was wir wollen! Schaut's also dazua, daß der Hoisl-Loisl da zu seinem Diandl kommt! Die Neas is es vom G'frillbauern. Merkt's enk' dös wohl, damit mir nachher koa Verwechslung vorkommt! Dös wär' mir a saubere G'schicht'! Daß die ganze Sach' a gutes End nimmt, werdet's ös wohl errichten können! Müßt's enk' wohl schamen, wenn's ös alle miteinander sowas nit imstand' wär't's, a glückliches Eheleben z'stifen! I will mi nachher schon erkenntlich zeigen! Da könnt's enk' sicher drauf ver-
lassen!“

„Alle guten Geister!“ schrie da plötzlich der Hoisl-Loisl auf und wollte empor springen. „Er hat mi schon!“ stöhnte er.

Dem Burschen hatten sich zwei Hände über die Augen gelegt, und eine muntere Stimme, die sich ver-

gebens Mühe gab, einen tiefen schauerlichen Haß nachzuahmen, fragte: „Willst du mir deine Seele ver-schreiben?“

„Jessas, die Neas!“ rief der Hoisl-Loisl und machte sich gewaltsam los. Er hatte die Stimme des Diandls gleich erkannt, das nun etwas verlegen und im ganzen Gesicht rot vor ihm stand und an der Schürze zupfte.

„Ja — ja —“ stotterte der Bursche, über den die alte Befangenheit zu kommen drohte. „Hast denn etwas g'hört?“ brachte er endlich hervor.

„Alles hab' i g'hört!“ antwortete das Diandl, das plötzlich wieder ganz kuraschiert geworden war.

Der Hoisl-Loisl sah sich nach seinem Begleiter um. Der Lenz war aber verschwunden, als wenn ihn der Erdboden verschluckt oder der Teufel geholt hätte.

„Wo is denn iatz der Lenz?“ fragte der Bursche, dem es plötzlich ganz schwül wurde. In seinem Oberstübel fing schon wieder der Landlerische an.

„Is dir denn gar so Zeitlang um den Lenz?“ fragte das Diandl neckisch.

„Dös grad' nit!“ meinte der Hoisl-Loisl. „Also g'hört hast alles? Dös wegen der Neas vom G'frillbauern aa?“

„Um dö hat's si's ja g'handelt!“ lachte das Diandl jetzt hellauf.

„Freilich hat si's um dö g'handelt!“ meinte der Hoisl-Loisl. Dann brummte er vor sich hin: „A bissel zu schleunig sein's mir g'wesen dö armen Seelen! Herrgott, wenn nur der Lenz da wär!“ Dann nahm er plötzlich einen neuen Anlauf und rief: „Iatz is mir
250

alles gleich, Diandl! Was saget denn nachher die Neas vom G'frillbauern dazua?"

„Wird nit viel sagen!“ Ficherte die Neas. „Wenn du mi haben willst . . .“

„Und ob i di haben will, Diandl!“ jubelte der Bursche, über den plötzlich eine höllische Schneid' gekommen war, nachdem er einmal die ärgste Klippe hinter sich hatte.

„I hab' di schon lang nit ungeru g'sehen!“ meinte das Diandl vom G'frillbauern schallhaft und sah ihn dabei aus ihrem frischen G'sichtel mit ihren lustigen Augen an, daß dem Hoisl=Loisl das Herz im Leib zu hüpfen begann.

Er faßte sie an beiden Händen, nahm dann ihren Kopf zwischen die Hände, drückte ihn, daß die Neas noch eine Stunde darnach ganz feuerrote Ohren hatte, und gab dem Diandl einen lauten Schmaß auf die vollen roten Lippen. Sie aber schlang ihre Arme um seinen Hals und zäufte ihn an den Haaren, bis er sich ernstlich zu wehren begann.

„Weißt, daß i schon recht wild auf di war, weil du dir gar nie a Wörtel z'sagen 'traut hast!“ sagte das Diandl. „Aufg'fressen hast mi völlig mit die Augen, daß i mi wohl bald hab' auskennen müssen, wie viel's bei dir g'schlagen hat!“

„Jaß is's außer! Suche!“ jodelte der Hoisl=Loisl mitten im tiefen Waldfrieden, mitten unter den Grabhügeln und Kreuzen. Ein Stück neues Leben war da gegründet worden.

Die Neas und der Hoisl=Loisl gingen miteinander

heim. Als sie die Leute so durch das Dorf gehen sahen, die Hände verschlungen und mit glückseligen Gesichtern, da meinten die meisten, die Welt stünde nicht mehr lange.

Ob aber der alte Armenseelen-Lenz diesmal allein auf den Beistand seiner vielfach und oft bewährten Fürsprecher gebaut oder selbst ein Stücklein baldiger Erhörung gespielt hatte, das wollen wir unentschieden lassen, um nicht den guten Glauben an ihn zu untergraben.

Sicher ist, daß das G'frillbauern-Diandl einige Tage vorher mit dem Lenz eine längere Zwiesprach hatte und daß da allerhand von einem jungen Burschen die Rede war, der dem saubern Diandl am Herzen lag, trotzdem er sich immer so ungeschickt gebärdete.

Die größte Freude hatten die Eltern des Hoisl-Loisl, daß endlich einmal eine Bäuerin auf den Hof kam. Und die Neas war im ganzen Dorf als brav und ordentlich bekannt, wenn sie auch nicht mehr mitbrachte, als eine bescheidene Ausstattung.

Beim Brauteramen fragte der Hochwürdige Herr Pfarrer, der von der ganzen Geschichte erfahren hatte, den Hoisl-Loisl ganz besonders über die armen Seelen aus. Der blieb ihm auch keine Antwort schuldig. Der Braut drohte der geistliche Herr, als er mit ihr allein war, scherzhaft mit dem Finger und meinte: „Sag's nit weiter. Sonst treten die ledigen Jungfrauen den ganzen Lummelplatz z'sammen!“

Die Neas hütete sich wohl, ihr Geheimnis zu verraten. Ihr Mann mochte immer noch glauben, die

armen Seelen und die eindringliche Red' vom Lenz hätten das Ihrige getan, daß er jetzt mit seinem Weibe und einer Schar kräftiger Kinder glücklich hauste. Für den Lenz ließ sie es nie an allerlei Aufmerksamkeiten fehlen. So oft gebacken oder geschlachtet wurde, bekam der Lenz seinen guten Anteil und bei jeder Kindstaufe „a funkelnagelneu's G'wand, an ganzen Schinken, an Sack Mehl und a Paar neue Schuah.“ Und der Lenz war herzlich zufrieden damit. Soviel hatte ihm noch keine Wallfahrt eingetragen.



Das Erlebnis des Göttschen Beit.

Wenn man den Göttschen Beit so durch die Felder schleichen sah, hätte man nicht meinen mögen, was für ein fortschrittlich gesinnter Mensch er eigentlich war. Ein ganz wildes Gesicht hatte er. Blaurot und aufgedunsen und einen Wald von struppigen grauen Haaren drum herum. Dazu eine mächtige Nase. Groß und unförmlich wie ein Kartoffelknollen. Einen gewaltigen Höcker stellte er hinten hinaus, und mit dem Fußwerk ging's auch seit geraumer Zeit schon recht schlecht.

Seiner Lebtag war er stets ein Häuter gewesen. Nie recht gesund, auch nicht gerade extra gut dran mit dem Geld. Aber gejammert hat er nie. War nur immer ein bisschen einsilbig und behielt seine gescheuten Gedanken für sich selber. Lat selten den Mund auf, wenn die Bauern ganz besonders klug redeten und von den alten hergebrachten Ansichten, Sitten und Gebräuchen nicht lassen wollten.

Der Göttschen Beit war in seinem innersten Herzen ein moderner Mensch. Freute sich über jeden Fortschritt der Technik, soweit er in seiner Weltentrücktheit davon erfuhr und soweit er ihn verstehen konnte.

Sein kleines Gütl lag knapp an der Landstraße.

Ganz einsam und verlassen. Ungefähr eine halbe Wegstunde von dem verwitterten Dörfel entfernt, zu dem er gehörte. Wie ein Raubritternest sah das Bintschgauer Dörfel aus. Schmutzig und ungastlich. Kleine graue Steinhäuser. Halb zerfallen und nüchtern in ihrer Bauart. Keine Blumen und keine freundlichen Gärten. Hart an einen steil emporragenden Berg hingebaut und von den Felsen des Berges teilweise beschirmt und bedroht.

Außerhalb des Dörfels breitet sich das Tal. Und dort, wo der wildschäumende Gebirgsbach sich brausend ergießt, steht das weißgemauerte Hüttel des Göttschen Weit. Ein paar bunte Blumen blühen in dem eingezäunten Gartel. Große gelbe Sonnenblumen, Geranien und Nelken.

Es paßt eigentlich so gar nicht in diese Gegend, das Heim des alten Göttschen Weit. Ebensovienig wie er selber und seine grundgescheuten Ansichten und Gedanken.

Seit einer Reihe von Jahren durchjagen viele Automobile die schöngepflegte Landstraße des Tales und hüllen das kleine, ungastliche Dörfel in dichte Staubwolken. Anfangs schimpften die Bauern auf die hearrischen Sakra, die wie die helllichten Hölltuifl daherfausten. Laten ihnen auch mancherlei Unfug an und freuten sich herzlich, wenn einmal so ein verfluchter Karren nimmer weiter konnte. Allmählig fügten sie sich aber drein. Nahmen es hin als etwas Unabänderliches und waren nur froh, daß kein größeres Unheil angerichtet wurde.

Der Göttschen Weit jedoch war von allem Anfang an ein warmer Anhänger des Automobilsportes. So dahinfaufen zu können, ohne Ochsen und ohne Pferde . . . „Leurl, no amal eini, dös ist decht fein! Und koa Fuatter brauchen, koa Heu und kooan' Haber! Lei a bissel a Benzinöl!“ . . . Das imponierte dem Weit am meisten.

Einer der kühnsten Träume des Göttschen Weit war es, selber einmal in so einem Auto zu fahren, behaglich eine Pfeife zu rauchen und tiefsinnig vor sich hinzuspeien. Wohin diese Fahrt eigentlich gehen sollte, so weit verstieg sich seine Phantasie nicht. Er wäre zufrieden gewesen, einmal in aller Gemütlichkeit über die Wege zu fahren, die durch die Felder führten, und sich den Stand der Äcker von oben herab anzusehen.

So oft der Göttschen Weit einem Automobil begegnete, wich er nicht scheu und furchtsam, sondern ehrerbietig aus und sah dem davonsausfahrenden Fahrzeug mit fast kindlicher Sehnsucht nach.

Die Insassen bemerkten den schüchternen Bewunderer nur in den seltensten Fällen. Achteten nicht auf die hagere, mittelgroße Gestalt mit dem großen, unförmlichen Höcker, dem alten, tief ins Gesicht gedrückten Filzhütel und den steifen, etwas krummen Beinen. Sein kurzer, brauner Lodenjanker, die bodenscheuen Hosen, die schweren Stiefel und der derbste Stock, auf den er sich wuchtig stützte, vervollständigten den Eindruck einer fast abenteuerlichen Erscheinung.

Seit einiger Zeit fuhr häufig ein ganz bestimmtes Auto durch das Dorf und dann an dem kleinen Häusl

des Göttschen Weit vorbei. Der Weit kannte es genau. Er erkannte es schon an dem Luten; und wenn er diesen Ton aus der Ferne vernahm, dann humpelte er mit seinen steifen Beinen so rasch als möglich vor das Haus und pflanzte sich hart an der Landstraße auf. Sehnsüchtig sah er dann dem entschwindenden Fahrzeug nach und schnüffelte geduldig und schier mit Bonne Staub und Benzingeruch ein.

Außer dem Chauffeur saß gewöhnlich ein älterer, gut aussehender Herr in dem Auto. Der kannte den alten sonderlichen Bauern ebensogut wie der Weit das Auto. Und einmal ließ er halten. Knapp vor dem Häusl des Weit, wo der Alte auf seinen Stock gestützt stand.

Den Göttschen Weit hätte bald der Schlag gerührt vor lauter Schrecken. Da stand das Auto in seiner ganzen Größe und Pracht und brodelte und kochte vor lauter Ungeduld, nur bald wieder fahren zu dürfen. Und so schön war es. Herrlich! Hellrot und voll Dreck! Wo das etwa heute schon gewesen sein mochte! Wohl recht weit, wo schlechtes Wetter war; denn hier schien schon seit Tagen die Sonne.

Der feine Herr im Auto war ausgestiegen und hatte sich dem Alten genähert. „Möchten Sie einmal mitkommen?“ frug er freundlich.

Der Weit glaubte schlecht zu hören. Und dann war er schüchtern. Getraute sich nicht gleich ja zu sagen. Daher tat er, als bemerkte er den Fremden gar nicht, und starrte an ihm vorüber auf das Auto.

„Ich kenne Sie nun schon längere Zeit!“ fing der freundliche Herr abermals an. „Und denke mir, daß

Sie einmal ganz gerne da drinnen sitzen möchten. Also steigen Sie ein! Ich fahre Sie ein bißchen herum. Wollen Sie?“

Der Göttschen Beit sah den Fremden zuerst fast feindselig an. Dann brummte er unwillig: „Was hast g'sagt?“

„Ich fahre Sie in die Stadt hinunter, nach Meran, wenn Sie wollen . . .“

„Naa.“

„Also nicht?“

„Naa!“ Kam es bestimmt zurück.

„Gut. Dann nicht. Ich dachte, es würde Ihnen Freude machen . . .“ fügte der Fremde enttäuscht hinzu und kehrte wieder zu dem Auto zurück.

Der Göttschen Beit besann sich. Eine ungeheure Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, so daß er ungewöhnlich rasch denken konnte. Er dachte daran, wie nun mit einem Male sein höchster Wunsch in Erfüllung gehen würde. Der Wunsch, auch einmal in so einem noblen Fahrzeug zu sitzen und voll Würde und Stolz herauszuschauen und sich von oben herab die Felder und Äcker zu betrachten.

Hier war die Gelegenheit. Die einzige vielleicht in seinem ganzen Leben. Nie wieder würde ihn einer der Insassen dieser noblen Fahrzeuge beachten, und nie mehr würde ihn jemand zu einer Fahrt einladen. Der alte Bauer zitterte förmlich vor Aufregung und machte ein ganz böses, ingrinniges Gesicht. Aber er überwand seine Schüchternheit und fragte langsam, Wort für Wort betonend: „Wo fahrt's nachher hin?“

„Wohin Sie wollen.“

„Und Kosten . . .?“ fragte der Beit weiter.

„Kostet nichts.“

„Nix?“

„Nein.“

Der Göttschen Beit kam näher. Langsam und so breitspurig würdevoll, als es ihm seine steifen Beine gestatteten. „Nachher könnt' i's ja probieren.“

„Also steigen Sie ein!“

Der feine Herr und sein Chauffeur halfen dem Alten beim Einsteigen. Schwer ließ sich der Beit in die weichen Polster fallen.

„Dös ist wiach!“ meinte er anerkennend und sah den Fremden mit einem treuherzig dankbaren Blick aus seinen kleinen tiefliegenden Augen an.

„Wohin wollen Sie fahren?“ frug der Fremde, indem er neben ihm Platz nahm.

„Nei!“ machte der Beit bescheiden. „Halt a bissel in die Felder.“

„Nicht in die Stadt? Ich bringe Sie abends wieder heim.“

„Mir ist's gleich!“ sagte der Beit mit gemachter Gleichgültigkeit. Innerlich brannte er darauf, nach Meran zu kommen, wo er schon viele Jahre nicht mehr gewesen war. Er dachte es gar nicht mehr, wie lange. „Wird halt a bissel weit sein, ha?“ erkundigte er sich.

„Das macht nichts. Wir fahren eben um das geschwinder, wenn's Ihnen recht ist . . .“

„Ah ja! I hab' nix dagegen. Kösser sein's ja koane.“

Der Chauffeur kurbelte an dem Apparat, und dahinging's in einem Saus, daß dem Göttschen Zeit Hören und Sehen verging.

Anfangs hatte er gerade genug zu tun, sich mit seinem Hut zurechtzufinden. Der wollte ihm immer davonfliegen, und der Zeit mußte ihn mit beiden Händen festhalten. Dann blies ihm der Wind ins Gesicht und blies ihm scharf durch die Ohren. Der Zeit, dessen Zahnwerk nicht mehr ganz in Ordnung war, spürte schon ein verdächtiges Reißen. Aber er hielt tapfer aus und war bemüht, sich so fest als möglich auf seinen Sitz zu rammeln.

Das gelang ihm aber nur sehr schlecht. Denn ab und zu gab's einen Stoß, daß der Zeit völlig in die Höhe geworfen und dann wieder zurückgeschleudert wurde und vor lauter Schrecken nur „Oha!“ schreien konnte.

Zum Pfeifen anzünden und zum aus dem Wagen speiben, wie er sich das in seinen kühnen Träumen vorgestellt hatte, kam er nicht. Nicht einmal zum schauen. Und wenn er das Maul aufstun wollte, um etwas zu fragen, mußte er schreien, damit ihn der Herr neben ihm verstehen konnte.

Der Göttschen Zeit konnte gar nichts sehen von der Fahrt. Bis er etwas aufgefaßt hatte, waren sie schon einen Kilometer tiefer ins Tal gefahren. So sperrte er die Augen auf, preßte fest das Maul zu und hielt mit beiden Händen den Hut.

Es gefiel ihm immer weniger da drinnen. Er wollte sich's selber nicht eingestehen. Es paßte ihm jedoch

ganz und gar nicht. Und innerlich fluchte er, daß er überhaupt mitgefahren war.

Immer wieder wurde er in die Höhe geschleudert... und wenn er dann auch noch so weich in die Kissen fiel, so hatte er doch jedesmal einen derartigen Schrecken, daß er sich vor dem nächsten Mal fürchtete. Er fürchtete sich davor, aus dem Wagen geschleudert zu werden, und er fürchtete sich vor dem Wind, der ihm rauh ins Gesicht pfiß und ihm den Atem nahm.

Dann riß er vor Entsetzen die Augen auf. Da tanzten die Bäume rechts und links der Straße an ihm vorbei und die Häuser und die Berge. Darauf wurde ihm mit einem Male schwarz vor den Augen. Grün-schwarz. Und dann gab es ihm wieder einen Ruck, so stark und unvermittelt, daß er mit dem Kopf auf den Rücksitz aufschlug und der freundliche Herr ihn zurückziehen mußte.

„Soll ich langsamer fahren lassen?“ schrie er dem Beit ins Ohr.

Der Beit verstand kein Wort. „Naa!“ brüllte er zurück.

Das Auto sauste im raschen Flug durch das Tal. Sauste die ziemlich abschüssige Anhöhe hinunter, an deren Abhang ein größeres Dorf lag. Der Götschen Beit hatte schon alle Zustände. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, und die grün-schwarzen Farben wichen nicht mehr von seinen Augen. Ein übles Gefühl im Magen befiel ihn, drückte ihn, kam immer höher und höher.

Der freundliche Herr neben ihm hatte keine Ahnung

von dem Zustand des Göttschen Beit. Er saß da und freute sich über das Glück, das er dem alten Bauer offenbar durch seine Einladung bereiten konnte.

Plötzlich überfiel's den Beit. Urplötzlich. Mit elementarer Gewalt und wuchtig. Die echte, rechte, wirkliche Seekrankheit. Nicht mehr halten konnte er sich. Ganz gebrochen war er und spie und spie und spie vor sich hin. Aber anders wie in seinen Träumen.

Der freundliche Herr neben ihm war entsetzt emporgesprungen und schüttelte den Chauffeur mit beiden Fäusten. „Anhalten!“

Fast wären sie alle drei aus dem Gefährt geschleudert worden. Mit einem so jähen Ruck hielt das Auto an.

Den Göttschen Beit brachten sie in langsamem Tempo hinunter ins nächste Dorf und ließen ihm in einem guten Gasthaus ein Zimmer geben. Dann lieferten sie ihn ins Bett und gossen ihm Glühwein und Tee ein. Der Göttschen Beit lag wie in den letzten Zügen auf seinem Lager.

Als es ihm besser ging, wollten sie ihn wieder nach Hause bringen. Aber der Göttschen Beit wehrte entsetzt ab. „Mit zehntausend Teufel bringen mi wieder in so an Karren!“ erklärte er springgiftig.

So zahlte denn der Fremde für den Göttschen Beit einen Platz auf dem Stellwagen, der ihn dann auch daheim ablieferte. Vor lauter Gift und Gall' vergaß der Göttschen Beit das Danken. Er hatte eine Mordswut.

Seit jener Zeit ist der Göttschen Beit ein erbitterter Gegner der Autos. Wenn er eins von der Ferne hört,

so humpelt er, so schnell er kann, hinein in sein Häusl. Böllig wie eine Eidechse verschlüpft er, die Schutz sucht. Und wenn er einmal nicht ausweichen kann, so hält er sich vor Ekel beide Nasenlöcher zu und spuckt und spuckt. Wenn er aber einmal einen recht schlechten Traum hat, so träumt ihm, daß ihn der Teufel als Chauffeur gekleidet in einem roten Auto abholen kommt, um ihn mit Schnellzugsgeschwindigkeit in die Hölle zu fahren.



Die schöne Susi.

Die Tage vor Dreikönig zählten in dem beliebten Wallfahrtsort Forchtenstein zu den bewegtesten des ganzen Jahres. Eine geräumige Wallfahrtskirche öffnete dann ihre Pforten all den Andächtigen, die von nah und fern herbeiströmten, um in allen denkbaren und undenkbbaren Angelegenheiten Hilfe und Trost zu suchen.

In einer Seitenkapelle der Kirche waren drei roh aus Holz geschnitzte und bunt bemalte Statuen der Weisen aus dem Morgenlande aufgestellt. Die Arbeit mochte aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammen und besaß einen ziemlich großen historischen Wert.

Es waren auch schon verschiedene Versuche unternommen worden, die überlebensgroßen Figuren für das Landesmuseum anzukaufen. Da kam man aber bei der Bevölkerung übel dran, und ein Professor der Kunstgeschichte, der die Sache einleiten sollte, lief sehr bedenklich Gefahr, von den aufgeregten Bauern durchgeprügelt zu werden.

Die heiligen drei Könige genossen neben einem wundertätigen Madonnenbild auf dem Hochaltar das

vollste Vertrauen. Man hatte den Statuen schon ziemlich vergilbte Seidenmäntel umgehängt, und an ihren Fingern prunkten, wo es nur tunlich war, eine Menge Ringe mit glitzernden Glassteinen.

Die Wände der Kapelle waren dicht behängt mit Botivtafeln, Amuletten, wächsernen Gliedmaßen und Herzen, geschriebenen, gemalten und gestickten Dank-sagungen in Vers und Prosa unter Glas und Rahmen. Vor den wundertätigen Heiligen brannten aber auf einer Art Sammelleuchter mit vielen kleinen eisernen Spitzen eine Menge dünner kleiner Wachskerzen, die frommer Sinn opferte und immer durch neue ersetzte.

Bei den im Winter vielfach ungangbaren Wegen im Gebirge und bei der wahrhaft großen Entfernung, aus der manche Leute kamen, war das Verdienst einer solchen Wallfahrt zu Dreikönig um so höher anzuschlagen. Wenn die Weisen den Weg aus dem Morgenland nicht gescheut haben, so können auch wir über Bergrücken und Höhen klettern' und ihnen an Beharrlichkeit nach-eifern, dachte sich das Volk.

Zufällig war in diesem Jahre auch die Bitterung sehr günstig. Kalte, trockene, klare Wintertage. Der Schnee war festgefroren und knirschte unter den Füßen. Von den Abhängen benachbarter Täler gab es sogar eine prächtige Schlittenbahn. Etwas Kühnheit, ein guter Lenker des Schlittens und verlässliche Schneereifen gehörten freilich dazu, um solch eine Fahrt in die Tiefe zu wagen.

An den Wallfahrtstagen gab es auch einen vollkommenen Ablass zu erwerben. Die Menge drängte

sich daher von früh bis spät in die Kirche und zu den Beichtstühlen. Die drei Geistlichen des Ortes, ein Pfarrer, ein Hilfspriester und ein alter Frühmesser, hätten diese Last niemals bewältigen können. In den strengsten Tagen war daher immer geistlicher Besuch im Widum. Manchmal stieg die Zahl der Geistlichen über ein Duzend.

Am unermüdblichsten war der alte Frühmesser des Ortes, eine stämmige, ungebrochene Gestalt voll urwüchsiger Kraft und Frische. Er war bis vor einigen Jahren Gerichtspfarrer in Bozen gewesen und führte deshalb in der ganzen Gegend allgemein den Namen: „Der Galgenpater“. Ihm strömten am meisten Andächtige zu. Die Leute hatten die feste Überzeugung, daß der Galgenpater, der jahrelang nur mit Spitzbuben, Einbrechern und Mördern zu tun hatte, die ärgsten Brocken am besten verdauen könne.

Die Wallfahrtskirche machte hauptsächlich gegen Abend, wo der größte Andrang herrschte, einen buntbewegten malerischen Eindruck. Die vier Beichtstühle, die sich in der Kirche befanden, genügten natürlich bei weitem nicht den gestellten Anforderungen.

Man wußte sich aber auf sehr primitive Weise zu helfen. Etliche Kirchenbänke wurden bei solchen Gelegenheiten auf die Seite gerückt und in Beichtstühle verwandelt. Man grenzte in der Mitte derselben durch Bretter einen Raum für den Geistlichen ab, der sich zwischen den beiden Brettern in der Bank niederließ. In jedem Brett war ein rundes Loch herausgesägt, durch das die Beichte abgenommen wurde.

Es lag in dieser Maßregel eine geradezu rührende, nahezu apostolische Schlichtheit. Die Weihe des Ortes genügte. Keinem Menschen wäre es eingefallen, in diesem Notbehelf irgend etwas Verleghendes zu finden. Die Leute, die da kamen, waren ja abgehärtet durch Arbeit im täglichen Kampfe mit den Elementen, denen sie ihr Brot abrangen. Sie sahen daher das nur für selbstverständlich an, was vielleicht manchem verwöhnten Städter ein überlegenes Lächeln gekostet hätte.

Das ewige Licht flimmerte in der roten Ampel vor dem Hochaltar. An den einzelnen Beichtstühlen zitterten winzige Ölflämmchen. Sonst lag die ganze Kirche in Dunkelheit, aus der sich nur hie und da die Umrisse eines knienden Menschen, der sich im Bereich einer der spärlichen Lichtquellen befand, abhoben.

Immer rückten auf den Bänken wieder neue Büßer nach und ersetzten diejenigen, die ihre Beichte bereits absolviert hatten. Es war ein eigentümlicher Anblick, wie für einen, der gerade im Beichtstuhl verschwand, aus der Dunkelheit plötzlich ein anderer auftauchte und dessen früheren Platz einnahm.

Man hatte ordentlich das Gefühl, daß die Kirche gesteckt voll sei, wenn auch nur da und dort ein Nüßpern oder Husten, ein tieferes Atmen oder Flüßtern vernehmbar war.

Aus der Reihe der Absolvierten beim Stuhle des Galgenpaters erhob sich jetzt die kräftige Gestalt eines jüngeren Mannes. Er mochte etwa Mitte dreißig zählen. Er schlug ein großes Kreuz, beugte das Knie und drängte sich durch die Menge zum Hochaltar durch.

Dann nahm er seinen Weg hinter dem Altar herum und öffnete wie einer, der hier schon ganz ortskundig ist, eine kleine Brettertür. Er hielt einige Zeit die Hand vor die Augen, da ihn der Lichtschein, der ihm entgegenflutete, fast blendete.

Dann stieg er, die Türe wieder schließend, langsam die unter seinen schweren Tritten krachenden Holzstufen einer engen Wendeltreppe empor. Oben war ein enges Gemach ausgezimmert, in dem nur zwei Kirchenstühle Platz hatten. Diese standen vor einem kleinen Altar, der im hellsten Kerzenschimmer erglänzte. Bunte Ampeln waren um das wundertätige Madonnenbild angebracht, das nur an besonders hohen Festtagen seine verborgene Heimstätte verließ.

Das Bild stand mit dem Hochaltar der Kirche in unmittelbarer Verbindung. Eine einfache Drehvorrichtung ließ es hoch über dem Tabernakel in einem gegen den Gipfel des Altars eigens zu diesem Zwecke gefertigten Rahmen allen Gläubigen in der Wallfahrtskirche erscheinen. Für gewöhnlich schauten jedoch die milden Züge der Madonna und das blondlockige Christusknäblein nur die engen Wände des Verschlages hinter dem Hochaltar.

Als der Eintretende auf die letzte Stufe der Wendeltreppe gelangt war, hielt er einen Augenblick wie unwillkürlich inne. Die kleine Kammer war nicht leer. Auf dem vorderen der beiden Betstühle kniete ein junges Diandl, das die Kugeln des Rosenkranzes eifrig durch die Finger gleiten ließ. Die schweren dunkelbraunen Flechten trug sie in eine Art Haarkrone auf

268

dem Kopfe geordnet. Sie war im Sonntagsstaat. Ein verschnürtes Samtmieder, ein weiter faltiger Rock mit darüber anschließender hellblauer Seidenschürze kleideten sie ungemein vorteilhaft.

Das Diandl hatte, als sie die Schritte hörte, den Kopf etwas zurückgewandt, war aber gleich in die frühere Stellung einer unbeweglich Knienden verwandelt und fuhr eifrig fort, zu beten. Trotzdem hatte den Burschen aber ein Paar hellblitzender Augen fast vorwurfsvoll getroffen. Zugleich wußte er auch, daß das Diandl bildsauber war und zu denjenigen gehörte, auf deren Wangen die Farbe der Kirschenblüte und der roten Monatsrosen sich zu einem Liebreiz von Gesundheit, Schelmerei und jugendlicher Anmut vermischten. Ein Grüberl im Sinn hatte der scharfe Beobachter auch schon entdeckt.

Das war nun eigentlich gar nicht recht, daß er sich zu einer solchen Stunde so weltlichen Betrachtungen hingab. Es schien ihn auch zu reuen; denn er ließ sich ganz still in dem zweiten Stuhle nieder und zog ebenfalls seinen Rosenkranz aus der Tasche. Er war ja doch hierher gekommen, um seine Buße zu beten.

Es wollte aber nicht recht vorwärts mit seiner Andacht. Er mußte immer wieder eines der neckischen Haarringeln betrachten, die um den Nacken des vor ihm knienden Diandls spielten.

„Sakrisch sauber is sie!“ murmelte er vor sich hin.

Das Diandl schien die Äußerung verstanden zu haben. Plötzlich warf sie den Kopf trotzig zurück, er-

hob sich rasch und schritt gegen den Ausgang der Kammer zur Wendeltreppe. Der fremde Bursch aber war noch flinker und vertrat ihr mit ein paar Schritten den Weg.

Eine Art Übermut hatte ihn erfaßt. Das Diandl stand nun vor ihm und maß ihn vom Scheitel bis zu den Zehen, gerade nicht unfreundlich, eher spöttisch. Längere Zeit wurde zwischen den beiden kein Wort gesprochen. Zuletzt war es fast, als ob ein Lachen um den frischen Mund des Diandls zuckte. Sie ließ einen Augenblick eine Reihe schneeweißer Zähne sehen, wie Körner von jungem Maiskorn, das sich in der Milch befindet.

Endlich brach der Bursch das Schweigen.

„Hast fertig betet?“ fragte er. „Wird wohl koa große Buuß' g'wesen sein!“

„Das werd' i dir wohl zu allererst auf die Nasen binden!“ kam es neckisch zurückgeflogen, indem eine leichte Röte in ihrem Gesicht aufstieg.

„Fragen wird man wohl dürfen!“ meinte er, halb lachend.

„A Narr fragt viel, wann der Tag lang is!“ erwiderte sie. Dann atmete sie kurz auf und versuchte in ihre Stimme einen energischen Ausdruck zu legen: „Bist vielleicht ang'wachsen bei der Stiegen da heroben oder willst amal Platz machen!“

Einen Augenblick zuckte es ihm durch das Gehirn, zu sagen, daß er bei dem Schlagbaum Mautner sei und die Maut nur mit einem Bussel bezahlt werden könne. Er hatte aber nicht die Schneid' und

ärgerte sich gleichzeitig selbst im Innern, daß er gehorsam auf die Seite wich und dem Diandl den Weg frei gab.

Sie eilte an ihm vorüber. Einen Augenblick zögerte er, dann ging er eilig über die Wendeltreppe nach. Bei der kleinen Tür hatte er sie eingeholt, öffnete ihr dieselbe, und gleich darauf traten beide in das Dunkel der Kirche. Als wenn sich das von selbst verstünde, bahnte er dem Diandl den Weg durch die drängende Menge und gelangte so mit ihr gleichzeitig vor die Kirchthüre.

* * *

Das Diandl schien mit einem gewissen Entzücken die klare, reine Luft der Winternacht einzusaugen. Keine einzige Wolke stand am Himmel. Unzählige Sterne glänzten droben. Die mächtigen schneebedeckten Berge hoben sich in gewaltigen Linien ab. Über einem der Gipfel tauchte gerade die Mondsichel empor. Schweigend lagen die Gräber auf dem Friedhof da. Nur daß manchmal ein Windzug mit den kleinen eisernen Türchen oder den Weihbrunnkesseln an den Kreuzen flirrte und ächzte.

Das Diandl wurde sich plötzlich wieder bewußt, daß sie nicht allein war. Sie raffte den weiten Rock zusammen und schritt über die Stufen, die vom Platz vor der Kirche in die Dorfgasse führten. Er schloß sich ihr an und ging neben ihr her.

„Bist von da dahoam, Diandl?“ fragte er.

„Du mußt heut' wirklich dein' neugierigen Tag haben!“ erwiderte sie.

„Das kannst mir ja sagen!“ meinte der Bursch.

„Wann i mag!“ kam es trozig von ihren Lippen. Dann lachte sie hell auf: „Naa! Zug'reist bin i! Und was ratest, woher? Vom Mond aber!“ Dabei wies sie nach der glänzenden Sichel. „Jetzt wirst wohl z'frieden sein!“

„Freilich!“ rief er, auf den Scherz eingehend. „Das is ja nachher a b'sondre Ehr' für mi, daß du überhaupt a Wort mit mir redest!“

„Wann i a andre Sprach' könnt'," fuhr sie fort, „tät' i schon chinesisch mit dir reden, damit du nix verstündest!“

„Das könnt' i vielleicht grad' versteh'n!“ lachte er.

„Weil du a Chineser bist. Gelt ja?“ faßte sie die Andeutung blischnell auf.

„Leihst mir halt oan' von deine Zöpf', dann kann i mi für Geld sehen lassen!“

„Probier's amal so! Am End' zahlt dir wer aa so was. I aber nit!“

Unter diesen neckischen Reden und Gegenreden waren sie zum Dorfbrunnen gelangt. Eine dicke Eiskruste überkleidete den Trog und das Brunnenrohr. Nur der helle Wasserstrahl sprudelte lebendig, fast wie die Worte der beiden, die jetzt bei dem Brunnen stehen blieben.

Das Diandl bog sich zum Brunnenrohr nieder und trank gierig von dem eiskalten Wasser. Da kam ihrem Begleiter, der an der andern Seite des Brunnens stand, ein neuer, übermütiger Gedanke. Den wollte

er aber ausführen! Jetzt war er ja nicht mehr in der Kirche.

Blitzschnell neigte er sein Gesicht ebenfalls zu dem Rohr. Ehe es sich das Diandl versah, hatte es einen laut schallenden Schmatz auf den nassen kalten Lippen. Gleich darauf setzte es jedoch einen zweiten viel lauterem Schall ab. Das Diandl hatte sich erzürnt aufgerichtet, holte mit dem rechten Arm weit aus, und der Bursch fing eine derartige Watschen, wie er sich derselben aus den hitzigsten Zeiten ländlicher Kirchtage nicht erinnerte.

Ganz bestürzt taumelte er zurück. Ein Schwarm Lichter tanzte vor seinen Augen, und durch denselben hörte er die Stimme der Beleidigten: „Du Lecker, abscheulicher Mensch! Und so a alter Lackl aa no dazu!“

Als der Gemäßregelte wieder einen Ausblick über die Situation bekam, sah er, wie sich das Diandl zwei Weibern, die gerade an dem Brunnen vorbeigingen, anschloß. Die beiden schritten gewaltig aus. Es waren vierschrötige Gestalten, knochig und sehnig. Das Diandl, obwohl es auch von kräftigem Körperbau war, trippelte fast zwischen ihnen.

Jetzt legte sich dem Fremden eine Hand auf die Schulter. Er drehte sich jäh um. Das Gesicht eines Bekannten aus seiner Gemeinde schaute ihm entgegen.

„Da bist amal schön an'kommen, Schmied Lex!“ lachte der.

„Na, i dank'!“ seufzte der Lex auf. „Kennst du sie denn, Josl?“

Der Bigguler Josl, ein alter Knecht, lachte still in sich hinein: „Und ob i sie kenn'! Bist wohl no nie in die Gegend kommen, daß du die schöne Susi nit kennst. I geh' jetzt schon seit Jahr und Tag daher Kirchfahrten und hab' das Diandl schon ganz als a kleiner kennt, wie sie no kaum g'laufen is. Wird jetzt achtzehn Jahr' alt sein. Aber außerg'wachsen hat sie si damisch, das muß ihr der Neid lassen!“

„Wird wohl a reiche Bauerstochter sein,“ meinte der Lex, „daß sie so oben dran is?“

„Beileib' nit!“ entgegnete der andere. „Is a blutarmes Diandl. Amal wird's schon was erben. Die zwei alten Jungfern, mit denen sie gangen is, haben sie aufgezügelt. Gut, daß si di nit g'sehen haben, Lex, wie du dem Diandl a Bussel versetzt hast. I glaub', sie hätten di in Brunnentrog g'worfen und versaufen lassen wie an Katzen¹⁾).

„Dazu müßten do Leut' kommen!“ rief der Lex etwas unwirsch.

„Du, von dö zwei Mucken Gitschen²⁾ hat a jede a Kraft wie a ausg'wachsenes Mannsbild! Da könnt' i dir G'schichten erzählen davon. Aber jetzt muß i mi eilen! I muß no beichten geh'n!“ Damit verabschiedete sich der Bigguler Josl von dem Lex, der seinen Weg weiter fortsetzte.

1) Ratte. 2) Dirnen.

* * *

Sein Ziel war der Bärenwirt, wo er eine Bestellung hatte. Er ging recht langsam, der Lex, und blieb alle Bittfüruns wieder stehen. Das Diandl wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. So eine Schneidige hatte er noch nirgends getroffen. Und der Lex war doch schon ziemlich herumgekommen, hatte seine drei Jahre bei den Kaiserjägern gedient und dann die Dorfschmiede seines Vaters übernommen, wo er jetzt mit zwei Gesellen hauste. Seine Eltern waren bereits beide tot. Eine Schwester der Mutter führte die Wirtschafft.

Die hatte ihn eigentlich am meisten dazu beredet, er sollte heuer die Wallfahrt machen, schon ihretwegen. Das alte Weiblein litt zeitweise recht arg an der Gicht und konnte den sechzehnständigen beschwerlichen Weg unmöglich selbst mehr unternehmen. So hatte sich denn der Lex dazu entschlossen und versprach, sein Möglichstes zu tun, um in der himmlischen Kanzlei etwas auszuwirken.

Mit ihm waren noch mehrere aus seinem Heimatdorf Kirchfahrten gegangen, unter ihnen auch der reiche Mohrhofner Bauer, mit dem der Lex für heute abends die Bestellung beim Bärenwirt hatte. Der Bigguler Josl hatte den Führer über das zu dieser Jahreszeit sehr beschwerliche Joch gemacht. Dem Lex taten von dem harten Weg und dem stundenlangen Knien in der Kirche noch alle Sehnen an den Beinen weh. Und was war der ganze bisherige Erfolg der Wallfahrt gewesen: eine damische Watschen!

„Ah, was! Soll mir das Diandl am Buckl aufi-

steigen! Wegen einer werd' i mir Gedanken machen! Die Welt is koa Hennenstall! Diandeln gibt's g'nua! Beichten bin i g'wesen. Jetzt bin i halt g'firmt aa glei worden!" Dabei rieb er sich die noch immer brennende Backe und setzte seinen Weg eilig fort; denn plötzlich machte sich beim Ler das sehr irdische Gefühl von Hunger und Durst geltend.

Als er in das Vorhaus beim Bärenwirt trat, stellte er sich für eine Minute unter die Laterne, die an einer schweren eisernen Kette vom Überboden hing, zog einen kleinen Taschenspiegel heraus und betrachtete sich in demselben den „alten Lackl“. In der That hatte ihn diese Bezeichnung des Diandls noch tausendmal mehr gegiftet, als die Watschen. Und er gehörte doch noch zu den lebfrischesten Burschen im Dorf, die kein Hindernis scheuten, wenn es irgendeine Gaudi galt.

Der Ler gewann denn auch aus dem kleinen runden Spiegel, der nicht viel größer war, als ein Talerstück, und in dem er jede einzelne Partie seines Gesichtes gesondert betrachten mußte, die tröstliche Überzeugung, daß es mit ihm noch lange nicht Matthäi am Letzten sei. Das freute ihn so gewaltig, daß er am liebsten ein Trutzg'sangel und darauf noch einen langen Fodler losgelassen hätte.

Glücklicherweise erinnerte er sich noch rechtzeitig daran, was für ein heiliger Tag heute sei, trat still in die Wirtsstube und setzte sich an ein Klapptischchen bei dem grünen Kachelofen.

Er ließ seine Augen suchend in die Runde schweifen. Der Mohrhofer war noch nicht da. „Macht nix! S

kann ja warten!“ murmelte der Ler und schaffte sich eine Halbe Rotwein an.

Eine Viertelstunde später kam der Mohrhofer und setzte sich zum Ler. Sie hatten gerade einen recht netten, abgeschlossenen Winkel und brauchten keine Störung zu befürchten; denn an dem kleinen Tischchen hatte kein Dritter mehr Platz.

Der Mohrhofer war ein kurzatmiger, dicker Bauer, klein und untersezt, mit einem purpurroten Gesicht wie der Abendhimmel, wenn er Regenwetter anzeigt. Bart trug er keinen, während den Ler ein zu zwei haarscharfen Spitzen aufgewichster Schnurrbart zierte. Der Mohrhofer ließ sich schwerfällig und schnaufend auf seinem Stuhl nieder, zog ein großes blaues Sack-
tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Er schwitzte mitten im Winter. Dann holte er eine große birkenne Tabaksdose hervor, nahm eine gewaltige Prise, bot dem Ler eine an und stürzte ein Glas Wein hinunter.

„Ha? Was hast g'sagt?“ fragte er auf einmal.

„I hab' gar nix g'sagt!“ erwiderte der Ler auf die zerstreute Frage des Bauers. „Wo bist denn heut' mit deine Gedanken? Und was is denn nachher Wichtiges, was du mir mitzuteilen hast?“

Der Mohrhofer guckte ängstlich um sich. Sein Gesicht trug überhaupt einen zaghaften Ausdruck. Böse Mäuler wollten das mit seinem Weibe in Verbindung bringen, das vor nicht ganz einem Jahre die Himmelsleiter emporgestiegen war. Die Greath soll eine rechte Bisgurrn gewesen sein und ganz ausgiebig die

Hosen angehabt haben. Zu reden hatte, solange sie lebte, auf dem Hofe niemand als sie; am wenigsten aber der Bauer, der sich, wenn irgend etwas los war, scheu zu drücken pflegte wie ein Hund, dem man auf den Schweif getreten hat.

Seit dem Tode seiner besseren Hälfte, die ihm das Leben gewaltig sauer gemacht hatte, war der Mohrhofser sichtlich aufgetaut und hatte von Tag zu Tag mehr Kuraschi bekommen. Man sah ihn nun Sonntags auch im Wirtshaus einen Perlagger oder Laubbieter machen. Er mußte aber erst allmählig die Karten kennen lernen, so sehr hatte er alles, was Spiel hieß, in den fünfzehn Jahren seiner Ehe verlernt. Er hatte erst mit vierzig Jahren den gewagten Streich begangen und dabei offenbar das bekannte Schnapperl überhört — denn wie alle Welt weiß, werden wir Tiroler ja mit vierzig Jahren gescheut.

Jetzt war der Mohrhofser also schon tüchtig in den Fünfzigern. Kinder waren seiner Ehe keine entsprossen. So hauste der Bauer denn gegenwärtig mit dem Gesinde allein auf dem Hof und hatte seinen Dienstleuten in den letzten Monaten schon manchen Tanz aufgespielt.

Die Großdirn und der Altknecht, die hatten nämlich im Anfang gar nicht übel Miene gezeigt, die Zügel, die der gestrengen Hand der Mohrhofserin entsunken waren, für ihren Teil aufzunehmen und dem Bauer nach Gefallen Wist und Hott zuzuschreien. Der war aber nun lange genug der geduldige Karrengaul gewesen, wurde widerborstig und zuletzt grob und

drohte alles aus dem Haus zu werfen, was ihm nicht in den Kram passe.

Zu dem Schmied Lex hatte er schon längst ein großes Zutrauen gefaßt. Und der war ihm auch bei der Ordnung seines neuen Hauswesens vielfach behilflich gewesen.

Ehe der Mohrhofer noch auf eine Frage seines Genossen antworten konnte, traten zwei Geistliche in die Wirtsstube. Die Bauern rückten die Hütte vor den hochwürdigen Herren, und diese gingen in das Extrastüberl. Der eine war ein junger Kooperator aus der Nachbarschaft, der andere der Galgenpater.

Ein sichtlicher Seufzer der Erleichterung hob die breite Brust des Mohrhofer Bauern, als die beiden Hochwürdigen unter der Lür des Extrastüberls verschwunden waren.

„Mögst es nit meinen, daß er dir so die Leviten lesen könnt!“ sagte der Bauer vor sich hin.

„Von wem redest denn?“ fragte der Lex.

„Von wem anderen, als vom Pater Chrisosti, vom Galgenpater!“

„Bist aa bei ihm beichten gangen?“

„Pft! Nit so laut!“ tuschelte der Mohrhofer.

„Und aber kapitelst hat er di?“ fragte der Schmied mit unterdrückter Stimme.

„Und wie!“ bekräftigte der Bauer und nahm zur Stärkung einen gewaltigen Schluck aus seinem Weinglas. „G'schwiht hab' i dir, daß loa trockener Faden mehr an mein' Leib war!“

„Du machst aa heut' a G'sicht wie a Pfann' voll kranker Leufel!“ bemerkte der Lex.

„Jehsas! Marand! Josef! I bitt' di, red' mir nit vom Teufel!“ flehte der Mohrhofer und sah ganz entsetzt hinter seinen Stuhl.

„Ja, was is denn mit dir los?“ ließ sich jetzt der Lex mitleidig vernehmen. „Bist vielleicht gar nit absolviert worden?“

„Das schon!“ beteuerte der Bauer. „Aber alles hat's braucht. Und hoch und heilig hab' i's versprechen müssen —“

„Was denn?“

„Du wirst's schon hören. Das is nit so leicht g'sagt, wie Weizen droschen. Aber i hab' jetzt wenigstens a ruhigeres G'wissen. I bin ja eh' nur deswegen daher kommen, um alles in Ordnung zu bringen. Mein Gott, man tut ja, was man kann. Aber i bitt' di gar schön, red' mir nimmer vom Teufel! Meinetwegen von sonst allem!“

„Ja, das is ja a ganz unheimliche G'schicht!“ sagte der Lex. „Hast vielleicht gar amal oan' um'bracht?“

Der Mohrhofer fuhr in seinem Stuhl in die Höhe und bekreuzigte sich: „Wie kannst denn nur so was denken, Lex!“ rief er mit erstickter Stimme.

„Ja, z'weg'n was hast denn nachher so a Höllenangst? G'stohlen wirst wohl aa nix haben — und Grenzstein' versetzt aa nit? Weißt, das is eine der z'widrigsten G'schichten. Wer an Markstein versetzt, der muß das saubere G'schäft dann in alle Ewigkeit als G'spenst forttreiben!“

„Lex, i bitt' di, hör' auf mit dem gotteslästerlichen Reden!“ flehte der Bauer.

„Dann ruck' halt mit der Sprach' außer!“ ermutigte ihn der andere. „Wann i dir helfen kann —“

„Freilich kannst du's!“ versicherte jener eilig und rückte ganz nahe zum Ler hinzu. Die folgende Unterhaltung wurde fast im Flüsterton geführt. „Schau', Ler,“ begann der Mohrhofser, „i bin halt aa amal jünger g'wesen. Und da is man grad' nit alleweil auf der vernünftigsten Seiten.“

„Aha!“ lachte der Schmied halblaut. „Geht's aus dem Loch?“

„Ja, woher weißt du denn, was i sagen will?“ fragte der Bauer beklommen.

„Das kann i mir do jetzt an den fünf Fingern aberzählen, daß es si um a ledig's Kind handelt!“ meinte der Schmied.

„I bitt' di, nit so laut, Ler! Du hast es erraten. I weiß nit, du siehst aa an Menschen bis aufs erste Kindsmuas in sein' Magen eini!“

„Das wird man wohl sehen müssen, wenn amal so a großer Brocken im Magen liegt!“ scherzte der Schmied.

„I bitt' di, Ler, mach' keine Dummheiten! Die G'schicht' hat mir die ganzen achtzehn Jahr' Koa Ruab' lassen. Denk' dir nur, wenn meine Alte davon erfahren hätt'!“

„Also achtzehn Jahr' is das Kind alt!“ meinte der Ler.

„Ja, woher weißt denn das schon wieder?“ fragte der Bauer verwundert.

„Du hast es ja selber g'sagt! Mir scheint, du hast

heut' narrische Schwämm' g'fressen, daß du selber nit weißt, was du einbekennst! Und was ist's denn, a Bua oder a Diandl?"

„A Diandl!“ versicherte der Mohrhofner. „Es is gut aufg'hoben, wenn i 's aa nimmer g'sehen hab', seitdem 's auf die Welt kommen is. Aber i hab' schon g'sorgt dafür und heimlich Geld g'schickt. Schau', aber es laßt mir früher Koa Ruah, bevor i das Diandl nit zu mir g'nommen hab' auf mein' Hof, wo sie von Rechts wegen hing'hört. Die Mutter is bald g'storben. Mein Weib is jetzt aa nimmer. Ich bin allein auf mein' Hof. Warum soll i mir nit auf die alten Tag' das einzige, was i no auf der Welt von eigenem hab', auf mein Gut setzen, damit 's mir wirtschaften hilft. Zu was soll denn das Diandl bei fremden Leuten herumflugeln, wann 's no an Vater hat auf der Welt!“

Der Mohrhofner hatte wieder sein Sacktuch hervorgezogen, nahm eine ungeheure Prise, schnaubte und wischte sich dann die hellen Tränen aus den Augen. Dabei war ziemlich viel Schnupftabaß mit hinein geraten, und es zogen sich nun über seine Wangen einige dunkelbraune Furchen.

Den Ler schien die Erzählung des Bauern sichtlich zu rühren. Er schlug dem Mohrhofner auf das Knie und meinte anerkennend: „Recht hast! Das war amal a brave Red', und es wird dir sicherlich Segen bringen, wenn du das Diandl zu dir nimmst!“

„Ja, ja,“ schluckte der Mohrhofner. „Das is leichter g'sagt, als getan. Wenn man so nach achtzehn Jahren als a wildfremder Mensch daherkommt —“

„Einmal muß es sein!“ ermutigte der Schmied Lex. „Wenn's schon nit früher g'wesen is, dann is es jetzt aa no früh genug. Zu an guten Christenwerk hat die Uhr alleweil g'schlagen! Is das Diandl da im Dorf?“

„Jetzt fragst du wieder g'scheit! Zu was wär' i denn sonst herkommen? Aber das is halt das Kreuz, daß mi die Leut', wo sie aufgezogen worden is, gar nit kennen. Und sie sollen höllisch z'nichte Weiberleut' sein. Weißt, und vor der Gattung hab' i Spundus. Die Mücken Gitschen heißt man sie.“

Der Lex sprang empor und schlug auf den Tisch, daß die Gläser nur so aufsprangen. Sich völlig vergessend, rief er: „Dann is ja die schöne Susi —“

Im selben Augenblick hatte sich aber der Mohrhofer mit krampfhafter Anstrengung an ihm aufgerichtet und preßte ihm verzweifelt die Hand auf den Mund. „Bist narrisch worden?“ flüsterte er.

Der Ruf des Lex war gehört worden. Ein Bursch an einem der benachbarten Tische lachte und sang das Schnadahüpfel herüber:

„Ja, das is die schön' Susi,
Dö oan 's Maul schön anhängt,
Dö, wann s' eini kommt in Himmel,
Den ganzen Himmel aufsi sprengt!“

Der Mohrhofer saß da, ein Bild des Jammers. Auch dem Lex wurde es wegen seiner unbedachten Äußerung schwül. Aber schließlich wußte ja doch niemand, um was sich's handelte. Und die Aufmerksamkeit lenkte sich auch gleich darauf wieder von den beiden am Klapptischchen ab.

Der Mohrhofer schnappte noch immer mühsam nach Luft. Endlich brachte er die ernsthafteste Frage hervor: „Du, Lex, jetzt muß i di do im Vertrauen fragen, ob du heut' gültig absolviert worden bist?“

„Ja, warum denn nit?“ fragte der Lex. „I hab' keine ledigen Kinder zu beichten g'habt!“

„Aber mit dem Leibhaftigen mußt im Bund sein, daß du gar alles weißt!“

„Das is der reine Zufall. Ubrigens muß i dir aufrichtig sagen, Mohrhofer, daß die schöne Susi dir gar nit im mindesten gleichsieht!“

Über das Gesicht des Bauern zuckte es, fast als wenn er beleidigt wäre. Er beherrschte sich aber gleich wieder und fragte: „Hast du sie g'sehen, die Susi?“

„Und ob i sie g'sehen hab'! G'redet hab' i aa damit!“

„Und?“

„Ja, a saubers Diandl is's, a bildsaubers Diandl, und hübsch schlagfertig!“

„Das trifft si ja prächtig!“ sagte der Bauer erfreut. „Da gibt si der G'fallen, den du mir tun mußt, ganz von selber. Horch' nur! I hab' nämlich schon vor mehr als zwei Wochen an die Mucken Gitschen g'schrieben, daß i vor Dreikönig kommen werd'!“

„Da haben sie wohl a große Freud' darüber g'habt?“ meinte der Lex.

„Woher denn!“ sprach der Mohrhofer. „Weißt, was sie mir z'ruckg'schrieben haben? Es wär' ihnen recht, wenn i komm', aber meine Knochen möcht' i mir zuerst numerieren, damit i sie wieder z'sammen find'. — Hast schon so was amal g'hört!“

„Es wird nit so arg g'meint sein, Mohrhofer!“ beruhigte der Lex den Aufgeregten.

„Du, über die Mucken Gitschen hab' i dir g'nua g'hört!“ versicherte der Bauer ängstlich. „Dö sein alles imstand'!“

„Du wirst di do vor zwei Weibsleuten nit fürchten!“

„I fürcht' mi schon vor a halbeten!“ bekannte der Mohrhofer aufrichtig. „Schau', Lex, vergolden ließ' i di und in a silberne Rahm' einfassen, wann du für mi zuerst den Gang machen tätest und die ganze G'schicht' g'scheut einfadeln tätest, so quasi vorbereiten . . .“

„Ja, meinst du denn, i hab' so quasi keine Knochen?“ erwiderte der Schmied.

„Du hast viel mehr Schneid' zu so was. Und dann geht di ja die ganze G'schicht' gar nix an. Du bist ja nur der Vermittler und sollst mir den Weg machen, damit i dann nit an gar zu harten Stand hab'. Den G'fallen mußt du mir schon tun, Lex! I vergiß dir's meiner Lebtag nit! Du wirst denen zwei alten Raffelscheitern schon den Kopf zurechtsetzen. I verlass' mi ganz auf di!“

„Das is freilich das leichteste!“ brummte der Lex.

„Schau', es kommt ja nimmer vor, daß i mit so a Bitt' di drangsalier'!“ fuhr der Mohrhofer zu flehen fort. „Mach' den Gang für mi! Es soll di g'wiß nit reuen!“

Der Lex erwiderte gar nichts, zog seinen alten, schmierigen Tabaksbeutel unter dem Hosenniemen hervor, stopfte sich seine kurze Reggelpfeife von neuem

voll, zündete an und paffte geraume Zeit dicke Wolken vor sich hin.

Der Mohrhofer störte ihn mit keinem Wort mehr. Er kannte den Schmied Lex bereits so genau, um zu wissen, daß dieser sich in seinem Überlegungsstadium befinde, und daß da durch ein Wort zu viel eher etwas verdorben als besser gemacht werden könne. Um so gespannter hingen jedoch die Augen des Bauern an den Mienen des Lex.

Endlich erklärte dieser: „Meinetwegen! Aber das sag' i dir, es is das erste und 's letzte Mal. Schließlich, auf'm Kraut fressen werden mi dö zwei alten Trümmer aa nit! . . . Und a zarte Behandlung bin i bei der Familie von allem Anfang nit gewöhnt!“ setzte er halblaut für sich hinzu.

„Also abg'macht?“ fragte der Mohrhofer hoch erfreut.

„Abg'macht!“ schlug der Lex in seine Rechte.

„Kellnerin, a Maß Magdalener!“ rief der Bauer.

Gleich darauf stand der prächtige Wein auf dem Tisch, und der Mohrhofer stieß heitern Gemütes mit dem Lex auf ein glückliches Gelingen der heikeln Sendung an.

* * *

Der nächste Tag war der Tag vor Dreikönig. Ein herrlicher Wintermorgen lag über der Erde. Die ersten Strahlen der Sonne fielen in das Thal. In wunderbarer Klarheit zeichneten sich die Kanten und Zacken der Gebirge von dem lichten Firmament ab. Der

286

Schnee, der hart gefroren war, glitzerte in einem Meer von unzähligen Kristallen. Ein frischer Firnwind hatte sich erhoben, der dem Wanderer beißend um das Gesicht strich und in Nase und Ohren jenes unheimliche Gefühl erzeugte, das sich am besten dem Stechen mit feinen glühenden Nadeln vergleichen läßt.

Von dem Turm der Wallfahrtskirche schwebten feierliche Glockenklänge durch die Luft. Man läutete soeben zur Wandlung. Dann tönte wieder das Brausen der Orgel aus der Kirche. Endlich war das Hochamt zu Ende, und die Menge strömte auf den Platz vor der Kirche.

Der Schmied Lex und der Mohrhofser befanden sich auch darunter.

„Hast sie heut' nit g'sehen unter die Leut'?“ fragte der Mohrhofser.

„I hab' mir völlig die Augen ausguckt!“ erwiderte der Lex. „Aber es war koo Mensch nit zu sehen. Sie müssen alle drei in der Frühmess' g'wesen sein.“

Dann gingen die beiden zum Bärenwirt, tranken mitsammen eine Maß Magdalener und aßen verschiedene Paare halbgelichter Würsteln dazu. Das sei eine gute Mischung, meinte der Mohrhofser, und werde das Herz am ausgiebigsten anbinden, damit es eine ordentliche Schneid' aufzuweisen habe bei dem schwierigen Gang.

Nachdem die Maßflasche noch halbvoll nachgefüllt und auch diesem Reste der Garaus gemacht worden war, machte sich der Lex auf den Weg. Der Mohrhofser gab ihm bis vor die Tür des Bärenwirtes das

Geleite. Dann erklärte er, in die Stube gehen zu wollen, da er mit noch einer Halben Magdalener sein Herz anbinden müsse, damit es in der ängstlichen Erwartung des Kommenden nicht gar zu wahnsinnige Sprünge mache.

Der Ler brummte etwas Unverständliches in seinen Schnurrbart, wischte ihn ordentlich auf und schritt dann rüstig seines Weges fürbaß.

Das kleine Gut der Mucken Gitschen war fast eine halbe Stunde außerhalb des Dorfes an einer sachten Anhöhe nahe beim Wald gelegen. Der Botschafter hatte daher Zeit, sich eine Ansprache zu überlegen, und wie er wohl die Sache am Klügsten einfädeln würde.

Dabei ging ihm die schöne Susi nicht aus dem Kopf. Er hatte das Bild des Diandls fortwährend vor sich, wie sie in der Muttergotteskammer kniete, dann mit ihm durch die Dorfstraße schritt und am Brunnen ihren Durst löschte. Am meisten dachte er wohl an das Bussel, das er dem Diandl gestohlen. Und wenn er daran dachte, dann ärgerte ihn auch die Watschen nicht mehr. „So a sakrisch guat's Bussel is zehn Watschen wert!“ lachte er still in sich hinein.

Eigentlich war ihm der Gang, den er für den Mohrhofner unternahm, gar nicht so unangenehm. Hatte er dadurch ja eine prächtige Ausrede, das Diandl heimzusuchen. Kreuzvergnügt pfiß der Ler vor sich hin, da er außer die Gemarkung des Dorfes gelangt war und nun am Waldrand das Häusl entdeckt hatte, das man ihm als die Behausung der Mucken Gitschen bezeichnete.

In einem kleinen Vorgartel vor dem mit einem etwas windschiefen Dach gedeckten Hause lag der Schnee hoch auf den Beeten wie eine Sammlung von lauter weißen Polstern. Dazwischen guckte da und dort noch das Ende eines Stabes hervor, das eine bunte Glasfugel trug, die einzige Erinnerung, daß da zur besseren Jahreszeit allerlei das Herz Erfreuendes gezogen wurde.

Der Lex trat in den engen Vorflur des Hauses und wäre bei einem Haar allerlängs auf den Boden g'schnellt. Die Steinfliesen des Flures hatten sich's nämlich ganz nach ihrem Belieben bequem gemacht. Da stand eine Platte scharfkantig empor, dort war eine gänzlich aus den Fugen gewichen, hier wieder eine große Grube. Kurz, man mußte ortskundig sein, um sich auf diesen gefährlichen Boden zurechtzufinden.

Kohlrabensfinster war es auch dazu, als wenn der Teufel mit einem Kaminkehrer gerauft hätte. So tappte der Lex denn aufs Geratewohl vorwärts und polterte zuletzt gegen eine Tür, deren Klinke er zu fassen bekam. Er drückte rasch darauf und befand sich in einer geräumigen, rauchgeschwärzten Küche.

Die Mucken Gitschen waren beide daheim. Die Moidl schnitt Knödelbrot für zu Mittag, und die Seps löffelte aus einer riesigen braunen Schüssel ihren Kaffee. Die beiden sahen sich kaum nach dem Eintretenden um. Auf dem Lande ist's ja nicht üblich, daß man lange anklopft oder nach dem Begehre fragt. Wenn einer kommt und ist's auch ein Fremder, wird

er wohl selber das Maul aufbringen und sagen, was er will.

„Da werd' i wohl recht sein!“ meinte der Lex, die Tür hinter sich schließend. „Is nit da die schöne Susi daheim?“

„Mit dö überflüssigen Reden kannst draußen bleiben!“ fuhr die Moidl zornig auf. „Die Susi is nit schiach und nit schöner, als a andere aa! Natürlich, ös Sakraments-Mannederleut' seid's glei mit so süße schöne Wörteln bei der Hand. Man weiß schon, warum! Bagaschi übereinander!“

„Das fangt schon lieb an!“ dachte sich der Lex und zog sich unwillkürlich einen Schritt vor der das Brotmesser wie ein Schlachtschwert schwingenden Mucken Moidl zurück. „Wer wird denn in a heiligen Zeit so fluchen und sakramentieren!“ wagte er endlich bescheiden einzutenden.

„Das is G'wissenssach!“ rief die Seph, den letzten Schluck von ihrem Kaffee schlürfend. „Oder bist du vielleicht der Pfarrer, daß du da predigen willst!“

Der Lex überhörte die Frage und meinte: „Ja, is die Susi nachher nit daheim?“

„Naa, die is nit daheim!“ kam es energisch zurück. „Die is bei der Widumhäuserin und hilft heut' für die hochwürdigen Herren Kochen, wann's di schon gar so wundert!“

„So?“ meinte der Lex. „Nachher is es aa guat!“

„Wird wohl guat sein müssen!“ fuhr ihn die Moidl an.

Auf diese Weise kam er nicht zum Ziel. Das sah
290

der Lex von Minute zu Minute mehr ein. Er nahm daher einen raschen Anlauf und beschloß, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Zuvor warf er noch einen mißtrauischen Blick auf die riesenhaften Gestalten der beiden alten Jungfern. Da war alles Knochen, so eckig und grob, daß man daran hätte Hüte aufhängen können wie an einem Ständer.

Ehe der Lex aber Zeit fand, zu beginnen, herrschte ihn schon wieder die Moidl an: „Was stehst denn da, wie a ang'malter Türkl! Weißt, Spassetteln gib'ts bei uns keine . . . und die schöne Susi laß dir nur nit lang im Kopf umgehen, wann du nit willst, daß wir dir Füß' machen!“ Die Moidl begleitete ihre Äußerung mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde nach der Thür.

„Käm' ja bald jeden Tag so a Kerl daher, der si nach dem Diandl erkundigt!“ belferte die Seph. „Aber wir fahren schon aus mit dö Mannederleut!“

„Aber horcht's do amal!“ rief der Lex, dem schon der Schweiß auf die Stirne trat. „I bin ja mit ganz redlichen Absichten da aufer kommen!“

„Die redlichen Absichten kennen wir!“ schallte es zurück. „Jetzt geh' nimmer lang umanand, wie die Rah' um an heißen Brei! Sag', was du haben willst!“

Der Lex setzte sich auf die Küchenbank neben das Wasserschaff. Es begann ihm allmählig schwül zu werden, und er verwünschte im Innern den Mohrhofer, die schöne Susi, die Wallfahrt, alles miteinander. Da standen die zwei Mücken Gitschen vor ihm, die sehnigen Arme in die Hüften gestemmt. „In Gottesnamen!“ dachte der Lex.

„Wollt's mi jetzt a Minuten lang reden lassen?“ fragte er.

„Ja! Außer mit der Sprach!“ antwortete die Moidl. „Daß du nix Gutes im Schild führst, das kennen wir dir eh' schon am G'sicht an. Schaust ja aus wie der linke Schächer!“

Der Lex schluckte die Schmeichelei hinunter und nahm einen neuerlichen Anlauf: „Ihr müßt vor a paar Tag' an Brief kriegt haben wegen der Susi, von ihrem Vater, der si um das Kind annehmen will. Und da bin i halt kommen — da hab' i halt denkt — da hab' i halt zum voraus reden wollen, weil —“

Dem Lex verschlug es die Stimme. Wer sollte da auch nicht die Kuraschi verlieren. Unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, standen die zwei Mucken Gitschen vor ihm und starrten ihn wütend an.

„So!“ kam es jetzt vom Mund der Moidl, und gleichzeitig fühlte sich der Lex von der Seph bei der Schulter gepackt.

„Du bist also der saubere Patron!“

„Annehmen will er si jetzt ums Kind!“ rief die Seph.

„Hast dir's lang g'nug überlegt!“ die Moidl.

„Deinetwegen hätt' sie sterben und verderben können!“

„Dann is gut reden und den Scheinheiligen spielen!“

„Und das hast du dir so leicht denkt!“

„Hast vielleicht denkt, wir rutschen grad' so vor dir auf die Knie, weil du amal die Gnad' hast!“

„Da hast di g'schnitten!“

„Du Rabenbratel du!“

„Du Galgenstrick!“

„Du linker Schächer!“

„Du Karfreitagsjud!“

So hagelte es in einem unermesslichen Wortschwall auf den armen Lex hernieder, der nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Trocknen, und kein Wort der Erwiderung finden konnte. Und jetzt fauste es von rechts und links auf ihn hernieder. Da „a Watschen“ und dort „a Watschen“.

Der Lex glaubte, sein letztes Ende sei gekommen. In der Verwirrung stürzte er mit dem Kopf in das neben ihm stehende Basserschaff, pustete und sprudelte darin eine Weile herum, raffte sich dann wieder auf und erhob sich mühsam von der Bank.

Seine Haare troffen, und die Augen hatte er voll Wasser. Aber er hätte trotzdem nichts gesehen. In seinem Kopf hämmerte es wie in einer Schmiede. Die ganze Küche tanzte vor ihm wie verrückt.

Als der Lex gleich darauf doch etwas zu sich kam, packte ihn eine unbändige Wut. Er stieß einen Schrei aus wie ein verwundeter Stier und wollte sich auf seine Peinigerinnen losstürzen, fand sich aber noch immer nicht zurecht. „Himmelblauer Höllteufel!“ schrie er. „Bin denn i in das verdammte Nest herkommen, daß i nix krieg' als oa Watschen nach der andern!“

Das war der einzige logische Schluß, dessen er im Moment fähig war. Gleichzeitig dämmerte auch die

unklare Erkenntnis in ihm auf, daß gegen die Praxen der Mucken Gitschen die Hand der Susi eine wahre Wohltat war. „Von so was könnt' ja a Mensch hin sein!“ rief er und ließ sich wieder auf der Wasserbank nieder.

Die Mucken Gitschen schien ihr derbes Auftreten doch etwas zu reuen; denn die Moidl ließ sich mit etwas milderer Stimme vernehmen: „Das schadet dir nix. I bring' dir später a Glas Enzian. Der wird di schon auskurieren!“

„I pfeif' auf dein' Enzian!“ rief der Lex ingrimig und hielt sich mit beiden Händen an der Bank; denn es schwindelte ihn noch immer, als ob er auf einem Kirchturm säße.

Die Mucken Gitschen waren im Grunde herzengut. Es schien sie jetzt fast eine Art Mitleid mit dem Mißhandelten zu erfassen.

„Berdient hast es!“ meinte die Seph. „Dö zwei Watschen sein dir gut g'schrieben. Dafür brauchst hundert Jahr' weniger im Fegfeuer zu braten!“

Der Lex begann allmählig seine fünf Sinne wieder zu sammeln und rief aufgebracht: „Ja, ihr zwei behandelt's mi ja grad' so, als wann i an der ganzen G'schicht' schuld wär'! Was kann denn i dafür!“

„So, du kannst nix dafür!“ brauste die Moidl auf. „Wer denn nachher! No amal tust so a dalkete Red' . . . und bei alle Heiligen, du fangst no eine!“

„Das wirst bleiben lassen!“ sagte der Lex und griff zur Abwehr nach dem Wasserschaff.

Die Seph schlug wieder einen friedlicheren Ton an:

„Wenn du jetzt schon wegen der Susi herkommen bist, zu was denn no lang streiten! Ableugnen wirst es wohl nit wollen. Zu was wärst denn sonst kommen! Und du brauchst di nit zu schamen mit dem Diandl. Sie is di Bravste weit und breit. Und sauber is sie aa daher g'wachsen. Man muß a Freud' haben, wenn man sie nur anschaut!“

Wenn die Mucken Gitschen auf die Susi zu sprechen kamen, dann schien sich ihr ganzes Wesen zu verändern. Ein Schimmer von Zärtlichkeit tauchte in ihnen auf, den man gar nicht für möglich gehalten hätte.

Aber in dem Schmied Lex tauchte auch eine Erkenntnis auf, die ihn ganz starr machte. Die beiden Mucken Gitschen glaubten offenbar — — also darum die Watschen! Der Lex beschloß in seinem Innern, sie an die richtige Adresse, den Mohrhofer, mit Zinsen heimzuzahlen. Da hatte er sich eine schöne Suppe eingebrockt.

Einen Augenblick wollte der Lex aufspringen und alles enthüllen. Aber wenn sie ihn nicht zu Wort kommen ließen! War ja früher, als er nur eine Einwendung dagegen wagte, die Lage gleich wieder kritisch geworden. Also still sein, mochte da kommen, was wollte. Denn noch zwei solche Handgreiflichkeiten, und er konnte sich übermorgen begraben lassen. Das fühlte der Lex nur zu deutlich.

Gleichzeitig juckte es ihn aber auch gewaltig, die ihm aufgezwungene Rolle weiter zu spielen. Er wollte einmal still halten. Die Sache würde sich dann schon von selbst aufklären. Hoffentlich würde er wenigstens

durch einen kleinen Lux entschädigt. Und wenn die Mücken Gitschen dann irgendwie wieder bedrohlich würden, dann würde er sich schon rechtzeitig aus dem Staub machen, dachte sich der Lex.

Die Moidl und die Seph hatten aber inzwischen ihre Feiertagsgesichter aufgesetzt und schienen ganz umgänglich geworden zu sein.

„Du mußt aber schon frühzeitig g'nua a arger Hallodri g'wesen sein!“ begann die Moidl. „Du kannst ja no nit viel über vierzig Jahr' alt sein!“

„Lät' mi schön bedanken!“ brummte der Lex für sich und dachte unwillkürlich an den „alten Lackl“. Laut beeilte er sich aber zu versichern: „Freilich! Freilich!“

„Wo hast denn dann das Diandl kennen g'lernt?“ fragte die Seph.

„Das Diandl? Gestern in der Kirchen!“ sagte der Lex.

„Lass' nur deine dummen Witz' bleiben!“ fuhr die Moidl empor.

„Welches Diandl?“ fragte der Lex konfus, der natürlich nur an die schöne Susi gedacht hatte.

„Na, die Mutter!“

„Ja, so!“ beeilte sich der Lex, dem plötzlich wieder eine ganze Kerzenfabrik in seinem Hirnkasten aufging. „Das Diandl, im Stubaital natürlich. Da war sie bei an Bauern als Melkdirn!“ log er in das Blaue hinein.

Die Mücken Gitschen waren damit zufrieden, forschten nicht weiter und luden ihn ein, mit ihnen in die Stube zu kommen.

Da drinnen war es recht gemütlich. Die Moidl brachte ihm eine Flasche voll Enzian. Der Lex setzte sich in den Herrgottswinkel, während die beiden Dirnen in der Küche zum Rechten sahen. Auf Mittag müsse der Lex dableiben.

* * *

Jetzt saß der Lex allein in der Stube. Der Kopf brummte ihm zwar noch gewaltig; aber mit der Wirkung des Enzian hatte die Moidl vollkommen recht gehabt. Es wurde von Minute zu Minute besser; und zuletzt war ihm sogar ganz behaglich.

Die klare Wintersonne schien zu den kleinen Fenstern der Stube herein und malte allerlei tanzende Figuren auf den frisch geschauerten Boden. Der gemauerte Kachelofen strahlte eine angenehme Wärme aus. Auf den Fenstern standen etliche Büschelstöcke¹⁾. Dazwischen lag Strickzeug und allerlei Kram.

Als der Lex dem Enzian fleißig zugesprochen hatte, fühlte er auf einmal das Bedürfnis, sich auf der Ofenbank hinzustrecken und von seinen neuesten Erlebnissen auszurasen. Er schob sich den kleinen hölzernen Schemel unter den Kopf und schnarchte bald darauf wie eine Brettersäge.

Dem Lex träumte gerade, daß er in den Himmel gekommen sei und am Himmelstor gleichfalls vom Petrus mit einer ausgiebigen Watschen beschenkt ward, als er durch den kräftigen Ruf: „Hoi!

¹⁾ Blumenstöcke.

Mensch, 's Essen steht auf'm Tisch!" aus dem Schlaf aufgeweckt wurde.

Er rieb sich die Augen und mußte geraume Zeit überlegen, wo er eigentlich sei. Endlich wurde es ihm klar, er setzte sich mit einem ganz vergnügten Gesicht auf der Ofenbank zurecht und sah nach dem Tisch, wo eine riesige Schüssel mit delikatem Speckknödeln dampfte.

„Mach' di zum Essen, sonst wird's kalt!" ermunterte ihn die Mucken Moidl vollends. Er setzte sich breitspurig an den Tisch, als ob er da von jeher daheim gewesen wäre. Das Gebet wurde gesprochen, und der Lex hieb ein wie ein Duzend Drescher. Zu kochen verstanden die Mucken Gitschen. Das mußte man ihnen lassen.

Tischgespräche gibt es unter den Bauern nicht sonderlich lebhaft; denn da hat jeder eifrig mit sich selbst zu tun. Es ging daher zwischen den beiden Mucken Gitschen und dem Schmied Lex recht schweigsam zu.

Nach den Knödeln gab es noch eine tüchtige Schüssel voll Topfenbaunzen¹⁾ mit saurer Milch. Der Lex ließ es sich schmecken, wischte seinen Löffel am Tischtuch ab und steckte ihn an einen der kleinen Lederriemen, die zu diesem Zweck an der Wand der gestäfelten Stube befestigt waren.

Als alle drei das Amen des Dankgebetes gesprochen hatten, meinte die Seph, zum Lex gewendet: „Ja,

¹⁾ Mehlspeise aus Topfen.

jetzt wirst nachher schon mit dem Diandl, der Susi, selber reden müssen!“

„Wegen was denn?“ fragte der Lex im ersten Augenblick wie geistesabwesend, besann sich aber gleich und fügte schnell hinzu: „Freilich muß i mit dem Diandl selber reden. Is sie denn schon daheim?“

„Sie is grad' vor a halben Stund' kommen!“ erwiderte die Moidl. „Sie weiß schon um die ganze Sach'! Wir haben mit ihr die G'schicht' schon beredet, wie dein Brief kommen is.“

„Warum is die schöne Susi denn nachher nit zum Essen kommen?“ fragte der Lex, der sich im Geist seiner Rolle ganz wohl und selten gut aufgelegt fühlte.

„Sie hat si halt g'schamt und is glei auf ihre Kammer auffi. Aber wir werden sie dir jetzt schon schicken!“ erklärte die Mucken Moidl.

„Is gut!“ sagte der Lex mit voller Würde. „I will mi mit dem Diandl schon aussprechen.“

Die Mucken Gitschen räumten das Eßzeug ab und ließen den Lex wieder allein in der Stube. Der schritt mit langen Schritten auf und ab. Ob es der besseren Verdauung wegen geschah oder um sich die nötige Stimmung zu dem zu holen, was da die nächsten Minuten bringen sollten, darüber war er sich selbst nicht im Klaren. Unwillkürlich nahm er aus dem irdenen Krügel neben der Stubentür einen Weihbrunn, besprengte sich damit und setzte seine Wanderschaft von der Tür zum Fenster und umgekehrt fort.

* * *

Da hörte der Lex plötzlich die Türe gehen. Er drehte sich um. Durch einen engen Spalt der Tür schob sich die Susi herein. Sie sah ihn nicht an. Das Diandl blieb an der Türe stehen und zupfte sichtlich verlegen an seinen Schürzenbändern.

Endlich sah sie auf. Ein leiser Schrei entfloß ihr. Dem Lex begann die ganze Geschichte schon wieder unheimlich zu werden. Er wünschte sich nach allen Himmelsgegenden. Dann fühlte er wieder die Blicke des Diandls auf sich ruhen. Die schöne Susi war purpurrot geworden. Er sah, wie sie sich mit den Zähnen die Lippen fast blutig biß.

Auf einmal gab es der anmutigen Gestalt einen Ruck. Mit ein paar eiligen Schritten stand sie plötzlich vor ihm. Heller Zorn funkelte aus ihren Augen. Sie hatte die Fäuste geballt. Der Lex wich zurück; denn die die Erfahrung hatte ihn klug gemacht.

„Und i will nit! Und i mag nit! I scham' mi!“ kam es plötzlich mit tränenerstickter Stimme von den Lippen des Mädchens. Dann folgte ein heftiger Ausbruch. Sie deckte die Schürze vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Der Lex wußte jetzt schon gar nicht mehr, was er anfangen sollte.

„Ja, was hast denn, Susi?“ fragte er und suchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„I will nit fort! Und i will nit mit dir gehen! Und i lass' mi nit mitnehmen!“ rief das Diandl und stampfte auf den Boden.

„Wer sagt denn was vom Mitnehmen?“ beschwichtigte sie der Lex.

„Du nimmst mi nit fort von da?“ fragte die Susi ängstlich.

„Fallt mir gar nit ein!“ versicherte der Lex aufs Geratewohl.

„I danl' dir tausendmal! Du bist a guter Mensch!“ jubelte das Diandl. Im nächsten Augenblick fiel sie ihm um den Hals, und er spürte einen kräftigen Kuß auf seinen Lippen. Er wollte die Susi an sich ziehen und die Prozedur wiederholen. Das Diandl wand sich aber eilig aus seinen Armen los.

„Weißt, i hab' so viel Furcht g'habt!“ sagte sie, die Tränen aus den Augen wischend.

Der Lex machte sich im stillen schon gewaltige Vorwürfe, daß er mit dem Diandl sein Spiel treibe. Und was würde wohl der Mohrhofer dazu sagen? „Ach was, der Mohrhofer!“ dachte er aber gleich darauf. Was hatte der ihn auch zu solchen Botschaften auszuersuchen. Er, der Lex, würde wohl rechtzeitig wieder aus der Patsch¹⁾ kommen. Dem Diandl wollte er aber wahrhaft keine einzige unruhige Minute mehr bereiten.

„Weißt, Susi,“ meinte er, „die G'schicht' wird no ganz a gutes End' nehmen. Brauchst gar koa Furcht nit z'haben. Setzt reden wir aber von was anderm!“

„Ja, reden wir von was anderm!“ rief das Diandl hocheufreut und setzte sich neben ihn an den Tisch.

„Wie hast dir denn so dein künftiges Leben zurecht-

1) Klemme.

g'legt?" fragte der Lex, indem er die Hand des Diandls drückte.

„Mein Gott,“ erwiderte die Susi, „wenn i Hoa Heimat hätt, wär' aa nit das schlimmste, in an Dienst zu gehen.“

„Das beste aber aa grad' nit!“ warf der Lex ein.

„D,“ meinte das Diandl. „Unsereins is gar nit so verachtet, wie du meinst. A Dienstbot is zum Nutzen im Haus. Und er kann ruhig ins Brot schneiden, weil er si's verdient hat. Und wenn i z' Mittag die Suppen in die Stuben trag' und sein grad' mehr Leut' im Haus, im Sommer die Mahder¹⁾, dann weichen sie alle rechts und links vor mir aus!“

„Damit sie nit ang'schüttet werden!“ ergänzte der Lex heiter.

„Das hast erraten!“ lachte das Diandl. „Und in der Kirchen, da ruckt alles in die Bank eini. Schau', schau', heißt's, das is ja die Susi. Und alle machen sie mir gern Platz!“

„Wirst dir schon an Respekt zu verschaffen wissen!“ meinte der Lex und dachte dabei an seine gestrige erste Begegnung mit dem Diandl.

Die Susi schien seine Gedanken zu erraten und wurde plötzlich wieder verlegen.

Der Lex leitete aber gleich über: „Ja, ja, mit dem Dienen is es ganz a schöne Sach', solange man no jung is und seine g'sunden Glieder beisammen hat. Wann man aber amal alt wird und bockstarr, dann is es halt a Kreuz auf Gottes Erdboden!“

¹⁾ Mäher.

„Was dir erst nach vielen Jahren passieren kann, das soll di nit grämen!“ entschied die Susi.

„Bei dir ist's ja nit so g'fährlich!“ neckte sie der Lex. „Mit deinem sauberen G'sichtel wirst bald a gute Heirat finden. Dann bist ja prächtig versorgt!“

„I heirat' meiner Lebtag nit!“ rief das Diandl energisch aus. „Oder willst du mi vielleicht dazu zwingen? I will nit! Und i mag nit!“ Dabei war sie schon wieder dem Weinen nahe.

„Aber, wer sagt denn was vom Zwingen, Susi! Was werd' denn i dir zu schaffen haben!“ versicherte der Lex, der sich in seiner Rolle gar nicht mehr zurecht-fand. „Aber der einschichtige Stand hat halt aa sein Elend. Da wüßt' i dir manches Liedl darüber z' singen.“

„Kannst du singen aa?“ fragte das Diandl, das plötzlich wieder ganz heiter geworden war.

„Warum denn nit! A richtiger Mensch muß alles können, bis aufs Gras-wachsen-hören. So weit hab' i 's no nie gebracht. Soll aber Leut' geben, dö das aa verstehen.“

„Weißt was,“ meinte die schöne Susi eifrig, „du mußt mir was singen. Das hör' i für mein Leben gern. I hol' dir a Zither. I kann selber a bissel Zither spielen. Und wenn i abends mit der Moidl und der Seph allein in der Stuben hoß', dann spiel' i öfters was auf, damit uns die Zeit nit lang wird. Aber du wirst es schon besser verstehen.“

Damit war das Diandl an einen Wandschrank gegangen und hatte eine Zither auf den Tisch geholt. Mit

dem Schraubenschlüssel stimmte sie selbst die Saiten.
„Bitt' schön! Bitt' schön!“ faltete sie die Hände.

„Wer könnt' denn dem Teufele was abschlagen!“
brummte der Lex halblaut vor sich hin und schlug
einen Akkord an: „Was willst nachher hören? Was
Lustiges oder was Trauriges?“

„So durch die Mitten durch. Nit ganz lustig und
nit ganz traurig!“ entschied das Diandl.

„Also sing' i dir halt do das Lied vom einschich-
tigen Stand!“

Die Suji wollte noch etwas dagegen einwenden,
aber schon präluodierte der Lex die Melodie und sang
mit einer kräftigen, wohl lautenden Stimme . . .

Mei' Freundschaft is g'storben,
Mei' Verwandtschaft begrab'n,
Und die fremden Leut' mög'n
Halt nix mit oan hab'n.
Mi grüast niam'd, mi pfüat niam'd,
Wo i bin oder geh',
Es freut niam'd, es verdrießt niam'd,
Is mir wohl oder weh.

Mi lobt niam'd, mi schilt niam'd,
Geh't's krumm oder g'rad',
Komm' i nüchtern oder rauschig hoam,
Früh oder spat! —
Koa G'segens Gott, koa Helf' Gott,
Wann i is oder nieß',
Und koa Schlaf' g'sund, wann i umfall',
Meine Augerln zuschließ'.

Koa Hahn kraht mir nach
Und koa Hund bellt mi a.
Ja, wann i koan Schatten würf',
I wär' gar nit da!

Drum sag' i und b'haupt' i,
Auf der Welt die größt' Pein
Für Buab'n und für Diandln
Is 's Danschichtigsein!

Wann i amal sterben sollt'
Und a Heiliger sollt' wer'n,
Nachher klag' i's den Engerln
Und unserm liab'n Herrn;
Und lass' nit ab z' bitten,
Daß sie geb'n an Befehl,
Es sollt' no oane mit mir geh'n,
So a freundliche Seel'!

Dö mi weckt, dö mi pflegt,
Dö mi pfüat, dö mi grüaßt,
Dö mir's Leb'n in der Ewigkeit
Verkürzt und versüaßt —
Wann i drob'n wie herunter
Allweil oanschichtig geh',
Lieber z'reiß' i mi selber
Und mach' aus oan zwö!

Der Lex hatte neben dem Zitherspiel zu seinem Lied noch den Takt mit den Füßen getreten, und das Diandl trat unwillkürlich auch mit; so war es bei der Sache. Jetzt ließ der Säng'er noch einen laut schallenden Fodler hören, legte eine Hand über die vibrierenden Saiten und schaute still vor sich hin, als ob er sich etwas überlegen wollte.

„Brav hast es g'macht!“ rief das Diandl begeistert und Flatschte in die Hände.

„Jetzt weißt es, wie es b'stellt is mit dem einschichtigen Stand!“ neckte sie der Lex. „Drum schau' dir frühzeitig um an Mann. Heut' hättest du grad'

die beste Gelegenheit, um zu erfragen, wer amal dein Mann wird.“

„Wieso denn?“ fragte das Diandl.

„Ja, weißt du denn nit, daß in so heiligen Nächten, wie in der heutigen vor Dreikönig, das Vieh im Stall miteinander redet und auf alles Red' und Antwort gibt, was du 's fragst?“ entgegnete der Lex mit einem heiligen Ernst.

„Das wird wohl a Aberglauben sein!“ wandte das Diandl halb zweifelnd ein.

„Koa Spur von an Aberglauben!“ versicherte der Lex eifrig. „Das is a alte G'schicht'. Dö hab' i schon von vielen Leuten erzählen g'hört. Und i hab's selber schon amal probiert.“

„Du hast's selber schon probiert?“ Der Susi lief ein Gruseln über den Rücken, und sie rückte ängstlich näher an den Lex. „Das ist ja fast gar nit möglich!“

„Und ob's möglich is! I hätt' aa gern g'wußt, wer amal mein Weib wird. Da hat a alter Dchs auferbrüllt, i sollt' mi heimgeigen lassen. I sei viel zu dumm für a Weib. I hab' an Leibschaden im Hirn. Für mi sei keine g'wachsen. Aber vielleicht geht's der schönen Susi besser. Mit an saubern Diandl wird wohl 's Vieh aa höflicher und umgänglicher sein, als mit so an alten Lackl, wie unsereins einer is!“

Die Susi war purpurrot geworden, als er ihr den alten Lackl unter die Nase rieb. Sie sprang plötzlich auf und rief erregt: „Und i will nit heiraten! I mag nit! I will koan' Mann! I bin das unglück-

seligste G'schöpf auf der Welt, weil . . . weil . . .“
Wieder erstickte ein Tränenstrom ihre Stimme.

Der Lex ergriff sie beim Arm. Sie riß sich aber los und rannte, laut weinend, bei der Thür hinaus. Noch hörte er sie sagen: „I will nit! I bin das unglücklichste G'schöpf!“

* * *

Der Lex stand eine geraume Weile ganz geistesabwesend mitten in der Stube und mochte gerade nicht ein Gesicht zum Abkonterfeien machen. Möglich schlug er sich selbst gegen die Stirn und beglückte sich mit der schmeichelhaften Wendung: „Lex, du bist der allergrößte Stoanesel, der in unserm Herrgott sein' Stall existiert! A größerer is no nirgends g'funden worden! Kannst dir was einbilden auf die Ehr'!“

Nach diesem Selbstgespräch wanderte er wieder mit wuchtigen Schritten durch die Stube. In seinem Kopf ging es zu wie in einer Dorfschmiede. Mit einer gewissen Wucht schwang der Lex den Hammer und schlug die widerstrebenden Gedanken zurecht. Endlich gelangte er zu dem Schluß, daß er sich unmöglich täuschen könne. Ein altes Schnadahüpfel lautet:

Daß i das Diandl liab',
Das is koa Zweifel,
Aber ob sie mi mag,
Das is der Teufel!“

Diesen Bierzeiler hatte sich der Lex seit gestern des öfters wiederholt. Er drückte so ungefähr seine ganze Stimmung aus. Daß er in die schöne Susi ganz ver-

brannt gewesen gleich vom ersten Augenblick an, da er sie vor der Mutter Gottes Kniend gefunden, darüber bestand bei dem Schmied Lex kein Zweifel mehr.

Die Watschen und der „alte Lackl“ hatten ihm allerdings eine derbe Abkühlung bereitet. Aber jetzt war das alles wieder gut. Jetzt wußte er es, daß das Diandl auch ihn gern habe. Anders konnte er sich ihr Benehmen nicht mehr erklären. Warum sollte sie denn sonst das unglücklichste Geschöpf auf der Welt sein wollen!

Der Lex schloß seine Gedankenreihe mit einem lauten Suchezer und sprang wie ein verrückt gewordener Heuschreck in der Stube auf und ab. „Suche! Dö oder Koane!“ rief er das eine über das andere Mal. „Pass' auf, Mohrhofner, das hättest du aa nit vermutet, daß du dein Diandl so bald an den Mann bringst und daß aus der Wallfahrt a Brautschau werden tät'!“

In dem Herzen des ehrlichen Schmiedes jubilierte es, als wenn dort auf einmal ein ganzes Lerchennest ausgekommen wäre. Draußen glänzte die Sonne über der Winterlandschaft. Am liebsten wäre der Lex, wie er war, geradewegs durchs Fenster gesprungen und dann ein Stück weit geflogen bis auf den nächsten Berggipfel, um sich da droben in der klaren Winterluft einmal ordentlich ausjodeln zu können.

„Mir scheint, es is ganz prächtig gungen?“ ließ sich da die Stimme der Mucken Moidl vernehmen, die, ohne vom Lex bemerkt zu werden, in die Stube getreten war.

„Guat is's 'gangen, nix is g'schehen!“ rief der Lex,

mit den Fingern schnalzend, und machte einen Luftsprung, daß er mit dem Kopf an die niedere Stubendecke stieß. „Schad't nix!“ meinte er. „Das is jetzt die vierte Watschen! I vertrag' schon no a paar!“

„Du bist ja ganz aus'm Häusl, Mohrhofer!“ sagte die Moidl.

„Was, Mohrhofer?“ fragte der Lex, der aus der Rolle gefallen war.

„Mir scheint, du hast dir 's Hirn verrenkt, daß du nit amal mehr dein' Namen weißt!“ lachte die Moidl.

„Ja so,“ erinnerte sich jetzt der Lex. „Hast schon recht!“ Dabei flog aber doch ein kleiner Schatten über seine Heiterkeit.

„Es muß oan' do leichter sein, wenn so a schwerer Mühlstein vom Herzen is!“ meinte die Mucken Moidl teilnehmend.

„Und ob oan' leichter is!“ versicherte der Lex aus voller Seele und dachte sich das Seinige dabei.

„Es is a G'sellschaft draußen in' der Kuchel!“ sagte die Moidl. „Dö sagen, sie kennen di guat!“

„Mur einer lassen!“ rief der Lex. „Heut' könnt' i die ganze Welt umarmen!“

Die Dirn ging in die Kuchel, um zum Kaffee zu schauen. Gleich darauf betraten zwei verdächtige Gestalten die Stube.

Es waren zwei schon bald im ganzen Land bekannte Bagabunden, die sich von Thal zu Thal redlich durchfochten. Der Bader Franzl war einmal ganz geschickt gewesen in seinem Beruf. Fürs Vieh noch mehr als

für die Leut', sagte man. Dann hatte er sich total ver-
soffen. Ähnlich war es dem Himmelschuster gegangen,
der übrigens aus der Gegend selber war und in einem
hochgelegenen Bergneß gehaust hatte, von dem schon
die gerade Straße in den Himmel führte, wenn man
die an die steilen Wände hingeklebten Häuser von unten
betrachtete. Daher trug er auch seinen Namen.

„Bitt' um Verzeihung,“ sagte der Himmelschuster
eintretend, „wenn wir stören! Der Mohrhofser ent-
schuldige unsere gefällige Kleinigkeit!“

„Ja, das is ja gar nit der Mohrhofser, das is der
Schmied Lex!“ sagte der Bader Franzl und riß Augen
und Maul zu gleicher Zeit auf.

„Ob du stad bist oder nit!“ rief der Lex. „Da bin
i für die nächste Zeit no der Mohrhofser! Verstanden,
und nix weiter g'fragt! Und wem's nit recht is, der
soll's nur sagen! Dann dreh' i ihm's G'nack um!“

„Gist' di nit, Lex!“ beschwichtigte ihn der Himmel-
schuster. „Du bist der Mohrhofser. Wirst schon wissen,
warum. Und wir ratschen nix aus! Da kannst di drauf
verlassen, wie aufs Evangeli. Zwei freie deutsche
Männer, wie wir zwei, haben auch a Ehr' im Leib!“
Dabei schlug sich der Himmelschuster auf die Brust,
daß es dröhnte. „Au weh!“ meinte er aber gleich
darauf, „jezt hätt' i bald meine Schnapsflaschen zer-
schlagen!“

„Du hast lang guat reden von der Freiheit!“ höhnte
ihn der Bader Franzl. „Bist ja erst vor a Wochen
aus 'm Gemeindefotter ausg'lassen worden!“

„Und du hättest schon längst gern g'heiratet, wenn

du vor lauter Einsperren dazu'kommen wärst!" gab der Himmelschuster zurück.

„S glaub' halt alleweil," lachte der Lex, „daß in der Höll' drunten das Türschloß 'brochen is und daß ihr zwei bei der schönen Gelegenheit auskommen seid. A Hadernsammler kann enk aa verloren haben!"

„Das is leicht möglich!" bestätigte der Bader Franzl aufrichtig.

„Wie kommt's denn daher in dö Gegend?" fragte der Lex.

„Auf die Füß'!" rief der Himmelschuster. „Ubrigens sind wir gerade auch von einer kleineren Landpartie zurückgekommen und sehen deshalb etwas zurückgekommen aus. Wir haben schon nobligere Touristen g'sehen, für dö a Haderlump was 'geben hätt' aufs G'ratewohl, ohne zuerst die Fexen zu wägen!"

„Ja, und wie geht's dir denn, Himmelschuster?"

„Mir geht's jetzt ganz gut!" meinte der Bagabund, sich in die Brust werfend. „Vor an halben Jahr hab' i freilich meine Knochen bettelt, sie sollten mir den Leib no zusammenhalten. Die berühmtesten Ärzte und Professoren hatten mich bereits aufgegeben — und von dort an ist's mir wieder besser gangen!"

„Und dein' Kameraden?"

„Dem ist's in die Nerven g'fahren!" antwortete der Himmelschuster für den Franzl. „Früher hat dir der Nerven g'habt wie Strick'! Aber da haben sie ihn, wie sie ihn mitten im Winter zur Lauf' tragen haben, verloren und zwei Stunden lang im Schnee nimmer an'troffen. Davon hat er si halt no nie recht erholen können."

So ging es noch eine Weile in dem bekannten Bagabundenjargon fort, der bäurische und städtische Elemente vermischt in sich trägt und überall irgend etwas aufgabelt, wo eine Heß' los ist.

„Weißt,“ meinte endlich der Bader Franzl, „vom Reden allein wird man nit selig. I spür' schon wieder so a Sdigkeit und Blödigkeit im Magen. Wie wär's denn, wenn der Lex, der Mohrhofner will i sagen, was aufwixen tät!“

Der Lex ließ sich denn auch nicht lange betteln und holte die halb geleerte Enzianflasche vom Fensterbalken, der die beiden durstigen Seelen in wenigen Minuten den Garaus machten. Dann ging der Lex in die Kuchel und brachte neue Herzkstärkung.

„Später wandern wir dann zum Bärenwirt!“ tröstete er die beiden, als der Schnaps wieder auf die Meige zu gehen begann.

„Weißt, warum wir eigentlich in dö Gegend kommen sein?“ fragte der Bader Franzl geheimnisvoll den Lex.

„Dös könntest ihm do schon am linken Ohr waschel ansehen, daß er dem Herodes sein Weib is!“ tat der Himmelschuster den orakelhaften Ausspruch.

Der Lex erriet gleich, was der alte Bagabund sagen wollte.

„Aha, ös wollt's wohl 's Dreikönigspiel auführen!“

„Freilich! freilich!“ bestätigte der Franzl. „Das tragt alleweil hübsch a Geld. Da gehen wir von Haus zu Haus. Wir sein heut' beim Galgenpater g'wesen

um Erlaubnis fragen. Der hat nix dagegen. A paar alte Weiberschürz' und rote Unterröck' haben wir auch schon beisammen zur bessern Ausstattung. Der Bärenwirt leiht uns a Klampfen¹⁾ und der Mesner die Sammelbüchsen. Das Sternlicht hat der Himmelschuster aus a alten Stallatern' ganz prächtig z'sammg'stellt. Er macht den grausamen Herodes, und i mach' sein böses Weib. Es fehlt si also weiter nix, als no zwei Könige aus'm Morgenland. Den dritten haben wir schon, den Waldhauser²⁾. Den macht der Bigguler Josl. Und daß du vielleicht oan' von dö zwei andern übernimmst, täten wir schön bitten!" meinte der Franzl zum Lex gewendet.

„Abg'macht!" schlug dieser vergnügt ein. „I mach' den Melcher!"

„Das is g'scheit von dir, Lex!" rief der Himmelschuster begeistert aus. „Jetzt fehlt uns no der Mohrenkönig. Für den is alleweil am härtesten einer aufzutreiben, obwohl er am wenigsten zu reden hat. Für den Herodes sein Knecht, der auch no gut zu dem Spiel passet, haben wir schon so halb und halb a Zusag' vom Nachtwachter Hiasl. Aber der Mohrenkönig, der Mohrenkönig!" meinte der Bagabund und wiegte bedächtig sein Haupt, das schon von einer mächtigen Glase bedeckt war.

„Weißt was!" rief der Lex aus, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß. „Der Mohrhofer muß den Mohrenkönig machen! An Mohren hat er eh' in

1) Guitarre. 2) Balthasar.

seinem Namen; da paßt er am allerbesten zu dem G'schäft!“

„Der wird dir was pfeifen auf dös G'schäft!“ wendete der Himmelschuster ein. „Der is ja, seit ihn sein Weib nimmer sekert, so stolz wie a Floh am Teller!“

„Das lass' nur meine Sorg' sein!“ erwiderte der Lex. „Er muß, und damit Basta!“

Bald darauf brach der Lex mit den zwei Bagabunden auf, um beim Bärenwirt noch einiges des Guten zu tun. Den beiden Mucken Gitschen sagte er, daß er jetzt unbedingt etwas an die Luft müsse; denn die ganze Geschichte habe ihn viel zu viel aufg'riegelt und angegriffen. Am Abend würde er schon wieder vorsprechen. Und sie sollten ihm einstweilen die schöne Susi grüßen.

* * *

Als sie zum Bärenwirt kamen — es war schon ziemlich spät am Nachmittag — saß der Mohrhofer mutterselenein im Extrastübel und hatte eine volle Flasche Magdalener vor sich stehen.

Der Lex bedeutete dem Franzl und seinem Kameraden, sie möchten nur in der Wirtsstube bleiben, er werde inzwischen mit dem Mohrhofer schon das Nötige ausmachen. Gleichzeitig bestellte er bei der Kellnerin für die beiden Landstreicher eine Maß Wein, Speck und Brot.

„Aber fein an roten Speck!“ rief der Franzl dem dienstbaren Geist nach. „I vertrag' loa Fetten nit!“

Und wann schon amal ang'schafft wird, will i's haben, wie's meinem Magen paßt! Verstanden!"

Der Mohrhofner hatte während des ganzen Tages dem köstlichen Magdalener des Bärenwirthes eifrig genug zugesprochen. Zum Theil schmeckte ihm der Tropfen wahrhaft vortrefflich, und zum Theil wollte er auch seine Angst und Verzweiflung hinunterschwemmen.

Als der Lex sich zu ihm setzte, sah der Bauer vor lauter „naß futtern“¹⁾ schon alle Erzengel im Himmel; und der Lex mußte ihm einige ausgiebige Rippenstöße versetzen, bevor der Mohrhofner zu einem vernünftigen Diskurs zu haben war.

„Wie is es denn nachher gungen? Hast alles gut ausg'richtet?“ lallte er mit gebrochener Stimme.

Der Lex hielt es für überflüssig, den Bauer noch des weiteren über den Erfolg seiner Mission aufzuklären, und meinte nur: „Es is alles in Ordnung. Aber für a andersmal suchst dir an andern Lappen zu so was!“

„Es wird nimmer vorkommen!“ beteuerte der Mohrhofner und schenkte seinem Freund ein Glas Wein ein. „Da trink', Lex, du wirst es nötig haben. Das Weindl bringt einen auf die hintern Füß'. Du glaubst gar nit, was das für a Wirkung hat. Gestern hab' i schon glaubt, der höllische Schürmeister hat mi beim Kragen. Und heut', i sag' dir's, Lex, heut' is mir so federleicht, daß i glei als a Engel in Himmel fliegen könnt'!“

1) trinken.

„Solche Engeln könnten sie droben grad no brauchen!“ brummte der Lex. Dann rückte er mit seinem Plan heraus, daß der Mohrhofer heute den Mohrenkönig machen müsse. Der war gleich dabei und erklärte sich vollkommen einverstanden damit. Heute sei es ihm ganz gleichgültig, was mit ihm noch geschehe. Er mache Könige und Patriarchen und Propheten, alles in einem.

Als der Bauer noch eine Halbe Magdalener anschaffen wollte, legte der Lex ein energisches Verbot ein. Jetzt sei es genug, meinte er. Als Mohrenkönig brauchte er zwar nicht sonderlich viel Verstand zu haben, aber „a bissel beim Zeug“ mußte er denn doch sein; denn sonst müßten sich die andern beiden Könige mit ihm schämen.

Da der Wein ausgetrunken war, torfelte der Mohrhofer mit dem Lex in die Wirtsstube, wo er von den beiden Bagabunden mit einem donnernden Hoch empfangen wurde. Dann gab der Lex den zweien einen Wink, und sie gingen miteinander in den Hof des Bärenwirthes.

Dort wurde der Mohrhofer mit dem Kopf von dem Lex und den beiden Bagabunden unter das Brunnenrohr gehalten, obwohl er ausschlug wie ein wildes Roß, und erhielt eine kalte Dusche.

Das schien ihm ersichtlich wohl zu bekommen und ihn soweit ernüchtert zu haben, daß der Lex großmütig entschied, jetzt wollten sie alle vier mitsammen noch eine Maß Magdalener trinken. Dem Himmelschuster und dem Bader Franzl müsse der Mohrhofer aber

jedem ein Kalbsbrat'l zahlen. Dann sollten allmählig die Vorbereitungen zu dem Umzug der heiligen drei Könige getroffen werden.

* * *

Als es dunkel geworden war, schlich der Schmied Lex allein zum Gute der Mucken Gitschen am Waldrand hinauf, vorsichtig und spähend, als wenn er etwas gestohlen hätte.

In der Stube brannte Licht. Der Lex sah heimlich zu den Fenstern hinein. Da saßen die beiden Diruen am Spinnrad und waren emsig beschäftigt, das Rad zu drehen und das dünne Garn durch die unermüdblichen Finger gleiten zu lassen. Die schöne Susi war nicht in der Stube. Ein zufriedenes Lachen glitt über das Gesicht des Lex.

Dann drückte er sich um das Haus und öffnete das große zweiflügelige Thor, das in den Lennen führte. Der weite Raum sah jetzt bei Nacht fast abenteuerlich aus. An einer der hölzernen Wände hing eine mit starkem Drahtgeflecht umsponnene runde Laterne, in der ein karglicher „Olfunsen“¹⁾ brannte — kaum daß man die zunächst gelegenen Gegenstände genau unterscheiden konnte.

Eine Dreschmaschine ältester Konstruktion machte sich breit, daneben Getreidesiebe, Schaufeln und Schubkarren. An den Wänden hingen zerstreut Dchfengeschirre

¹⁾ Olocht.

und allerlei andere Ackergeräthschaften. Auch ein paar lederne Feuereimer hatten hier ihren Platz gefunden.

Der Lennen stand durch einige Futterlöcher, welche in die darunter gelegenen Viehkrippen führten, mit dem Stalle in Verbindung. Durch diese Löcher brauchte man dann einfach die einzelnen Bündel Heu zu schieben. Ein kleiner Heustock war neben den Futterlöchern gelagert. Die übrigen Heuvorräte befanden sich auf dem Dachboden des Lennen, zu dem eine steile Leiter emporführte.

Der Lex horchte eine Zeitlang gespannt. Kein Laut ließ sich vernehmen, als manchmal ein dumpfes Muehen des Viehes im Stall oder das Rasseln einer Kette. Da unterschied auf einmal das feine Ohr des Lauschers das Geräusch von sich nahenden leichten Tritten.

Mit der Geschwindigkeit eines Eichelkugels war der Lex die Leiter zum Lennboden emporgeklettert und warf sich dort ins Heu, den Kopf vorsichtig über die Lucke hinausstreckend und den Atem einhaltend.

Jetzt öffnete sich eine schmale Thür, die von der gegenüberliegenden Seitenwand des Lennen in das Haus führte. Die Susi erschien in dem engen Rahmen der Thür. Der Lex erkannte sie deutlich, da gerade der Schein der Laterne auf das Diandl fiel. Und wenn es stockdunkel gewesen wäre, der Lex hätte sie am Schritt erkannt.

Die Susi hielt einen Augenblick inne und drückte die Hand auf die Brust, mehrmals tief und wie beklommen Atem schöpfend. Dann schien sie einen ge-

waltsamen Entschluß gefaßt zu haben, klinkte die Thür geräuschlos hinter sich zu und eilte die paar Stufen, die von derselben in den Tennen führten, hurtig hinunter.

„Also do!“ murmelte der Lex auf dem Dachboden, der über die Absicht des Diandls nicht mehr lange im Zweifel war. „Was koa Heid' nit glaubt, das glauben die Weiber!“

Die Susi hatte sich vor einem der Futterlöcher niedergekniet und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit in den Stall hinunter. Sie war dem Lex offenbar auf den Leim gegangen und wollte in der heiligen Dreikönigsnacht das Vieh reden hören. Das schien aber gerade eine Pause der Überlegung zu machen. Kein Ton ließ sich vernehmen.

„Schier unheimlich ist's!“ murmelte das Diandl halbblaut vor sich hin. „Wenn's nur schon vorüber wär! I glaub' alleweil, es passiert mir was! Ah was! I wag's! — Hab' i wohl mein g'weihetes Amuletzel bei mir?“ Dabei griff die Susi unter den Brustlaß und versicherte sich von dem Vorhandensein des Kleinods. Das schien ihr eine besondere Stärke und Willenskraft zu verleihen. „Jetzt kann mir nix mehr g'schehen!“ meinte sie zu sich selbst in überzeugtem Tone. „Blas! Scheckate“¹⁾! rief sie durch das Futterloch in den Stall hinunter. „Die Susi is da und möcht' enk was fragen!“

Ein tiefes Muß ließ sich von unten herauf hören.

¹⁾ Viehnamen.

Das Diandl fuhr höchlich erschrocken empor. „Jessas!“ rief sie. „Es hat si schon was g'mahrt¹⁾!“

Dann neigte sie sich wieder über das Futterloch und fragte mit einem Herzklopfen, daß es ihr fast das Nieder sprengte: „Sagt's, wie heißt denn amal mein Mann?“

Da drang es dumpf und schauerlich an ihr Ohr: „Schmied Lex heißt amal dein Mann!“ Darauf folgte ein langgedehntes „Muuuh!“ das der Schalk auf dem Heuboden so natürlich nachzuahmen wußte, daß selbst das Vieh im Stall getäuscht wurde und nun seinerseits ein begrüßendes Brüllen hören ließ.

Die Susi war aufgesprungen. Sie wurde bald bleich, bald rot. Es schwindelte ihr vor den Augen. Am liebsten hätte sie laut um Hilfe geschrien. Sie brachte aber vor Schrecken keinen Ton aus der Kehle. Auch davonlaufen konnte sie nicht; denn ihre Füße waren wie festgenagelt am Boden.

Der Schrecken sollte gleich darauf maßlosem Staunen weichen. Vom Dachboden scholl ein lautes Lachen. Der Lex konnte sich nicht länger bemeistern.

Da stieg dem Diandl doch die plötzliche Erkenntnis auf, daß es hier mit ganz natürlichen Dingen zugehe. Es eilte zur Laterne, riß sie vom Haken und leuchtete nach der Richtung, woher das Lachen gekommen war.

Der Lex kletterte aber schon die Leiter herunter. Im nächsten Augenblick stand er mit einem weit ausholenden Sprung neben dem Diandl und faßte sie um die

¹⁾ gemeldet.

Mitte. Die Susi war noch ganz willenlos und ließ es ruhig geschehen.

„Das is do gut,“ lachte der Lex noch immer, „daß uns zwei die Küh' zusammenbringen müssen!“

Das Diandl wand sich los und wollte schon mit der Laterne gegen den Lex ausholen, als dieser ihr in den Arm fiel. „Hollah, das Licht lass' nur brennen!“

„Das is abscheulich, einen so zu erschrecken!“ zürnte die Susi, indem die Aufregung der letzten Minuten noch in ihrer Stimme zitterte.

„I hab's ja g'wußt, daß du kommen wirst!“ entgegnete der Schmied. „Ihr Weibslaut' seid's ja alle gleich neugierig.“

„Was willst denn eigentlich da?“ fragte das Diandl.

„Gar nix,“ entgegnete der Lex ruhig, „als daß du mi gern hast und mein Weib wirst!“

„Dein Weib?“ rief die Susi. „Das is gar nit schön von dir, daß du mi zu allem aa no foppest! I bin eh' das unglücklichste G'schöpf auf der Welt, weil — weil —“

„Weil du mi gern hast!“ jubelte der Lex. „Sag's nur außer! Und jetzt muß das G'spiel a End' nehmen! Hör' mi an, Susi!“

„I will nit! I muß mi ja schamen vor dir!“

„Oder i vor dir, weil i di an einzigen Augenblick im Zweifel lassen hab'. Aber die Mücken Gitschen haben mi ja ordentlich gedrilst zu der ganzen Vaterschaft!“

„Und?“

„Is ja koa wahres Wort dran!“

„Is das wahr?“ fragte das Diandl aufatmend.

„Wahr, wie 's Amen im Gebet. I hab' ja nur an Auftrag auszurichten g'habt. Hab's freili dumm g'nua ang'fangen.“

„Du bist nit der Mohrhofner?“

„Koa Spur! Du hast ja g'hört, der Schmied Ler bin i, den du heiraten mußt! Das heißt, wenn i dir nit gar zu a alter Lackl bin?“ schloß der Ler scherzend.

„Und der Mohrhofner?“ fragte die Susi, der das Ganze noch immer nicht recht in den Kopf wollte.

„Der is aa da. Den wirßt du schon heut' no kennen lernen . . . und hoffentlich hat er nix dagegen einzuwenden, wenn der Ler und die schöne Susi a Paar werden. Außer du willst dir an Jüngern und Sauberern aussuchen!“

„Naa! Naa!“ wehrte das Diandl eifrig ab. Dann ließ es ein leises Lachen hören und meinte neckisch: „Ler, du bist aber a schlechter Kerl!“

„Und du bist a lieber Kerl!“ rief der Ler, schloß die Susi in seine Arme und drückte ihr einen langen Kuß auf die vollen Lippen, den sie herzlich erwiderte.

„Hast mi gern, Diandl?“ jubelte der Ler.

„Ja, ja!“ kam es mit leiser Stimme zurück. „Gottlob und Dank! Bin i froh!“

„Und i nit weniger!“ rief der Ler. „Und jetzt is alles guat. Die drei Watschen reuen mi jetzt nimmer und die Wallfahrt schon gar nit. Denn was Besseres hätt' i mir gar nimmer erbeten können! Auf die Händ' will i di tragen, Diandl, durchs ganze Leben!“

„Und soll i dir trauen?“ flüsterte die schöne Susi an seinem Hals. „Du falscher Bua, du!“

„Mein Herz reiβet i außer und gebet's dir, wann's möglich wär! Wir zwei werden a Paarl, wie no selten eins g'wesen is! Gelt ja?“

Die Susi nickte bestätigend vor sich hin, und dann wurde es noch durch etliche Küsse bekräftigt.

Endlich meinte der Lex: „Und jetzt gehen wir a bissel in die freie Welt außi. Mir wird's zu eng da herinnen. Es is prächtig draußen und gar nimmer kalt. Und da erzähl' i dir dann, wie alles kommen is. Die Stern' glänzen draußen, daß es a Freud' is!“

„Was werden aber die Mucken Gitschen dazu sagen?“ wandte die Susi ein, der der Gedanke an ihre beiden alten Pflegerinnen plötzlich schwer aufs Herz fiel.

„Ja! werden sie sagen!“ beruhigte sie der Lex. „Das wird si alles so schön glatt abwickeln wie a Wollknäuder!“ Dann schlang er den Arm um die Schultern des Diandls, öffnete leise das große Lennentor, und beide schritten hinaus in die helle, sternumglänzte Winternacht.

Als sie bei den Fenstern der Stube vorbeikamen, warfen beide einen raschen Blick hinein. Da saßen die zwei alten Dirnen noch immer eifrig und spannen. Der Lex und die Susi aber schlugen einen halb verschneiten Pfad ein. Der Schnee knirschte so heimlich unter ihren Füßen. Es war so still und einsam in der Welt. Vom Kirchturm hob die Uhr zu einigen Schlägen aus. Das Bergdorf lag zu den Füßen der

beiden Liebenden. Einzelne Lichtlein flimmerten von den Häusern herauf.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gegangen waren, gelangten sie an einen Plankenzaun, wie er die Besitztümer der einzelnen Bauern, auch zum Schutze vor weidendem Vieh, abzugrenzen pflegt. Dort setzte sich der Ler auf eine ausgebrochene Latte und zog das Diandl an seine Seite.

Und wieder fand er den beredtesten Ausdruck für die Stimmung seines Herzens in einem jener Lieder, die die Seele des Volkes tiefer und inniger in sich tragen als sämtliche Kunstgerechten Chöre der Welt. Diesmal sang die schöne Susi auch mit; denn das Lied war ihr bekannt. Sie hatte es schon als winziges Diandl gesungen, bevor sie eine Silbe davon verstand. Von zwei frischen Stimmen klang es in die Nacht hinaus:

Koa Wald is so finster,
Schaut do der Tag 'nein,
Koa Herz so verlassen,
Von der Liab' hat's an Schein,
Koa Bach ohne Wasser,
Koa Bild ohne Gnad',
Koa Diandl auf Erden,
Das koan Buabn gern hat!

Zwoa schneeweiße Läubel'n
Müssen gern anand' hab'n,
A Mannderl, a Weiberl,
Weil sie 's Nesterl z'sammtrag'n.
Und wir bau'n uns a Nesterl,
Das koa Wind mehr verweht,
Wo die Liab' nur alloanig
No ein und aus geht!

Wo zwei herzliche Seelen
 Hab'n an F'sammastand baut,
 Scheint die Sonnen viel heller,
 Is der Himmel erst blau.
 Die Bögerln, dö singen,
 Der Bach rauscht im Grund,
 Und alles zu Ehren
 Unserm ewigen Bund!

Das Lied war verklungen. Der Lex schwang sein Diandl mit einem lauten Jodler in die Höhe. Wenn der Boden da droben nicht so abschüssig gewesen wäre, hätte er mitten im Schnee mit der Susi einen wahrhaftigen Schuhplattler aufgeführt vor Gaudi!

Jetzt galt es, für die nächsten Stunden Abschied zu nehmen; denn der Lex hatte ja noch eine heilige Verpflichtung einzulösen: bei dem Dreikönigsspiel mitzuwirken. Ein letzter Ruck, und der Lex sprang in langen Sägen über die beschneiten Felder dem Dorfe zu, während die Susi langsam gegen ihre Heimat ging.

* * *

Es mochte gegen zehn Uhr nachts sein. Die Mücken Gitschen und die Susi saßen noch beisammen in der Stube. Die zwei alten Dirnen waren aber bei ihren Spinnrädern eingenickt. Nur von Zeit zu Zeit schreckte eine der beiden empor, gab dem Rad einen Tritt und versuchte den Faden zu ziehen. Es wollte aber gar nicht mehr vorwärts gehen; denn das „Pechmannl“¹⁾ war eben mächtiger als alle Willenskraft.

¹⁾ Traummannchen.

Da ließ sich auf einmal draußen an der Türe ein fürchterliches Gepolter vernehmen und die lauten Rufe: „Hoi! Hoi! Aufmachen! Die Sternsinger sein da!“

Die Mucken Moidl schreckte aus dem Schlaf empor und meinte, sich die Augen reibend, verdrießlich: „Jetzt hätt' mir grad' so schön vom Himmel tramt. In an Himmelbett bin i g'legen mit himmelblaue Vorhäng', wo lauter Himmelschlüsseln drein g'stickt waren. Himmelherrgottsfapperment! War das a Pracht! Susi, geh' aufmachen!“

Das Diandl schien auf den Befehl schon hart gewartet zu haben. Es rutschte hinter dem Tisch hervor, wo es in einer alten Heiligenlegende geblättert hatte. Ihre Gedanken waren freilich gar nicht bei den Wundertätern und Märtyrern vergangener Jahrhunderte gewesen.

Sie lief eilig öffnen. Etliche verummte Gestalten drängten sich auf den Flur.

„In der Stuben bleiben!“ wurde gerufen, als die Mucken Gitschen herauskommen wollten. „Sonst holt enk' der Teufel!“ Die Gitschen kehrten mit der Susi in die Stube zurück.

Gleich darauf trat der Nachtwachter Hiasl in voller Ausrüstung mit Speiß, Laterne und Horn ein und begann: „Ich melde den wohllehrsamen Hausgästen gehorsamst, daß wir allda spielen wollen ein tüchtig Spiel von dem grausamen König Herodes und den Königen aus dem Morgenland, so wahr ich der Leibknecht des grausamen Königs geheißn bin!“

Die Türe öffnete sich wieder, und der Himmelschuster als König Herodes trat ein. Er hatte einen roten

Weiberrock umgebunden und eine Krone von Goldpapier auf den verwilderten Haaren. In einer Hand trug er einen Rudelwäcker, der offenbar das Zepter vorstellen sollte. Überall schauten unter der Bekleidung die Fexen des alten Bagabunden hervor¹⁾.

„Guten Abend, Herr König Herodes!“ rief der Nachtwächter Hiasl. „I hab' was zu apportieren!“

„Was gibt's Neues?“ fragte der Himmelschuster Herodes würdevoll.

„Es sein drei Kerl' draußen. Sie sagen, sie seien die drei heiligen König' aus 'm Morgenland!“ erwiderte der Leibknecht.

„Sag' g'schwind meinem Weib, der Königin, sie soll herkommen. Nachher holst a paar Maß Bier beim Wirt!“ befahl der König.

Der Nachtwächter, der sich trefflich in seine Rolle fand, brummte, indem er zur Lüre hinausging. „Soll i jetzt dös z'widere Raffelscheit suchen gehen! Es hat eh' a Kälten draußen, daß einem das Vaterunser im Maul g'friert!“

Als der Knecht draußen war, hielt der König den Anwesenden folgenden Monolog: „Das wird jetzt a schönes G'sicht abgeben bei meiner Alten. Sie behandelt mi wie an Hund — a Schoßhündel hab' i sagen wollen, und tatschelt mi den ganzen Tag — vor lauter Lieb' natürlich. Es is a Kreuz. Umgehen tut sie mit mir, wie die Juden mit unserm Herrgott!“

1) Einzelnes frei nach einem alten Dreikönigspiel des Sebastian Sailer (1714—1777).

Da trat der Bader Franzl als Königin in die Stube. Ein schallendes Gelächter erhob sich unter dem Publikum. Der alte Saufaus hatte aber auch einen zu närrischen Anstrich. Ein verschossener Weiberrock mit unzähligen Falten baumelte ihm um die Hüften. Auf den Kopf hatte er eine Nachthaube mit flatternden Bändern gebunden. Darunter drängte sich sein struppiger Bart wie das Außere eines Igels hervor. Und die rote versoffene Nase erglänzte nur um so deutlicher unter dem Weiß der Haube. In den Händen trug der Bader Franzl einen riesigen Strickstrumpf und gabelte eifrig darauf los.

„Was willst denn?“ fuhr die Königin ihren Gemahl an.

„Das laßt si hören!“ erwiderte der. „Was meinst jetzt, was i will?“

„Zieh' di nit wie a Strudelteig! G'wiß wieder a Lumperei!“

„Sei nur nit glei drüber aus. Es kommen halt heut' no Gäst'. Mußt a bissel was z' Nacht kochen und die Betten frisch überziehen.“

„Was!“ belferte der Bader Franzl. „Du Gauner! Du Saufaus! Du Spitzbub! Alle Lumpenbagaschi laßt du herein. Hast g'meint: die Betten frisch überziehen? Als wann's nit alleweil g'nua zu waschen gebet! Wann ihnen die Betten nit sauber g'nua sein, sollen sie auf'm Boden liegen! Bastamento!“

„Höh! Höh!“ gröhnte der Himmelschuster. „Du glaubst wohl, der Sauhirt von Ulm kommt! Du mußt wissen, es kommen König' — und drei auf einmal!“

„Werden wohl auch so lausige sein, wie du einer bist!“ warf der Bader Franzl zum Gaudium der Zuhörer ein.

Da öffnete sich wieder die Stubentür, um den Nachtwachter hereinzulassen.

„Sie rucken schon an!“ meldete er.

„Wie schauen sie denn aus?“ fragte die Königin.

„I hab' mi nit ganz zuabi getraut. Sie haben den Teufel bei ihnen!“

„Das wär' mir ganz recht,“ rief der Himmelschuster, „wann er mein Weib holen tät! I gäb' ihm acht Tag' z' fressen und z' saufen grad' g'nua!“

„Es is a Kohlschwarzer dabei!“ erläuterte der Nachtwachter geheimnisvoll. „Und der schaut grad' so aus, wie man den Teufel abmalen tuat!“

Jetzt kamen die heiligen drei Könige mit gewichtigen Schritten in die Stube. Sie waren im ganzen recht würdig und hübsch ausgestattet. Sie trugen lange rote Mäntel, goldene Kronen und große Stäbe.

Der Bigguler Josl als „Waldhauser“ trug das Sternlicht. Das war eine Laterne an einer hohen Stange, jedoch durch ein schwarzes Tuch verhüllt, das durch Ziehen an einer Schnur plötzlich entfernt werden konnte.

Der Lex als „Melcher“ hatte an einem breiten grünen Bande eine Guitarre umhängen.

Der Mohrhofer mit gräulich geschwärztem Gesicht schwang in der einen Hand ein Weihrauchfaß, in der andern hielt er eine Sammelbüchse. Den Stab hatte er unter den Arm geklemmt. Dem Bauer war höllen-

angst; denn er ging hier ja noch viel wichtigeren Dingen entgegen. Die dicken Schweißtropfen rannen ihm über das Gesicht und zogen breite Furchen durch den Ruß, so daß er mit der Zeit gestreift war wie ein Zebra.

Der Ler schlug auf der Guitarre einen Akkord an und begann mit einer feierlichen dumpfen Stimme, halb im Rezitando, halb als Gesang:

Die heiligen drei König', die kommen jetzt her,
Der Melcher bin i, der Kasper ist der!
Und der der Waldhauser, o schreckt's euch nit dran,
Er ist vom Wald außer der prächtigste Mann!
Jetzt sing' i a G'hangel und spiel' was dazua,
Setzt's stad euch auf's Bankel und gebt's fein Ruah!
Den grausamen König geht's Grausen schon an,
Er fürcht' si nit wenig, sie jagen ihn davon!

Nach dieser Einleitung stellten sich alle drei Sternsinger in Positur, und es folgte im Chorus eines jener alten Dreikönigslieder, wie sie noch immer im Schwang sind:

Das unschuldig Kindel, das die Jungfrau gebor'n
Und g'fatscht hat in Windel, is dem König a Zorn.
Und könnte er's finden,
Zu Tod tät' er's schinden;
Er sagt, er will's krönen und beten gern an,
Du lausiger König, wir kennen dich schon!
Die heilig'n drei König', die sehen kein' Stich,
Sie flehen herzinnig: „Wer weist uns denn hin!“
Sie haben kein' Latern' nit,
Es leucht' auch der Stern nit;
Hübsch lang müssen's warten, weil keiner nix siecht!
Af amal, dö Freuden! wird's wieder hell-licht.

Bei dem letzten Vers wurde plötzlich das schwarze Tuch vom Sternlicht gezogen. Dann schlossen die drei:

Ihr braucht euch nit z'sorgen, wir finden schon hoam,
Wir reisen gleich morgen dahin in der G'hoam,
Schön außi ums Eckel
Bis hin zu dem Fleckerl;
Herodes, auweh, du magst passen schon da;
Denn hast du's nit g'sehen, so siehst es nit aa!

Bei der letzten Strophe hatte der Mohrenkönig nicht mehr mitgesungen. Die dicken Tränen liefen ihm neben den Schweißtropfen über die Wangen herunter. Zuletzt schluchzte er ganz vernehmbar.

„Den Rascher muasß der Ruasß in die Augen beißen!“ meinte die Mücken Seph besorgt.

Da konnte sich der Mohrhofer nicht mehr länger halten. Er warf Sammelbüchse, Weihrauchfaß und Stab fort, eilte auf die Susi zu, drückte das Diandl ans Herz und küßte sie ein über das andere Mal.

Und das Diandl wehrte sich gar nicht; denn der Lex hatte ihm auf dem Abendgang am Walde schon alles erzählt.

Schön sah sie jetzt freilich nicht mehr aus, die Susi; denn sie war im ganzen Gesicht voll Ruß. Die Mücken Gitschen waren geraume Zeit starr vor Staunen. Vielleicht mochten sie auch einen Augenblick denken, es gehöre das mit zum Spiel.

Endlich raffte sich die Moidl auf: „Was wär' denn das für a neue Modi! Jetzt werd' i aber glei' mit dem Lumpenpindel ausfahren! Und du schaußt ruhig zu!“ wandte sie sich vorwurfsvoll an den Lex.

„Da hab' i nix drein zu reden!“ meinte der laut lachend.

„Wer is denn der Mensch eigentlich?“ schalt die Moidl.

Der Mohrhofner ließ die Susi los und kam auf die beiden Mucken Gitschen zu. Mit verzagter Stimme und gleichzeitig ein paar Schritte retirierend, meinte er: „Das seht's ja eh', daß i der Mohrhofner bin!“

„Du bist der Mohrhofner?“ riefen beide Mucken Gitschen zugleich. „Wer is denn nachher der?“ Dabei deuteten sie auf den Lex, der sich auch schleunig aus dem Bereich der zwei schlagfertigen Dirnen zog.

„Das is dann halt a anderer!“ erklärte der Lex.

„Wir werden dir schon den andern geben!“ rief die Mucken Moidl erboßt und entriß dem König Herodes seinen Nudelwalker. „Glaubt's ihr, ihr könnt's uns für an Narren halten! Und du, Diandl, scham' di!“ bekam die Susi jetzt auch ihren Teil ab.

Als die Moidl mit dem Nudelwalker gegen den Lex anrücken wollte, erfaßte den Mohrhofner plötzlich eine Höllenschneid.

Er stellte sich breitspurig vor den Lex und erklärte auf das bestimmteste: „Dem Schmied Lex lass' i nix mehr tun! Der is mein zukünftiger Schwiegersohn! Und über das Diandl hab' i jetzt zu schaffen, weil i ihr Vater bin! Und wann die Mucken Gitschen raufen wollen, soll's uns recht sein! Wir sein aber unser Sechse, und die Susi hilft aa no zu uns!“

Der König Herodes, die Königin und der Leibknecht scharten sich nun auch zu den Weisen aus dem

Morgenland; und die Susi stellte sich resolut zwischen den Mohrhofer und den Schmied Lex.

Noch eine Weile schwang die Mucken Moidl den Rudelwanker in der Faust, als ob sie sich's überlegen wollte, dann warf sie den Holzprügel hinter den Ofen und meinte: „Wißt's was, ihr seid's alle miteinander a infame Bagaschi, dö der Teufel beim Wandern verloren hat! Am g'scheitesten ist's, ihr wascht enß zuerst ab! Dann hol' i an Enzian aus'm Keller!“ Bei dieser energischen Ansprache zitterte aber die Stimme der alten Dirn vor Rührung.

Da stürzten der Mohrhofer, der Lex und die Susi auf die beiden Gitschen los. Und jede bekam von allen dreien ein kräftiges Bussel ab. Jetzt waren sie natürlich auch voll Ruß. Der Lex selbstverständlich ebenfalls; denn der hatte so dazwischen drein seinem Diandl etliche Busseln versetzt.

Nun blieb nichts übrig, als in die Küche zu wandern und eine allgemeine Mohrenwäsche zu beginnen. Die war denn auch vom besten Erfolg gekrönt. Eine Viertelstunde später saß die ganze Sippschaft in der Stube beisammen, die schöne Susi im Herrgottswinkel zwischen dem Mohrhofer und dem Schmied Lex.

Der Enzian stand auf dem Tisch und dazu rescher Zwieback, Speck und Schnittkas in Hülle und Fülle. Daß in dieser ereignisreichen Nacht kein Tropfen Enzeler mehr im Keller der Mucken Gitschen blieb, braucht wohl nicht versichert zu werden.

Der Lex hatte wieder die Zither hervorgeholt, und der Bader Franzl begleitete ihn jetzt auf der Guitarre.

Da wurde gespielt und gesungen, daß es eine helle Freude war. Es kam ja vom Herzen und ging zum Herzen.

Mitternacht war schon vorüber, als sich zum Zitherklang und zu den Saiten der „Klampfen“ in der traulichen Stube bei den Mucken Gitschen noch einmal jene alte Weise vernehmen ließ . . .

Wo zwei herzliche Seelen
Hab'n an Zsammastrand baut,
Scheint die Sonnen viel heller,
Is der Himmel erst blau.
Dö Bögerln, dö singen,
Der Bach rauscht im Grund,
Und alles zu Ehren
Unserm ewigen Bund!



Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Schriften von Rudolf Greinz

- Auf der Sonnseit'n.** Lustige Tiroler Geschichten. 10. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Luxusband M. 7.—.
- Hin ist hin!** Lustige Marterln. 7. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
- Allerseeleu.** Roman. 12. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Luxusband M. 7.—.
- Die Thurnbacherin.** Drama in drei Akten. 2. Tausend. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
- Das Haus Michael Senn.** Roman. 10. Tausend. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.
- Aus'm heiligen Landl.** Lustige Tiroler Geschichten. 9. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.
- Das stille Nest.** Roman. 13. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.
- Bergbauern.** Lustige Tiroler Geschichten. 7. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Das goldene Regelspiel.** Neue Tiroler Geschichten. 4. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Im Herrgottswinkel.** Lustige Tiroler Geschichten. 7. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Marterln und Botivtaserln** des Tuifele-malers Raffan Kluibenschädel. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. 2. Tausend. Kart. M. 3.—.
- Tiroler Bauernbibel.** 11. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Im Verlage von L. Staackmann, Leipzig,
erschien ferner von Rudolf Greinz:

Die Vergangenheit

Schauspiel in drei Akten

Brosch. 2 M., geb. 3 M.

Großer dramatischer Lebensnerv und eine sich von Akt zu Akt steigende Spannung eignen diesem Werke, das auch an Feinheit der seelischen Entwicklung zu den besten Schöpfungen des Dichters gehört.

Gertraud Sonnweber

Roman

Dreizehntes Tausend

Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Luxusband 7 M.

Neue Freie Presse: Niemals noch hat Greinz so tief in das Geheimnis von Frauenseligkeit und Frauenleid hinabgeleuchtet wie diesmal . . . Unter den Frauengestalten der modernen deutschen Literatur verdient diese blutwarme Gertraud Sonnweber einen hervorragenden Platz.

Münchener Neueste Nachrichten: Der Roman liest sich und wirkt wie ein Drama, knapp in der Führung, kühn im Aufbau, voll Spannung und Kraft . . . Neben dem literarischen und dem nicht minder großen Kulturwerte kommt dem Buche noch eine Bedeutung zu: es ist der erste Tiroler Bauernroman modernen Stils.

Berner Bund: Ein Werk von überzeugender Wirklichkeitsstreue und einer Entschiedenheit in der Stellung und Lösung des Problems, die zum Aufsehen zwingt.

